Mathilde Ludendorff

Triumph des Unsterblichkeitwillens



„Nicht das Sein gibt die Erkenntnis, nur das Werden birgt das Rätsel."

Erweiterte Inhaltsangabe zu
Triumph des Unsterblichkeitwillens
Teil 2: Wie die Vernunft es sah

„Nicht das Sein gibt die Erkenntnis, nur das Werden birgt das Rätsel.“

Eine Einführung in die Gedankenwelt des *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“* von Mathilde Ludendorff anläßlich des Erscheinens der Erweiterten Inhaltsangabe (bearbeitet von Friedrich Burau) zu *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“*, 2. Teil: *„Wie die Vernunft es sah.“*

Von L. Berger

Grundsätzliches zur Beschäftigung mit der Philosophie M. Ludendorffs

Unter dem oben zitierten Leitsatz Mathilde Ludendorffs aus ihrem ersten philosophischen Werk *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“* legt der Verlag Hohe Warte eine erweiterte Inhaltsangabe dieser 1921 erschienenen Grundlegung einer neuen Philosophie vor. Das Büchlein ist ein zweckdienliches Arbeitsmittel, um sich erstmals oder erneut in dieses Werk einzulesen und sich mit seinem erstaunlichen Inhalt vertraut zu machen. Es kann als Leitfaden und als Erinnerungshilfe dienen und ein rasches Nachsuchen zu bestimmten Themen erleichtern. Die dort zu findende dichte Folge der wesentlichsten Lebensfragen des Menschen gibt unmittelbaren Anstoß zum Lesen des Buches und zur geistigen Erarbeitung der darin ausgeführten philosophischen Grundidee Mathilde Ludendorffs und der daraus entwickelten Einsichten und Antworten.

Sie haben einen weitreichenden Fortschritt in der Erkenntnis der Wirklichkeit gebracht und erklären in einem umfassenden Zusammenhang die den Menschen am meisten betreffende und bewegende Frage nach dem Sinn seines Lebens und seines unweigerlichen Sterbens, dem kein Lebender entrinnen kann. Im ihrem Werk *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“* legt Mathilde Ludendorff die kühne Deutung vor, daß der Lebenswille des einzelnen, der ewiges Verbleiben im Dasein d.h. Unsterblichkeit ersehnt, jedoch unrettbar dem Todesmuß unterworfen ist, in einer Vergeistigung des Seelenlebens seine Unsterblichkeitssehnsucht erfüllen kann und auf diese Weise über den Tod erhaben wird.

Wegen der auch heute noch ungewöhnlichen Ideenwelt ist es vorrangig, sich ohne Vorbehalte erst einmal die philosophische Aussage zu

erschließen und die dafür verwendeten Begriffe sinngerecht zu verstehen. Erst dann kann eine fruchtbare geistige Auseinandersetzung mit den philosophischen Setzungen folgen. Das ist deswegen nicht so einfach, weil es sich um ideelle Inhalte handelt und nicht um die physikalische Welt. Erst bei zutreffendem Verständnis des Wesensgehaltes der ludendorffschen Begriffswelt kann eine fruchtbare geistige Auseinandersetzung folgen, z.B. was ist der philosophische Gehalt des ludendorffschen Sinnfeldes *„Wille“*: *„Wille Gottes zur Bewußtheit“*, *„göttliche Willenserscheinung in der Entstehungsgeschichte von Welt und Leben“*, Auftauchen *„göttlicher Willen in der Menschenseele“*. Wille ist hier ein Grenzbegriff, eine Hilfsbezeichnung für etwas Jenseitiges, was – vielleicht analog energetischen Feldern der Physik – zwar schon in die Erscheinung getreten ist, aber nur im Geringstmaß in den Raum, die Zeit und die Ursächlichkeit eingeordnet ist. Die Stimmigkeit des Gesamtentwurfs über Welt und Mensch und die inhaltstiefen Antworten zu allen grundsätzlichen Fragen des Einzellebens und des menschlichen Gemeinschaftslebens führen dazu, dem Leser überhaupt philosophisches Fragen zu eröffnen und ihn erkennen lassen, daß er hier seine ureigenste Fragestellung dem Leben und dem Geschichtegeschehen gegenüber vorfindet, und daß das Buch *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“* ihm tragfähige sittliche und moralische Maßstäbe für die eigene Deutung und Erfüllung des Lebens bereitstellt.

Die nötigen Deduktionen und die Überprüfung an der Wirklichkeit sind vornehmlich eine fachwissenschaftliche Aufgabe, und diese erfordert ein Zusammenspiel der verschiedensten geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Disziplinen. Diese schwierige Aufgabe steht noch weitgehend aus – aus bekannten Gründen. Fruchtbare Ergebnisse einer kritischen Betrachtung und die Aufstellung von Leitlinien der Forschung vom Stand der neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse aus sind bereits in den Arbeiten von H. Leupold (in: *„Die Deutsche Volkshochschule“* und dem noch im Jahr 2000 erscheinenden Aufsatzband: *„Philosophische Erkenntnis in ihrer Beziehung zur Naturwissenschaft“*) zu finden, hinter die nicht mehr zurückgegangen werden kann.

Bei der Auseinandersetzung mit dem Werk *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“* sollte es in erster Linie um die philosophische Grundaussage

gehen. Das ist ein philosophisches Unterfangen und nicht eines, wofür die Denklogik der Vernunft beweisfähig ist. *„Sein“* läßt sich nicht beweisen, nur feststellen, daß es ist und daß es einen allgemeinen Sinnzusammenhang erkennen läßt. Der Grundgehalt dieser Philosophie besteht in der Erkenntnis eines transzendenten Seins und seiner Erscheinung in einigen wenigen Willens- und Wesenszügen in dem bestehenden Weltall. Es geht um die Sinndeutung dieser Schöpfung aus einer jenseitigen Uranfänglichkeit: Ihr Sinn ist das bewußte Erleben dieses jenseitigen (*„göttlichen“*) Seins durch ein für solches Erleben begabtes Geschöpf.

Auch die neueste naturwissenschaftliche Erforschung der Grundkräfte der Welt und des Lebens und des menschlichen Bewußtseins bewegen sich in Richtung grundsätzlicher Grenzen der Erkenntnis, an denen nur noch mit Hilfe von komplizierten, langwierigen Hilfs- und Rechenverfahren Ergebnisse erzielt werden können. Die philosophische Erkenntnis wie die naturwissenschaftliche Erklärung der Erscheinungswelt stehen aufs Neue vor dem rätselhaften *„Ding an sich“*, dem für den menschlichen Geist nicht weiter rückführbaren Wesen der Erscheinung. Die Grenze des Erkennbaren hat sich nur im Vergleich zu Kants Zeit hinausgeschoben. Mathilde Ludendorff hat sie für das philosophische Erkennen hinausgeschoben (Erkenntnis des jenseitigen Wesens und Wollens, das sich in den Erscheinungen offenbart), die Naturwissenschaften für das Vernunfterkennen (Erkenntnis über die Erscheinungen, ihre Erscheinungsformen, Grundkräfte und Gesetze).

Die Philosophie Mathilde Ludendorffs wagt den kühnen Schritt einer Sinndeutung, verbunden mit der Überzeugung, daß ihre philosophische Erkenntnis nirgends im Widerspruch zu den Vernunfterkenntnissen aus Natur- und Erfahrungswissenschaften steht. Ein Beispiel: In welch unendlich geringem Maße *„das Göttliche“* sich in die Formen der Erscheinung Raum, Zeit und Ursächlichkeit eingeordnet hat, wie M. Ludendorff behauptet, beweist die heutige Forschung laufend aufs Neue in staunenerregender Weise, man denke an die Teilchenforschung, die Theorie der Nichtgleichgewichtssysteme mit Phasensprüngen oder die neuen Kosmologien (Theorien über den Kosmos und seine Entstehung), nicht

zuletzt denke man an die ungeheure Geschwindigkeit und Komplexität der Hirnvorgänge.

Bei der kritischen Überprüfung dieser vor 80 Jahren entstandenen Philosophie ist es wichtig, sich nicht an dem damaligen Wissensstand Mathilde Ludendorffs, z.B. ihrem Verständnis des Darwinismus und seiner Gleichsetzung mit Materialismus, festzubeißen. Der heutige gesicherte und damit zustimmungspflichtige Wissensstand beantwortet schon vieles mit hohen Wahrscheinlichkeitsgraden, was bei Mathilde Ludendorff philosophisch erschlossen ist, und was sie noch unbefriedigend mit heute nicht mehr zutreffenden Daten aus der Forschung zu belegen suchte. Mathilde Ludendorff hat selbst ausdrücklich ihre philosophischen Einsichten unabhängig gesehen von naturwissenschaftlichen Beweisen, weil es um transzendentes Sein geht. Sie dürften nur nicht in Widerspruch stehen zu gesicherten Erkenntnissen über die physikalische Welt und ihre Kräfte.

Für den philosophisch Interessierten, der sich mit den Werken Mathilde Ludendorffs befaßt, ist als Wahrheitskriterium vor allem wichtig, inwieweit diese Philosophie ihm sinnvolle und lebenstragende Antworten auf seine zentralen Lebensfragen geben kann, und inwieweit sie mehr und tiefer erklärt als andere philosophische Systeme, z.B. was der Mensch ist und wozu er lebt und wie das Weltall sich erklärt und was es an sich ist, d. h. – ontologisch – dem Sein nach ist. Neben der Abgleichung, ob die ludendorffsche Philosophie Wirklichkeit richtig und zusammenhängend abbildet, ist entscheidend für den einzelnen, wie fruchtbar die Anwendung ihrer Grundaussagen für alle Lebensbereiche ist, sowohl für das Erkennen von Mensch und Welt als auch für das Wollen und Handeln, und zwar zur Erhaltung und menschenwürdigen Gestaltung des Einzellebens und des Gemeinschaftslebens, zur Erhaltung von Natur, Kulturen und Völkern.

Die philosophische Grundidee

Die Antworten, die Mathilde Ludendorff im *„Triumph des Unsterblichkeitwillens“* gibt, gründen sich auf folgende Gewißheiten (beziehungsweise Axiome): Das Weltall von seinen Anfängen an bis zum bewußten Menschen und seinem Seelenleben ist göttlicher Wille in der Erscheinung.

„Nicht das Sein gibt die Erkenntnis, nur das Werden birgt das Rätsel.“

Das Wesen der Erscheinungen ist immateriell und zeitlos, ein *„Sein“* – ein Existierendes – jenseits des Ursache-Wirkung-Gesetzes. Ein göttlicher Wille zur Bewußtheit war Ursprung und Ziel für das Eingehen des Jenseits der Erscheinungswelt in die Erscheinung und in die Formen der Erscheinung. Die Unterscheidung zweier wesensverschiedener Wirklichkeiten ist begründend (konstitutiv) für diese Philosophie, z.B. werden unterschieden: Wesen der Erscheinung und Erscheinung, Jenseits und Diesseits der Erscheinungswelt, seelisches Jenseitserleben und physiologisches Geschehen im Gehirn bei ein und demselben Bewußtseinsvorgang. Aus der Transzendenz, dem *„Zustand“* des Nichterscheinungseins, beziehungsweise der Vollkommenheit an sich, der Unbedingtheit oder der Freiheit von den Formen der Erscheinung (Raum, Zeit, Ursächlichkeit) entstand ursachlos ein *„Wille zur Bewußtheit“* als Keim und Träger dieses Weltalls: *„Am Anfang war der Wille Gottes zur Bewußtheit“*.

Für den transzendenten Wesens- und Willensgehalt der Erscheinungen verwendet die Autorin überwiegend den alten Begriff *„Gott“* oder *„das Göttliche“*, um nicht als Materialismus mißdeutet zu werden.

Bewußtes Erleben des in allen Erscheinungen dieser Welt innewohnenden jenseitigen Wesens ist der Sinn und das Ziel der Welt und des Lebens und damit auch des Menschenlebens.

Dieses göttliche Schöpfungsziel trieb die Entwicklung an und ließ im Menschen ein Lebewesen entstehen, das mit wachem Bewußtsein ausgestattet ist, mit Bewußtsein seiner selbst, mit dem Wissen vom Todesmuß sowie mit Freiheitsgraden für Erleben und Handeln. Außerdem besitzt dieses bewußte Lebewesen in seinem Ich schöpferische seelische Entfaltungsmöglichkeiten. Der Mensch mit seinem höheren Seelenleben ist fähig, das Wesen aller Erscheinungen, das transzendente Sein oder *„das Göttliche“*, zu erleben und auf individuelle Weise zu erfüllen. Göttliche Inhalte zu erleben und in einer Ichentfaltung als Wille und als Bewußtsein in seinem Erleben, Wollen und Handeln zu verwirklichen, ist der Sinn des menschlichen Daseins. Aus dem Sinn des Lebens ergibt sich folgerichtig ein unbedingter Wertmaßstab für menschliches Wollen und Verhalten und für die Gemeinschaftsordnung.

Willensfreiheit – moralische Freiheit

Ihre Grundeinsicht führte Mathilde Ludendorff zu weiteren Erkenntnissen. Wesentliches hat sie über die Willensfreiheit des Menschen geklärt. Vor allem geht es ihr um die moralische Freiheit der Menschenseele zur Erfüllung des Schöpfungszieles. Da das Göttliche seinem Wesen nach Freiheit ist – unbedingte Freiheit jenseits aller Formen der Erscheinung – ist die Freiheit zur Seelenentwicklung und Selbstgestaltung unabdingbare Voraussetzung für die Erfüllung des Schöpfungszieles und ist deswegen bei der Aufwärtsentwicklung der Lebewesen in immer höherem Maße entstanden. Die Freiheitsmöglichkeit des Menschen im Wollen und Handeln macht nun nicht nur die Erfüllung des göttlichen Sinns des Menschenlebens möglich, sondern ist auch der Ursprung für alles Schreckliche, *„das Böse"*, das von Menschen vollführt wird. So tief sie die entsetzlichen Auswirkungen gottfernen und gottfeindlichen menschlichen Handelns erleidet und verabscheut – Mathilde Ludendorff erklärt diese vermeintliche *„Unvollkommenheit"* in der vollkommenen Schöpfung aus der Wesenstiefe des Göttlichen und erkennt in der Freiheit zu gottgeeintem, gottfernem oder gottfeindlichem Leben den göttlichen Sinn der Janusköpfigkeit der menschlichen Fähigkeiten zum Guten oder zum Bösen.

Sieg über die Vergänglichkeit durch Vergeistigung des Unsterblichkeitwillens

Eine unerhörte neue Deutung gab Mathilde Ludendorff dem Todesmuß. Und das bewegte sie auch zu der paradoxen Aussage eines *„Triumphes des Unsterblichkeitwillens"* in der Menschenseele über den Tod, wohingegen sie nachdrücklich darlegt, daß und warum der gesetzliche Alterstod in die Welt kam. Das Sterbenmüssen ist die für den Menschen unerklärlichste und schrecklichste Tatsache, gegen die sein Lebenswille wie in jedem anderen Lebewesen rebelliert und gegen die er doch verliert. Mathilde Ludendorff hebt den Lebenstrieb im Menschen als ein besonderes Sinnfeld heraus. Sie zeigt ihn als Selbsterhaltungswillen, der immerwährend im Leben verbleiben will, und faßt diesen Trieb begrifflich neu als Unsterblichkeitssehnen des Selbsterhaltungswillens, als *„Unsterblichkeitwille"*. Gegen die Wirklichkeit des Todes als dem endgültigen

Ende des Lebens mitsamt dem Ich und all seinem Seelenleben setzt sie die aufsehenerregende Vorstellung eines Triumphes des Lebenswillens über die Sterblichkeit: Entgegen den verschiedensten jahrhunderte- und jahrtausendelang herrschenden Religionen und Glaubenslehren, die ein ewiges Leben nach dem Tode versprachen und die Angst vor dem Tode zu eigenen Machtzwecken mißbrauchten, verlegt Mathilde Ludendorf Unsterblichkeit aus der Transzendenz in die Immanenz, aus dem ewigen Verbleiben im Jenseits nach dem Tode in die zu Lebzeiten mögliche Erhebung der Seele aus den Bedingungen des Diesseits, aus der Fesselung an Zeit, Ursächlichkeit und Zwecke usw. in die zeitlose, unbedingte Freiheit des Jenseits der Erscheinung, in das Erleben des Wesens der Erscheinung. In diesem erhabenen Erleben hat der Unsterblichkeitswille in der Zeitlichkeit Anteil an der *„Ewigkeit“* und findet in solcher Vergeistigung seine Erfüllung und Erlösung. Damit gewinnt der Mensch seinsmäßig einen absoluten Wert und wird von der Fessel der Todesangst befreit, wird frei von Angst und Hoffnung auf göttlichen Lohn bzw. Strafe für Gut- oder Bösesein nach seinem Ableben.

Das tatsächliche, leibliche Leben im Diesseits erhält durch diese Möglichkeit einen heiligen Wert, und der Tod kann den Menschen gemahnen, die geschenkte Lebenszeit dem göttlichen Sinn zu widmen. Die Möglichkeit, in seinem vergänglichen Dasein aus freiem Entscheid erhabene Inhalte zu erleben, gibt dem Menschen nicht nur seine Würde, sondern weckt in ihm auch die Verantwortung für die Erfüllung des Schöpfungszieles: Bewußtsein Gottes zu verwirklichen. Dann wird er geleitet von dem Wollen, daß dieser Sinn auch weiterhin von Menschen erfüllt werden kann und daß die Möglichkeit freier Seelenentfaltung zu Gott hin in der Menschenwelt gewährleistet bleibt. Dadurch erhalten Arbeit und Einsatz für die Erhaltung des Lebens, für Kultur und Gotterleben ihren immateriellen Wert und ihre Würde.

Unterscheidung von Sittengesetz und Moral

Eine weitere außerordentliche Geistestat Mathilde Ludendorffs in ihrem ersten philosophischen Werk ist die Unterscheidung zweier wesensverschiedener Bereiche des guten Verhaltens. Sie klärt die Grenze

zwischen Notwendigkeit und Freiheit in der gesellschaftlichen Lebenswirklichkeit.

Zum einen definiert sie den Geltungsbereich des Sittengesetzes. Sittengesetz ist die vernünftige Gemeinschaftsordnung mit verpflichtenden Geboten und Verboten und dem Ausgangsmaßstab der Würde des Lebens und der Person. Das Sittengesetz – man vergleiche die modernen Staatsverfassungen – gibt Vorschriften für das Leben im Diesseits. Die sittliche Gemeinschaftsordnung soll als Ersatz für die dem Menschen fehlenden tierischen Instinkte das Leben des einzelnen und seiner Überlebensgemeinschaft und dementsprechend das Leben der Völker erhalten und menschenwürdige Bedingungen gewährleisten – alles Voraussetzung für eine Verwirklichung des Schöpfungszieles. Sie ist deswegen, wie ein Lebensgesetz, zwingend vorgeschrieben. Zum anderen definiert Mathilde Ludendorff den Geltungsbereich der Moral oder Ethik: die Anwendung von allem göttlichen Wünschen, das in der Seele vorherrscht, in der Wirklichkeit, also die Anwendung des zweckfreien Wunsches zum Guten auf die einzelnen Willensentscheidungen der Person. Es ist die geistige Welt des Jenseitserlebens der Seele und all das Schaffen und Wirken, das aus göttlichem Wollen des Ichs erwächst, wie Kultur; Gutsein; Persönlichkeitsentfaltung. Es tritt innerseelisch im Wunsch zum Guten, Schönen, Wahren und in der Menschen- und Gottesliebe in Erscheinung, umfaßt aber weit mehr, als mit diesen Begriffen benannt werden kann. Für das Verwirklichen dieses höchsten Werterlebens muß Freiheit von jedem Zwang herrschen, denn das Wesen des Göttlichen ist Freiheit an sich. Die Entscheidungsfreiheit des Ichs für oder wider Gott (Moral) und das werthaltige Seelenleben und Gestalten des Menschen (*„Gotterleben“*) sind unantastbar.

Mit gleichem Emst wird in dieser Philosophie die Verantwortlichkeit des Menschen für sein gesamtes Tun und Lassen festgestellt. Das betrifft die Verantwortlichkeit für das Leben im Diesseits, und es betrifft die Verantwortlichkeit für die eigene innerseelische Entwicklung und die freiwillige moralische Tat: die Übernahme von Verantwortung für die Erhaltung des Gottesbewußtseins in der Welt oder das Verantworten wertfeindlichen Tuns. Auch Fehlverhalten und Schuld müssen persönlich

verantwortet werden. Schuld kann nicht ausgelöscht werden, sie muß vom einzelnen getragen werden. Er kann nur eine moralische Antwort darauf finden.

Mathilde Ludendorff hat in ihrer Philosophie dem Menschen und dem Leben ihre transzendente Wertigkeit zurückgegeben, die sie durch Unmoral, Gottlosigkeit und weltüberziehende Verbrechen in Todesgefahr sah. Sie erlöst mit ihren Erkenntnissen von falscher Schuld (z.B. von der Lehre der Erbsünde), von falscher Moral (Unterstellen des Wunsches zum Guten unter Zwang, Lohn- und Strafeverheißung für Gut und Böse), sie erlöst vom irrigen Glauben an ein Leben nach dem Tode, von den wertezerstörenden Lehren des Materialismus und des Nihilismus. Sie zeigt die Befreiung des Menschen von der Fesselung an Lust, Leid, Angst und unsittliches Machtstreben und ebenso die Befreiung von gottfernen Wertungen und Glaubenslehren – allein durch die Hingabe an das göttliche Erleben der Seele und ihre selbstgewollte Entfaltung zur Einheit mit dem Absoluten. Es bedarf zur Erlösung des Unsterblichkeitwillens und der Sehnsucht der Seele nach dem Gleichklang mit dem Göttlichen nur solcher inneren Hingabe, dem ehrfurchtsvollen Staunen vor der Existenz und der Vollkommenheit und Erhabenheit des göttlichen Wesens der Wirklichkeit. Der Mensch muß nichts Vorgezeichnetes erfüllen, um sich zu heiligen, um sein angebotenes inneres Sehnen nach dem wahren Sein zu erlösen. Er kann sich getrost ohne ständige Selbstüberwachung den Aufgaben widmen, die das Leben an ihn stellt und die er selbst aus freiwilliger Verantwortung übernimmt. Die Erfüllung des Unsterblichkeitwillens hebt spontan an und erweckt zuverlässig die innere Gewißheit, daß sich Sinn erfüllt.

„Nicht das Sein gibt die Erkenntnis,
nur das Werden birgt das Rätsel.“

Mathilde Ludendorffs erstes philosophisches Werk *Triumph des Unsterblichkeitwillens* ist nichts Geringeres als der jahrhundertelang von allen ernsten Philosophen ersehnte Einklang des philosophischen und des naturwissenschaftlichen Erkennens, beides zum einheitlichen Weltbilde geschaffen in schöpferischer Schau, in klar bewußtem Gotterleben. Das Werk hat die Verfasserin (wie auch die nachfolgenden 6 Werke) in zweifacher Form – in gebundener Rede (*Wie die Seele es erlebte*) und in freier Rede (*Wie die Vernunft es sah*) – veröffentlicht. Sie geht davon aus, daß die religiösen Vorstellungen der Vergangenheit entscheidend beeinflußt sind durch die in jedem Menschen lebende Unsterblichkeitssehnsucht, die sich mit der Tatsache des körperlichen Todes auseinanderzusetzen versucht. Der Mensch schuf sich im religiösen Mythos den Trost des Glaubens an ein ewiges persönliches Fortleben nach dem Tode, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß ein endloses Daseinsmuß als bewußtes Einzelwesen keine Erlösung, sondern eher eine Folter bedeuten würde. Nachdem die Wissenschaft die Bindung des Ich-Bewußtseins an lebendige Hirnzellen erkannt und den Mythos von der unsterblichen körperlosen Seele zerstört hat, brachte der Darwinismus als neuen Trost für das persönliche Todesmuß die Lehre von der Unsterblichkeit der Gattung. Aber auch dieser Ersatz vermag die Sehnsucht des einzelnen Menschen nicht zu stillen, weil sie im Erberinnern der Seele unlöslich verankert ist. Und das ist nun das Ergreifende an dem Werk Mathilde Ludendorffs, daß sie dem Menschen mit einer noch nicht erlebten Klarheit den Weg zu einer Vergeistigung seines Unsterblichkeitswillens zeigt, der zugleich Erlösung und Erfüllung bedeutet.

Erweiterte Inhaltsangabe mit „*Hyperlinks*“ zu den Textstellen

bearbeitet von Friedrich Burau

1. Teil Wie die Seele es erlebte

Eine neue „Religion?“

Wesensverschiedenheit des Geistergläubigen und des erhabensten Philosophen von denen, die das nüchterne Nützlichkeitsgesetz für das letzte Geheimnis des Lebens halten. Todesgefahr in der Entartung droht. Ein Glaube ist nur so lange lebendige Kraft, als er wirklich an den jeweiligen Grenzen der Vernunft einsetzt. Weltanschauung im Einklang mit Wissen. Wahrer Kern der Mythen und das Widersinnige in allen Dogmen / Christentum lähmt Denk- und Urteilskraft. Rettung = Gotterkenntnis im Einklang mit Naturerkenntnissen unserer Zeit. Gotterleben ist ein Handeln, Schaffen und Gestalten dieses Erlebens. Wortgestaltung unserer Ahnen. Gotterkenntnis darf die Stufe des Vernunfterkennens nirgends widersprechen. Nur dann kann sie zur Brücke des „Jenseits“ werden. Der Materialismus unserer Zeit. Gottglaube und sein Ursprung. Mißdeutung des Todesmuß schuf Grundlagen der Irrlehren. Priestertyrannei mißbrauchte diese Irrlehren. Erkenntnis auf neuer Grundlage des Todbegreifens. Der Mißbrauch des Wortes „Gott“ darf uns nie Anlaß werden, es zu vermeiden.

Darwinismus und Entwicklungsgeschichte

Entwicklungsgeschichte löste ungewollt Entartung zum Materialismus aus. Der Rationalismus Rousseaus. Theorie der „Selektion des Nützlichsten im Kampf ums Dasein“. Die Theorie Darwins machte die Schöpferkraft der Menschen für ein Jahrhundert lang stumpf. Das innere Auge unseres Volkes ist noch lebendig genug, um an die Wunder der Entwicklung heranzutreten. Naturbetrachtungen unserer frühen Wissenschaftler (oder Philosophen) neben den der Chinesen und Inder (Maya). Die Entwicklungsgeschichte fiel allmählich in die Hände des Materialismus. „Heiliges Rätsel“ Goethes. Entwicklung der Pflanzen- und Tierarten fand vor Darwin kaum wissenschaftliche Beachtung. Alle ahnten – im Gegensatz zu Darwin – „das heilige Rätsel“. Lamarks „Philosophie Zoologique“. Nüchterne, materialistische Erklärung Darwins – dem

Konkurrenzkampf verdanken wir die verschiedenen Arten von Pflanzen und Tieren. Sieg des Tauglichsten im Wettbewerb des Daseinskampfes. Darwins verhängnisvolles Geschenk. Die Tatsache der wundervollen Entwicklung aller Tier- und Pflanzenarten aus einzelligen Lebewesen. Gegenbeweise widersprechen der darwinistischen Theorie der Zuchtwahl. Vergleich der menschlichen Nützlichkeitsschöpfung mit den entsprechenden Lebewesen der Natur. Vertiefung unserer Welterkenntnis und Einblick in die Zusammenhänge / Warum entspricht so vieles dem menschlichen Schönheitssinn? Widerlegung der Behauptung, Nützlichkeit sei das oberste Gesetz der Form- und Farbgestaltung gewesen. Warum die Tiermännchen meistens schöner sind als Weibchen. Der in allen Lebewesen wohnende Doppelwille (Schönheitswille / Selbsterhaltungswille).

Kritik an Darwin. Gewaltige Lücken der Darwinschen Theorie. Annahme eines göttlichen Willens, dessen Kraft die Aufwärtsentwicklung bewirkte, wurde abgelehnt. Schopenhauers „Ding an sich". Der Wille ist nur eine Erscheinung dieses „Dinges an sich". Schopenhauer weilte an den Toren des „heiligen Rätsels" und fand den Schlüssel nicht. Aufbau einer rein mechanistischen Evolutionslehre: „Gott ist tot!" Das Nützlichste für den Kampf ist das Beste. Moral des Darwinismus durchsetzt heute das öffentliche Leben ganz ebenso sehr wie das Christentum. Ein zweites unseliges Frohlocken: „Die Seele ist tot!" Der letzte Stoß in die Seelenöde. Die Unsterblichkeit der Art. Der Mensch, ein Mittelding zwischen Tier und Übermensch? Unter Entwicklung zum Übermenschen verstand man die Höherentwicklung aller seelischer Fähigkeiten. Ein Blick auf älteste Kulturen unserer Ahnen lehrt uns das Gegenteil. Fortschritt beruht lediglich auf Verwertung und Verwendung vorhandener geistiger Fähigkeiten und Kenntnisschätze früherer Geschlechterfolgen. Vor undenklich langer Zeit ließ ein plastisches Zeitalter fast alle Pflanzen und Tierarten entstehen. Der wahre Kern aller fantastischen Mythen. Eine Wiederholung der Entwicklungsreihe (Amöbe bis Fisch oder Säugetier bis Mensch) ist aus

naturwissenschaftlichen Gründen unwahrscheinlich, aus philosophischen Gründen unmöglich. Was wir der Entwicklungsgeschichte der durch Wahnlehren gelähmten Völker entnehmen konnten.

Der Einzeller und die Unsterblichkeit

Entwicklung vom einfachen Protoplasmaklümpchen zu der Lebewelt aller Pflanzen, Tiere und Menschen auf unserer Erde. Erkenntnisse der Entwicklungsgeschichte bieten eine den Mythen der Religionen weit überlegene Grundlage unserer Weltanschauung. Die Verheißung der persönlichen Unsterblichkeit war früher vielen Völkern eine unersetzliche Beruhigung in ihrer Angst vor den unbegreiflichen Mächten des Weltalls. Mit dem Begreifen der physikalischen Zusammenhänge schwindet die Angst vor den unbegreiflichen Schicksalsmächten. Unterscheidung der Religion von der Gotterkenntnis, welche mit der Naturwissenschaft im Einklang steht. Naturwissenschaft befriedigt nicht die Unsterblichkeitssehnsucht des Menschen. Naturwissenschaft hat das wahre Geheimnis der Entwicklung nicht erkannt. Die Entwicklungsgeschichte ist der Born, aus dem wir schöpfen. Es bedarf hierzu eines tiefen Umsinnens der erforschten Tatsachen. Nähere Betrachtung der Urtierchen („Protozoon“). Das „natürliche“ Altern, welches zum „natürlichen“ Tod führt, kennen diese nicht. Sie tragen in sich „die Potenz der Unsterblichkeit“. Man überging diese, alle menschlichen Begriffe über das Leben umstürzende Erkenntnis! *Weismanns* Erkenntnis: Zwischen den einzelligen und den vielzelligen Organismen liegt die Einführung des natürlichen Todes, d. h. normalen Todes. Lebende Wesen können ihm durch kein Mittel entrinnen. Forschende Menschen waren stumpf für die neue Erkenntnis einer tatsächlich verwirklichten persönlichen Unsterblichkeit. Gedenken der Qualen, die Jenseitsgläubigen und Jenseitsleugnern das Auslöschen einer Persönlichkeit im Tode bereitet. Das Muß dieses Aufhörens ist dabei das Unbegreiflichste. Ist nicht der Selbsterhaltungstrieb in uns dadurch in widersinnigste Weise befeindet? Bei Beibehaltung der „potentiellen Unsterblichkeit“ wäre der Tod ein häufiges Erlebnis,

aber er wäre kein Muß. Unter uns würden noch jene Seltenen aus ältesten Tagen weilen, noch heute in ewiger Jugend erstrahlend. Der so häufig drohende akzidentelle Tod wäre uns jederzeit auch freiwillig erreichbar. Die Menschen sind sich nie klar darüber gewesen, daß dieses Ewig-leben-müssen ein unfreies, furchtbares Los wäre. Warum konnte die potentielle Unsterblichkeit dem Vielzeller nicht erhalten bleiben?

Alles in Erscheinung getretene Leben hat den heißen Willen, in Erscheinung zu bleiben. Vorstellung des Einzellers als bewußtes Lebewesen. Bei zunehmender Vermehrung bestand für den Einzeller die Notwendigkeit, sich die Form der höher organisierten Arten zu erzwingen. Besser geschützte Einzelwesen (Varianten) bildeten sich. Der formgestaltende Wille strebt dem Ziel, dem vollendeten Organ zu. Die ersten Umgestaltungen durch den Selbsterhaltungswillen. Ganz unmerklich schleicht sich das Gespenst des natürlichen Todes in das Reich des Unsterblich-Lebendigen ein. Die verschiedenen kleinen Erbänderungen der Einzelwesen werden fortgepflanzt.

Der Wille zur Unsterblichkeit erhielt einen immer kraftvolleren Antrieb, um dem Unfalltod besser zu entrinnen, um die potentielle Unsterblichkeit zu verwirklichen. Bildung einfachster Zellkolonien aus sechzehn Einzelzellen. Eine dieser ältesten Vielzeller ist die „Pandorina“; sie ist im gewissen Sinne eine Übergangsform. Beim nächsten Schritt zur Vervollkommnung trat der „natürliche Tod“, der Alterstod, der Todeszwang – der beim Einzeller noch machtlos ist – gebieterisch auf. Alle Vielzeller, die höher entwickelt sind als jene Pandorina, sind „dem Tode ganz und gar verfallen“. Die Gattung „Volvox“ zeigt als allererster Vielzeller zwei verschiedene Arten von Zellen. Der Tod als Muß, als letzte Veränderung des Lebens, der natürliche Tod hat zum ersten Mal sein Zepter geschwungen. Über die Abwandlung der Zellen. Trennung der beiden Begriffe „Körperzelle“ und „Keimzelle“ ist die begriffliche Trennung von Sterblichen und Unsterblichen.

Zwischen Körperzellen und Keimzellen liegt die unüberbrückbare tiefe Kluft, die der natürliche Tod geschaffen hat. Für die Entfaltungsmöglichkeit neuer Arten war unendlich viel gewonnen. Eine Kraft zur Formwandlung, wie sie die ewigen Keimzellen nie besaßen und besitzen. Alle Vielzeller strebten und hetzten sich gegenseitig zu immer höherer Organisation an. Tiere und Pflanzen bleiben in gänzlicher Unkenntnis ihres Schicksals und leben, leiden und genießen so, als ob weder der akzidentelle noch der natürliche Tod bestünde! Nur die Somazellen aller Vielzeller sind ganz und gar dem Tode unterworfen. Die ersten Lebewesen dieser Erde besaßen die Unsterblichkeit, die erst ihre Nachkommen für immer verloren haben.

Der natürliche Tod und die Vernunft

Das materialistische Jahrhundert überging die Tatsache der potentiellen Unsterblichkeit der Einzeller. Tiefer Fall der Seele, nachdem sie von Kant in schwindelnde Höhe erhoben wurde. Der Mensch ist die oberste Klasse der Säugetiere geworden. Bei einer derartigen Weltanschauung muß die Seele auf das furchtbarste entarten. Erkenntnis des natürlichen Todes wird uns reiche Fülle klarer Gotterkenntnis geben. Es war ein auftauchender Wille, der den entscheidenden Schritt zu Sterblichkeit der Somata tat. Mechanistische Vorstellungen versagen vollkommen. Anlage des Nervensystemsbirgt die Möglichkeit eines bewußten Seelenlebens. Der Unsterblichkeitwille strebt dem Ziele der Bewußtheit des Lebens zu. Vervollkommnung innerhalb der Weiterentwicklung der Arten. Der Selektion in der Entwicklung vom Einzeller zum Menschen sprechen wir eine passive, dem Unsterblichkeitwillen (oder Selbsterhaltungswillen) aber die aktive Rolle der Formwandlung zu. Die Ausschließung der Somazellen von der Unsterblichkeit war eine große Entscheidung um des Entwicklungszieles willen.

Der Weg gewisser Algen bis zu am Ort gefesselter Pflanzen. Diese Art der Anpassung reichte nicht aus; so entstanden Sinnes-

organe und Nervenzellen. Diese Entwicklungsrichtung machte die Tiere von der Pflanzenwelt vollkommen wesensverschieden. Bei den Tieren scheinen die Körperzellen ihr eigenes Dasein zu führen. Das Nervensystem erwies sich im Daseinskampf als vorteilhaft. Der Selbsterhaltungswille der Arten durch die Todesnot zu immer neue Vervollkommnung aufgepeitscht. Die innere Befruchtung wird notwendig; auf noch höheren Stufen findet die Entwicklung im Muttertier statt. In diesen Geschöpfen erwachte die Qual der Brunst; es vollzieht sich ein gewaltiger Schritt zur Bewußtheit; die Qual, die Unlust des Hungers wird erlebt; die Tiere erleben zum ersten Male die Lust bei der Erfüllung der Zeugungsaufgabe. Die Sinnesorgane verfeinern sich mehr und mehr.

Immer deutlichere „Objektivierung“ der Seelenkräfte. Auf dieser Stufe treten schon Gefühle auf, die vom Selbsterhaltungswillen unabhängiger sind; Beispiel: Haustiere. Auf jener Stufe wird das Gedächtnis bewußter; der Verstand entwickelt sich. Was dem eigenen Leben des Tieres weder nützt noch schadet, ist eigentlich „das Nichtseiende“ der Griechen. Die enge Welt der tierischen Vorstellung ist das Nützliche und das Schädliche. Vorstellungsschatz eines Löwen gegenüber dem eines Maulwurfs. Auch beim Menschen unterscheidet sich nicht nur der Begriffsreichtum, sondern auch der Begriffsinhalt sehr stark. Der Mensch ragt oft gar nicht weit über die tierische Seele hinaus. Es ist wichtig, die kümmerliche Begriffswelt mancher Menschen durch die Betrachtung des Säugetierweltbildeskennen zulernen. Auch das höchste Säugetier weiß nicht, daß der Tod mit Unerbittlichkeit seiner wartet. Der Zwiespalt des Entschlusses, der Lebenssicherung halber den Körperzellen die Unsterblichkeit zu nehmen. An diesem Zwiespalt ist *alles Hoffen und Sehnen der Menschen, alles Grübeln der Philosophie* gescheitert. Die Unsterblichkeitssehnsucht ist so alt wie das Denken der Menschen. Der tierische Verstand – der ihm weit überlegene Mensch – und die kosmischen Gewalten. Wer mit den kosmischen Gewalten kämpfen will, muß ihre Gesetze begreifen. Erhöhte Todesnot machte den letzten gewaltigen Schritt der Entwicklung notwendig: die Seele

wurde noch einen Grad wacher: Verstand wurde Vernunft. Kein anderer Entwicklungsschritt war wesentlicher, denn er schenkte uns den ganzen Reichtum menschlichen Denkens. Das Kausalitätsgesetz wurde nun klar und bewußt angewandt, und aus der chaotischen Umwelt war Kosmos geworden. Häufige Verkümmerung der seelischen Fähigkeiten durch irrige Schlußfolgerungen und Lebensziele; irrige Annahmen über Naturgesetze und den Sinn des Lebens. Der Mensch wurde mehr und mehr, dank der Vernunft, der Herrscher alles Lebendigen auf dieser Erde.

Kostbare Seelenschätze der Kulturen zeigen, daß der Mensch einen unendlichen Reichtum seiner Seele bewußt erleben lernte; ein artneues Wesen war entstanden. Einteilung: Einzeller / Vielzeller / Menschen. Als der Mensch den Todeszwang, den natürlichen Tod erkannte, war die Möglichkeit gegeben, durch das Erkennen des Schicksals ein Hyperzoon zu werden. Das Epos des Gilgamesch erzählt von Freundschaft und Unsterblichkeitssehnsucht und schließt in Verzweiflung an der furchtbaren Tatsache des unerbittlichen, endgültigen Sterbens. Das Rätsel wird nicht gelöst. Dies alles erkennen und dabei doch von seinem urinnersten Wesen, dem Unsterblichkeitswillen nicht lassen können, das ist eigentlich eine Unmöglichkeit. Trotz der Erkenntnis des Todes ist der Mensch ein Lebensbejaher geblieben. Im Menschen lebt ein Ahnen: *Es gibt eine Möglichkeit* (ein Gegengewicht gegenüber dem Los der Vergänglichkeit), *die mir erreichbar wäre*, und dies bewegt ihn, sich das Dasein trotz allem zu erhalten. Nichtbeachtung, Gleichgültigkeit des Durchschnittsmenschen gegenüber dieser Tatsache.

Die wirkliche Lösung des *Zwiespalts zwischen dem Willen der Unsterblichkeit und der Erkenntnis des natürlichen Todes* setzt eine sehr hohe Stufe kultureller Entwicklung voraus und benötigt einen hohen Grad der Welterkenntnis durch die Vernunft. „Erkenntnisse“ oder besser gesagt „Verkenntnisse“ der Vernunft in den Mythen und Religionen der sogenannten Natur- und Kulturvölker. Als der Irrtum, der mit der Wahrheit jedes Mythos verwoben ist,

als solcher erkannt wurde, da setzte die Krisis der Krankheit jeder Kultur ein. Die einst geehrten Götter sind tot, und nichts kann an die Stelle des Glaubens treten, nichts füllt nun die Leere der Seele.

Der Unsterblichkeitwille hat im Grunde nichts mit der Sehnsucht nach Glück zu tun. Der Durchschnittsmensch konnte und kann das Glück als Ersatz der Unsterblichkeit auffassen. Über die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses; über das sexuelle Erleben vieler Menschen. Übervölkerung macht den Kampf ums Dasein zur Qual. Im Menschen erlischt der Haß gegen den Feind nicht wie beim Tier, sobald die Gefahr beseitigt ist. Er begreift und bewahrt seine eigene Unlust und die Lust eines anderen im Gedächtnis. Der natürliche Tod wird als Trost gepredigt. Gefahren dieses Scheintrostes. Das Ahnen der Seele wußte besser zu trösten. Der durch den Tod aufs tiefste verletzte Lebenswille schmückte sich in Mythen das Jenseits mit allem aus, was ihm lebenswert dünkt. Alle Körperzellen, auch die Gehirnzellen sind von der Unsterblichkeit der Keimzelle ausgeschlossen. Wie es dazu kommen konnte, daß ein Mensch im unerschütterlichen Bewußtsein seiner eigenen Unsterblichkeit leben kann, ohne selbst unsterblich zu sein. So reißt die Entwicklungsgeschichte den Unterbau des Himmels-Mythos der Vergangenheit nieder.

Der Glaube an ein unsichtbares, nur erlebbares Wesen aller Erscheinung ist durch die Tatsache der Entwicklungsgeschichte nicht erschüttert. Ein zielgerichteter Wille in den Lebewesen – ihm unbewußt – erzwang sich die Form, erzwang sich in den Körperzellen das Erwachen aus dumpfester Unbewußtheit zur höchsten Bewußtheit des Menschen. Unser Unsterblichkeitsglaube kann zu einem Wissen erstarken! Vier große Mythen aus den Dichtungen verschiedener Völker kehren am häufigsten wieder; zwei befassen sich mit der Vergangenheit und zwei mit dem zukünftigen Schicksal der Seele.

1. Die Schöpfungsmythen

2. Fantastische Schilderungen des verlorenen „Paradieses“

3. Mythen, die sich mit der Zukunft des Menschen und dem Schicksal der Seele befassen

4. Der Mythos vom Glaube an ein Leben nach dem Tode im „Jenseits“

Der Mythos vom Jenseits kann niemals dem Erberinnern fernster vormenschlicher Vorfahren entstammen.

Unsterblichkeitwille und Genialität

Häufung der Lust und Sieg über Unlust mochten nur bis zu einem gewissen Grad trösten; Gerade der Todeszwang wurde der Tröster, er war der sichere Erlöser aus dem „Jammertal des Lebens“. Ein Geschlecht konnte das kommende Geschlecht auf seinen Schultern tragen; eine Vertiefung der geistigen Erkenntnisse war möglich. Dank dieser seelischen Entfaltung hat sich der Selbsterhaltungstrieb (Unsterblichkeitwille) abgewandelt, vergeistigt. Unterschied zwischen der höchsten Tierstufe und der niedersten Menschenstufe. Eigenartige Wünsche (Wünsche seines Willens) machten den Menschen so seelensicher und seelenstolz. Entstehung der ersten Vorstellungen über das verlorene Paradies. Totenkulte, „chtonische Kulte“ (Erdkulte), am Grabe zur Beschwichtigung der Toten.

Andere Rassen wandten ihren Blick der Weite des Kosmos zu: „siderische Kulte“ (Sternenhimmelkulte), der Sternenhimmel ist die älteste heilige Schrift Gottes. erdrängung dieser Kulte vor ca. 1000 Jahren durch das Christentum oder durch Vermengung mit den Urreligionen der Völker anderer Länder. Entartung und Untergang waren die unausbleibliche Folge. Entwicklung der beiden unterschiedlichen Kultformen (chthonische und siderische) im Laufe der Jahrhunderte, durch den Erfahrungsschatz vergangener Geschlechter. Auch heute noch: Dämonenfurcht und angstvolle Kultvorschriften.

Wünsche, die allmählich die Gestaltung des Glaubens vertieften, die kosmischen Gesetze und den Sinn des Menschenlebens befruchteten. Unlustempfinden bei Befriedigung mancher Triebwünsche. Handlungen, die der Wunsch billige, nannte der Mensch die „guten“, die er mißbilligte, die „bösen“. Unlust, die einer bösen Tat folgte, nannte er das „schlechte“ Gewissen; Zufriedenheit mit den Handeln das „gute Gewissen“. Der Einfluß des seltsamen Wunsches auf die chthonischen Kulte. Die Erfüllung der Gewissensanforderung wurde der Weg, um der Seele die Unsterblichkeit nach dem Tode zu sichern. Die siderischen Kulte erkannten Irrtum, Vernunft und Lustversklavung ihres Selbsterhaltungstriebes als äußerliches Übel, das man abwirft.

Über die Vernunft, die nicht ahnt, daß ihr die Erkenntnis des Wesens der Dinge verschlossen ist. Über den Wunsch zum Guten, der erhaben ist über Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit. Über das Gewissen; nichts auf der Welt ist so unzuverlässig wie die Stimme des Gewissens. Über die Unzuverlässigkeit des Gewissens. Ein Begriff des Guten ist weder durch die Vernunft, noch durch inneres Erleben voll zu erfassen, es sei denn, daß ein Mensch sich zur Vollkommenheit umschafft. Auch im Tierreich ist der Wunsch zum Guten in der Seele bemerkbar. Über den Wunsch zum Schönen, der erst beim Menschen bewußt als ein Wohlgefallen an bestimmte Formen, Farben und Bewegungen, an Tönen und Rhythmen wahrgenommen wird. Das Schönheitsgewissen ist ebenso unzuverlässig wie das Gewissen für Gut und Böse; das Gewissen der Hochentwickelten widerspricht fast immer dem der Stumpfen.

Der Wunsch zum Schönen spielt eine allgewaltige Rolle in allen Lebewesen. Erste Ansätze seines Bewußtwerdens in der Tierwelt. Der Schönheitsbegriff frühester Zeiten deckte sich bei der Bewertung des anderen Geschlechts mit dem, was den Paarungswillen weckte. Welch gewaltiger Schritt, als einer unserer ältesten Menschenvorfahren zum erstenmal mit einem Lächeln des Wohlgefallens eine Form der Umwelt betrachtete und die Schönheit

bewußt wahrnahm. Der erste Versuch, Schönheit Erscheinung werden zu lassen, schuf den Anfang aller erhabenen Kunstwerke. Die unselige Vernunft duldete nicht lange die zwecklose Reinheit dieses Wunsches. Diese ersten Kunstwerke wurden bei Seelenkulten (mit Dämonenangst) zur Beruhigung der Angst vor den Geistern in Diensten gestellt. Der Wunsch zum Schönen schien den Heilslehren nicht so wichtig wie der Wunsch zum Guten. Die Verbindung des Schönheitswunsches mit religiöser Ehrfurcht fand in unserer Kultur im gotischen Baustil und der Musik J. S. Bachs ihren vollendeten Ausdruck. In der sokratischen Philosophie wird der Wunsch zum Schönen sogar dem Wunsche zum Guten gleichgestellt. Im Urchristentum bestand ein hoher Grad der Gleichgültigkeit gegenüber dem Wunsch zum Schönen. Erst im abendländischen Christentum wurde dieser Wunsch wichtiger. In vollendet schönen Domen erklingen Harmonien einer vollendet erhabenen Musik; die Gläubigen aber sind im Durchschnitt unsagbar stumpf geblieben. Ihre Dämonenfurcht, ihre überladenen Altäre sind oft Beweis ihres verkümmerten Gewissens der Schönheit.

Die Herrschaft des Darwinismus war eine Zeit der kulturellen Unfruchtbarkeit. Nur wenig Schönheit ist im Alltagsleben der christlichen Völker verwirklicht. Neben diesem Wunsch zum Guten und Schönen war da endlich der Wunsch nach Erkenntnis. Je größer das Erforschungsgebiet, je höher der Erfahrungsschatz vergangener Geschlechter, desto klarer löste sich der Wunsch vom Zusammenhang des Nützlichen. Die Geschichte ist reich an Beweisen, daß Forscher um dieses Wunsches willen ihren Selbsterhaltungstrieb überwanden. Der Wunsch zum Guten leitet die *Handlung*, der Wunsch zum Schönen wertet die *Wahrnehmung* und der Wunsch zur Wahrheit ist der Lenker des *Denkens*. Seine tiefste Erkenntnis gewinnt letzterer Wunsch durch die innere Wahrnehmung der Intuition. Nur dann, wenn Vernunft hochentwickelt, Denk- und Urteilskraft kristallklar, ist auch schöpferische Schau kraftvoll.

Die Wahrheit ist die Übereinstimmung des Tatsächlichen mit

dem Vorgestellten oder Erlebten. Der Wunsch zur Wahrheit erstrebt Selbsterkenntnis und „Echtheit“ im Gegensatz zu Heuchelei und Verstellung. Er erwacht von Moralunterweisungen unterstützt schon im Kind. Der Wunsch nach Wahrheit durch Denken wird von all den Religionen, die dem Dogma zuliebe Erkenntnisse der Wissenschaft fürchten müssen, nur sehr bedingt geduldet. Vernunfterkenntnisse gerieten immer häufiger in feindseligen Widerspruch mit den Dogmen. So wurde die Liebe zur Wahrheit, durch den befohlenen Glauben an die absolute Wahrheit des Dogmas, unterdrückt. Tiere sind so wahrhaftig, so „echt“, wie es der Kampf um das Dasein gestattet. Der Wunsch zur Wahrheit äußert sich als unbewußter Wesensbestandteil aller Lebewesen durch die Übereinstimmung der Willensantriebe mit dem wahrnehmbaren Gebaren; Unter der Herrschaft der Vernunft irrten die Menschen von dieser Wahrhaftigkeit ab. An diesem Abirren trugen die verworrenen Moralforderungen der Menschen großenteils Schuld.

Über das Schicksal der genannten drei Wünsche innerhalb verschiedener Rassen, Religionen und Kulturstufen. Über die ‚Zwecklehren‘ des Wunsches zum Guten. Es ist das Gegenteil vom Tatsächlichen, wenn man behauptet, daß die Menschen vom schlechten gestraft seien. Wir sehen, wie verschieden das Gewissen jedes Menschen geartet ist, und jedes wertet nach seinen individuellen Gewissensforderungen. Der Wunsch zum Guten erweist sich gegenüber den Glückszielen der Menschen als königlich frei. Über das Glückserleben oder Mitleiden bei Taten der Nächstenliebe. Die Hilfsbereitschaft konnte sich erst dank eines vierten Wunsches der Seele entfalten: dem Gefühl der Menschenliebe. Entfaltung der Mutterliebe, der Freundschaft und der Menschenliebe bei den Frühmenschen.

Über die Wahllosigkeit der Lehren der Nächstenliebe, insbesondere der christlichen. Dieser Wunsch erhöhte das Bedürfnis nach Tröstung, denn gerade die Liebe zum anderen Menschen machte ja des Todeslos so ganz unbegreiflich und unüberwindlich.

Das Christentum tröstet liebreich: die Vernunft mit ihren Zweifeln muß schweigen. Vorteil im Kampf ums Dasein und Nutzen für die Gattung „Menschheit" sind die einzigen Zwecke, in denen sich die darwinistische Lehre bewegt. Man fügte noch die „Menschenliebe" im Sinne der „gesunden ewigen Gattung" hinzu. Mit „Gattung" ist im Sinne dieser Materialisten ein Rassengemisch „Menschheit" genannt. Der Wunsch zum Schönen, der nicht im Zusammenhang mit der Sexualität steht, ist ihnen unwesentlich.

Über die „Kunst-Wertungen" im Jahrhundert des Darwinismus. Die Bewertung der darwinistischen Weltanschauung gegenüber dem Wunsche zur Wahrheit. All diese Wünsche sind im „Jenseits" von Zweck, Raum und Zeit geboren, denn sie sind erhaben über zeitliche, räumliche und ursächliche Bedingtheit. Das *Wissen der Menschheit* wird erst dann zur Weisheit, wenn erkannt wird, wie unbegreiflich diese Wünsche für die Vernunft sind und wie erhaben sie über deren Denkformen stehen.

Wir wollen diese Wünsche die „Genialität" oder das „Göttliche" oder „Gott" nennen. Pantheismus und Verantwortung des Menschen. Genialität schlummert in aller Erscheinung. Die göttlichen Wünschen überstrahlen unser ganzes Seelenleben. Schopenhauer und der Rationalismus seiner Zeit. Das Gemeinsame dieser Wünsche ist, daß sie jenseits der Denkformen der Vernunft stehen. Wir können das ‚bewußte Erleben dieser Wünsche' ein ‚Erleben des Jenseits' nennen. Die Genialität liegt – wenn auch häufig begraben – in allen Menschen. Nur den seltenen Menschen, die eine allseitige, bis zur Gestaltungskraft gesteigerte Entfaltung aller Wünsche in sich erstarken lassen, wollen wir die Bezeichnung „Genie" vorbehalten. Über die einseitige Entfaltung eines Wunsches der Genialität unter gänzlicher Vernachlässigung der anderen.

Die Sonderstellung des Wunsches zum Guten in Beispielen der Kunst. Das Erleben der Genialität ist jedem möglich, solange er seine Seele noch nicht selbst erstickte. Über die Schwierigkeit,

des „Eudämonismus“ Herr zu werden. Glück- und Leiderleben im Reiche der Genialität. Bei der Entfaltung der Gottkräfte vertiefen sich Glück und Leid; Zeiten der Loslösung von Glück und Unglück. Die „Versenkung in das Göttliche“, die „Kontemplation“. Die zwei verschiedenen Schaffens- und Erlebensarten der Musik Beethovens und Bachs. Dies ist keine verschiedene Bewertung, keine Rangordnung der Kunst. Genialität schließt Empfindung nicht aus, bleibt unabhängig vom Zweck. Ein Mensch, der das „geniale Erleben“ noch nicht selbst erlebt hat, kann es sich ebenso wenig vorstellen wie ein Tier die Bewußseinsstufe des Diesseitserlebens.

Über Kunsturteil und Kunstverständnis der Menschen, die nie die Genialität des Jenseits erlebten. Der genial Miterlebende ist unerschütterlich sicher in seinem Urteil und unbekümmert um die Meinung der Umwelt. Jenseits vom Zweck, unabhängig von Leid und Freud ist ein Leben (Erleben) im Reich der Genialität! Alle göttlichen Wünsche sind geeignet, Brücken in das Jenseits von Raum und Zeit zu werden. Das Phänomen der gelockerten Abhängigkeit von der tatsächlich verflossenen Zeitspanne.Beim Träumen zeigt sich die märchenhafte Geschwindigkeit seelischer Vorgänge, wenn sie der Vernunftüberwachung entzogen sind. Ein Vertiefen in ein Kunstwerk ist in den meisten Fällen nicht ein Erleben des Jenseits, sondern ein Hinschreiten auf die Brücke. Nur wenige schöpfen die Kraft zum Fluge in das Reich der Genialität ebenso häufig aus ihrer Seele wie aus der Umwelt. In jenem höheren Bewußtsein, im Jenseits, erleben sie eine vollkommene Unabhängigkeit von Raum und Zeit. Das Leben in der Zeitlichkeit gewinnt für sie etwas Traumähnliches. Dieser höheren Bewußtseinsstufe fehlt das Wahrnehmen der Dauer.

Wer auch immer das Reich, das Jenseits der Kausalität betreten hat, der weiß von dieser Sekunde ab, daß dies die Heimat seiner Seele ist. Liegt hierin nicht die Erfüllung jenes unauslöschlichen Unsterblichkeitwillens in den beraubten Körperzellen, die zum Absterben geweiht sind? Die Vorstellungen der Menschen über

Ewigkeit. Dem Unsterblichkeitwillen ist statt *nichtbewußten endlosen Seins in der Zeitlichkeit* (wie sie der Einzeller erlebt) das *bewußte endliche Sein in der Zeitlosigkeit*, genannt „Ewigkeit“ gegeben! Über die Gedankenlosigkeit des religiösen Menschenwunsches des endlosen Seins im Jenseits nach seinem Tode. Wenn diese Jenseits für uns tatsächlich vor dem Tode erreichbar ist, muß sein Erleben den Unsterblichkeitwillen einer bewußten Seele auch voll erfüllen. Unsere Erkenntnis wird uns zu einem Jenseits führen, an dem der Mensch im Dasein vor dem Tode Anteil haben kann. Erreichbar ist das Gotterleben auch denen, die keine Gesamtschau erleben. Schleiermacher: Mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und so ewig zu sein in jedem Augenblick, das ist Unsterblichkeit.

Das Bewußtsein erlischt für immer im natürlichen Tode. Im herbsten Verlust eines uns nahen Menschen erkennen wir, daß die Persönlichkeit über den Tod hinaus nicht leben kann! So lange der Überlebende aber die Kraft hat, in das Jenseits hinüberzugleiten, erlebt er das Zusammensein mit dem Verstorbenen in einem vollkommeneren Sinne als das Erinnern an den Toten im Diesseits. Nur der Tote verliert uns, aber er empfindet nie mehr diesen Verlust. Das ist die Güte und der Friede des Todes; – dieses Wissen gibt uns Kraft in allem herben Schmerz des Todes.

Was uns von allen Himmelsgläubigen trennt und uns zu ganz anderen Menschen macht, ist unser Wissen, das unsere Unsterblichkeit sich vor dem Tod erfüllen muß. Unsterblich ist allein das Wesen aller Erscheinung. Nichts ist törichter als Regeln und Vorschriften oder Rezepte mancher religiöser Gemeinschaften, um dieses Jenseitserleben zu erleichtern. Das Wissen, daß nach dem Tode ein Erleben des Jenseits unmöglich ist, wird den Seelen eine bessere Flugkraft geben als der Himmelsglaube. Da diese Unsterblichkeit so sehr von *Irrtum und Gottferne* verkannt wird, ist sie das seltene Erleben seltener Menschen. Ein anderes, ebenso ernstes Hindernis liegt in der *innerseelischen Verkümmerung* so vieler Menschen. Die

Flugkraft ins Jenseits in den letzten Augenblicken des Lebens bei Menschen, die in ihrem Leben nur manchmal die Brücken beschritten. „Er ist schon im Jenseits“, wie wahr, was sie sahen, wie irrig, was sie meinten.Das Verständnis für alles Jenseitserleben nimmt beim Herannahen des Todes zu. Am auffälligsten ist dieser Wandel in der Kindheit, wenn eine ernste Krankheit den frühen Tod wahrscheinlich macht.

Wie wunderbar enthüllt sich uns nun, da wir das Ziel erkannten, der ganze Weg der Entwicklung. Wann die Aufwärtsbewegung zu höherer Bewußtheit begann und endete. Die Möglichkeit der geistigen Entwicklung lag schon im ersten Menschen. Die Vererbung erworbener Eigenschaften ist für die Naturwissenschaft eine Voraussetzung; beweisen konnte sie es nicht. Jeder Aufstieg aller Tierarten hörte auf, nachdem der Mensch geboren war. Das Erleben der Genialität wird uns der Inhalt des Lebens.

Was sagt uns die Wissenschaft über die Tatsache, daß die Entwicklung aller Tierarten nach der Entstehung des Menschen zum Stillstand kam? Wenn das Ich der Seele in dem Wesen der Dinge bewußtes Erleben findet, so ist es Bewußtsein Gottes.

Unsere Einsicht unterscheidet sich von allen Abarten des Pantheismus und Deismus, die ja auch das Weltall als gottdurchseelt erkennen, aber die gewaltige Verantwortung des Menschen in diesem Weltall verkennen. Der Mensch kann nicht nur Bewußtsein Gottes werden, sondern er ist auch das einzige Lebewesen, das hierzu fähig ist. Ebenso wie in dem großen Zellstaate Mensch nur eine kleine Gruppe von Großhirnzellen Träger des Bewußtseins ist, so sind auch unter allen lebenden Wesen nur die Menschen Bewußtsein aller Erscheinung – dank ihrer Vernunft – und unter ihnen wiederum nur eine Gruppe Menschen Bewußtsein Gottes, dank ihrer selbstentfalteten Genialität. Die „Gottdurchseeltheit“ aller Erscheinung des Weltalls ließ den gewaltigen Antrieb zur Aufwärtsentwicklung, zur Bewußtheit erlöschen, als der Mensch

geboren war, das Lebewesen, das „Bewußtsein Gottes“ dank seiner Wachheit werden kann. Über das Leben auf anderen Sternen. Das *bewußte* Erleben des Göttlichen hat *Unvollkommenheit der Menschenseele*, die sich aus freien Willen für den Einklang mit dem Göttlichen entscheidet, *zur Voraussetzung*. Diese Tatsache ist der Schlüssel zu Erkenntnis des Sinnes des Menschenlebens, der Geschichte und der Kulturen. Das Göttliche ist das Vollkommene, deshalb muß auch das einzige Bewußtsein Gottes in sich die Möglichkeit der Selbstschöpfung zur Vollkommenheit tragen.

Der Mensch ist das einzige Bewußtsein Gottes, und nur so lange, als er noch lebt. Geschichtliche Tatsachen werden begreiflich und erhalten einen tiefen Sinn. Über die Verantwortung gottwacher Menschen in einer Zeit seelischen Tiefstandes. Der Ansporn, den unsere Gottkräfte durch die ernste Tatsache erfahren, daß uns das Jenseits nur vor dem Tode erreichbar ist. In diesem Seelenzustand wird es uns zur Tatsache, daß kausale Zusammenhänge, daß Raum und Zeit nur Denkformen unserer Vernunft sind. Unser Gotterleben ist so weit erhaben über sie, daß wir nun die Vernunftfragen, die wir an das Wesen der Dinge richten, in ihrer Torheit erkennen.

Die Vernunft ist ein wertvolles Werkzeug der Erkenntnis, aber wir wenden sie nie mehr an, um das Wesen der Dinge zu erfassen. Wir schritten an Hand der Entwicklungsgeschichte des Wissens, was tatsächlich ist, bis hin zu den Grenzen des Vernunfterkennens; erst hier ließen wir uns von dem inneren Erleben und Schauen leiten. Das Ergebnis ist kein ‚neuer Glaube‘: es ist Wissen, das vor dem Gotterleben standhält, also Weisheit, welche das Erkennen nicht „glaubt“, *sondern* „einsieht“. Das Bekenntnis unserer Gotterkenntnis, das Einsicht ist wie die erforschten Naturgesetze.

Genialität und Daseinskampf

Die Genialität hat sich so mangelhaft entfaltet, daß die Menschen den gründlichen Betrachter gar wenig von ihrer hohen

Möglichkeit ahnen lassen. Über die Kluft zwischen den zweckfremden Wünschen der Genialität und dem von der Nützlichkeit geleiteten Kampf um das Dasein.Betrachtung des Daseinskampfes der uns am nächsten stehenden Tiere, um uns diese Kluft deutlich vor Augen zu führen. Über die Stimmungsleiter bei alternden Tieren sowie Menschen, die ein Erleben der Genialität nicht kennen. Das mühsame Leben der Tiere, die eine staatliche Gemeinschaft bilden (Biene, Ameisen, ...); Vergleich mit dem Daseinsmühen unzähliger Menschen. Zwischen dem Daseinwirken der Tiere und dem Wollen der Menschenseele klafft ein großer Abgrund. „Haß allem Lebendigen und toten, das mich bedroht", das ist die ewige Predigt des tierischen Unsterblichkeitwillens; ist die Gefahr beseitigt, sinkt das Tier wieder zurück in die Gleichgültigkeit. Je höher das Tier entwickelt ist, desto unbeholfener ist es gleich nach der Geburt und um so höher entfaltet sich der Muttertrieb, die Fürsorge, der Opfersinn. Über ein „anachronistisches" Erwachen der „schlummernden" Genialität des Fühlens und Handelns in gezähmten Tieren durch menschlichen Einfluß. Angewandte Schlauheit und List wird bei Tieren höheren Verstandes nur zur nackten Lebenssicherung eingesetzt. Die erwachende Vernunft hat das Dasein des Menschen von Grund auf gewandelt.

Die Gegensätzlichkeit der Diesseits- und Jenseitswünsche wurden dem Menschen schon in frühen Zeiten bewußt. Über die Irrwege der Religionen der Vergangenheit: Weltflucht und Askese. Verschiedene andere Heilswege, die den Widerspruch des Daseins und der Genialität zu überwinden suchten. Das Göttliche selbst geht ganz andere Wege; in wunderbarer Weise verwebt es die Daseinswünsche mit sich und ordnet sie sich unter. Über die Grundpfeiler des aus der Vernunft geborenen Sittengesetzes. Über den weiteren Ausbau des Sittengesetzes nach dem Grundsatz: „Du darfst nicht tun, was du selbst nicht erleiden möchtest". Unter dem Schutz dieses Sittengesetzes konnten sich die ersten Anfänge der Genialität entwickeln. Die Wünsche der Genialität wurden dann sogar dem Sittengesetz untergeordnet, und das ist eine der

schlimmsten Verwirrungen der auch bei uns herrschenden Moral. Die Vernunftentwicklung ist in der Lage, das den Wünschen der Genialität widerstrebende Zweckmühen ums nackte Dasein zu erleichtern.

Über die Art der Abwandlung und Vererbung der Gefühlsrichtungen und Triebwünsche, die wir von den Tieren erbten, durch die Wünsche der Genialität. Haß lähmt das Gefühl der Menschenliebe und den Wunsch zum Guten in unheimlicher Weise. Krischna und Buddha predigten die unheilvolle Lehre der Haßentsagung. Der Haß wird dadurch zwar äußerlich überwunden, ist aber in der Seele des Menschen desto unheilvoller wirksam. Nicht ganz so unheilvoll wie der Haß widerstrebt der Genialität das vom Tiere ererbte Triebleben. Über die Befreiung der Genialität vom strengen zeitlichen Rhythmus von Nahrungsbedürfnis und Sättigung. Über die Befreiung der Genialität von Schmerzempfindung durch Krankheit in der Stunde der Versenkung. Am mühelosesten läßt sich den Wünschen der Genialität dann leben, wenn alle Körperzellen in voller Lebenskraft uns die Kraft zur Bewußtheit schaffen. Die Gegensätzlichkeit der Wünsche der Sexualität und der Genialität und deren Überwindung. Der Paarungswille erlischt da, wo seine Erfüllung der Entfaltung der Genialität schädlich wäre. Die Befreiung der Genialität von der räumlichen Häßlichkeit mancher licht- und luftarmen Städte. So ist die Genialität Retter geworden, der die Kluft zwischen Daseinskampf und Jenseitswünschen hauptsächlich durch eine allmähliche Vergeistigung beseitigt, die, wie wir deutlich erkennen konnten, verschiedene Wege geht.

Moral des Kampfes ums Dasein

Gewissensstumpfheit läßt zu, daß auch der unmoralischste Mensch sein ganzes Leben hindurch ein gutes Gewissen haben kann. Mißtrauen zum eigenen Gewissen ist der erste Schritt zur seelischen Entfaltung. Nicht die Vernunft kann hier zum Retter werden, sondern nur die Genialität selbst. Das Gewissen ist nichts weiter als

ein Werkzeug der Vernunft. Nur wesentliche Einsichten können uns aus der Unzuverlässigkeit der Wertung herausführen. Wir nähern uns einer Stufe, auf der wir mit traumwandlerischer Sicherheit das Werten der Handlungen an den Wünschen der Genialität vollziehen.

Sonderung der Moral des Kampfes ums Dasein und der Moral der Minne von der Moral des Lebens führt uns aus dem Wirrsal. Über die bisherigen Morallehren der Religionen, der Philosophen und der Naturwissenschaften. Als Musterbeispiel für das bunte Gemisch solcher Morallehren die Zehn Gebote. Sie sind Hemmnis und Verwirrung für die Entwicklung des Kindes und halten den Menschen leicht lebenslang auf niedrigster Stufe der Selbstzufriedenheit fest. Auch die üblichen Charakterbewertungen sind ein unverständliches Gemisch von Wahn und Wahrheit. Unter den „bösen" Charakteren treffen wir eine eigenartig bunt gewürfelte Gesellschaft. Es war ein Unheil für alle Religionen, daß sie die Entwicklung des Menschen aus Tierarten nicht ahnte. Über das Gebiet des Sittengesetzes. Einordnung der Moral der Erotik und des Daseinskampfes unter die Wünsche der Genialtät.

Forderung der Moral das Daseinskampfes: *Finde zurück von den Entartungen und Wirrungen, raffe dich auf zu der Amoral des tierischen Daseinskampfes*. Wie das Unheil der Entartung zustande kam. Vernunft wandelt noch in anderer Beziehung das Dasein. Unsere Gotterkenntnis wird viele Menschen ganz und gar von der Jagd nach dem Glück befreien. In der Vergangenheit wurde Arbeit schlechthin als Tugend erhoben. Arbeit besiegt herzlich wenig böse Geister. „Gesunder Ehrgeiz", Leistung, angestachelt durch Auszeichnung und Belohnung macht eine Menge Menschen zu Intriganten.

Moralisch ist einzig und allein die Freude an einer Leistung, die die Wünsche der Genialität erfüllt. Ruhmsucht und Ehrgeiz aber ist furchtbare Unmoral, weil sie die Genialität verzerren und verkümmern. Es gibt eine moralische, eine unmoralische und eine

amoralische Arbeit. Unsere Moral verlangt, daß jeder gesunde Erwachsene das Daseinsnotwendige für sich und die unmündigen Kinder erarbeitet. Alle übrige Arbeit ist entweder moralisch oder unmoralisch. Ordnung und Zeiteinteilung wurden ebenso wie die Arbeitsamkeit zu Tugend erhoben. Über die spärliche Verwirklichung des Ordnungssinnes mancher genialer Menschen. Die Irrlehre: „in einem ordentlichen Menschen wohne auch eine moralisch geordnete Seele“ wurde aufgestellt.

Wertung unserer Moral entgegen der Lehre von der Ordnung als Tugend schlechthin. Ordnung ist erstrebenswert, weil sie die Wünsche der Genialität erfüllen hilft, aber auch für den Daseinskampf gewann die Ordnung an Bedeutung. Zeiteinteilung ist amoralisch und wird zur Unmoral, wenn sie das geniale Erleben stört. Das geniale Erleben ist zeitlos und muß es sein. Je mehr für den sich entfaltenden Genialen die Lebensjahre zu dehnen scheinen, fliegen für die anderen die Jahre immer rascher dahin. Die Irrlehre: *Unordnung und Mangel an Zeiteinteilung ist Beweis einer starken Genialität*. Abwägen des jeweiligen Einzelfalles an den Wünschen der Genialität, an dem heiligen Sinn unseres Seins.

Durch die Erfüllung des Sittengesetzes: „Tue nichts, was du nicht auch selber erleiden möchtest“ , erhebt sich der Mensch niemals über den moralischen Nullpunkt. Was die Religionen bisher unter dem Sittengesetz verstanden haben, war meist Unmoral ... . Unsere Moral kann von den herrschenden Vorstellungen der Hilfsbereitschaft nicht viel bestehen lassen. Über die Sicherheit, das Moralische von dem Unmoralischen zu unterscheiden. Wir dürfen uns nicht durch Zwerge das Höchstmaß des Menschen bestimmen lassen. Über die „Gesellschaftsmoral“, die frivol betont, daß es ihr bei vielen Handlungen nur auf den äußeren Schein ankomme. Das Gotterleben wird zu einer Art gesellschaftlichen Verpflichtung, zu einer Art „Anstandsbesuch“ bei Gott. Moral, die die Menschen bisher für ihren Daseinskampf aufstellten, hat kaum wirklichen Zusammenhang mit der Genialität. Unsere Moral wird die Gegensätzlichkeit

von Zivilisation und Kultur überwinden.

Moral der Erotik

Schon früheste Seelenkulte erkannten an, daß die Sexualität starken Einfluß auf die Seele hat. Asketische Enthaltsamkeit gegen seelischen Werteverlust durch Triebleben. Einstufung der Ehe durch das Christentum. Sturz des Ideals der Askese durch den Darwinismus. Lehre von der Amoral der Sexualität von Nietzsche unterstützt. Sexuelle Morallehre der Menschen von heute. Ein Weihebrief für die Sexualgemeinschaft von lebenslanger Gültigkeit. Um die moralischen Richtlinien zu finden, müssen wir all diese Irrungen vergessen. Durch sexuelle Gemeinschaft wird die Seele des Menschen entweder entfaltet oder sie wird verkümmert. Dies leugnen besonders die Menschen der Gegenwart ab. Der Einfluß der Erotik auf alle Wünsche der Genialität. Gar manche Moral der Minne, die geschrieben wird, ist nichts anderes als ein Teil der Moral des Lebens. Unter Moral der Minne verstehen wir nur die Forderungen der Genialität. Eine unmoralische Ehegemeinschaft kann um nichts moralischer werden, weil sie „um der Kinder willen" besteht. Des Menschen Trieb-Instinkte unterstehen dem Begehren der Lusthäufung. Nach unseren Erkenntnissen aus der Entwicklungsgeschichte ist für uns das Gebiet der Sexualgemeinschaft in seinen Zusammenhängen verständlich. Der „Zytotropismus" (Zellnäherung), die „Konjugation" (Erbmassenaustausch) und die „Kopulation" (Dauerverschmelzung) der Zellen mit Analogiebildung zum Menschen.

Über ein uraltes Grundgesetz der Sexualität. Über die Steigerung der Sexualität beim männlichen und weiblichen Geschlecht. Die den Grundgesetzen der Sexualität widersprechende Herrscherstellung des männlichen Geschlechts. Eine krankhafte Nothilfe war der Minnedienst des Mittelalters. Der unselige Zwiespalt der Doppelaufgabe Mutterschaft und Begattung. Vergeistigung der Sexualität zur Minne im Gegensatz zur „Menschenliebe". Nur

vollkommene seelische Verschmelzung allein verdient den Namen „Minne“. Eine große Zahl der Mitmenschen steht heute auf der Stufe ungeistiger Gemeinschaft. Chronische sexuelle Überreizung des männlichen Geschlechts. Abstumpfung gegenüber dem Gewohnten und Bedürfnisse nach Wechsel und Reizsteigerung. Entstehung der Froschliteratur.

Psychologie wird durchsetzt mit Vorstellungen und Gesetzmäßigkeiten der chronischen Überreizung (S. Freud). Entartung der Wunschrichtungen des Paarungswillen. Über die Art und prägende Auswirkung der ersten Liebesbeziehung. Über die verhängnisvolle Bedeutung des asketischen Ideals als Rettungsversuch.

Entwicklung der Minne im einzelnen Menschen. Weg des Erwachens der Minne bei der Frau. Weg des Erwachens der Minne beim Mann. Homosexualität der männlichen Jugend. Die erschütternde Tatsache, daß beide Geschlechter in der Mehrzahl der Fälle um ihre gesunde Entwicklung betrogen werden. Fluch der Geschlechtskrankheiten; Prostitution; monogame Prostitution. In all dieser Wirrnis erschallt immer wieder das heilige Lied der göttlichen Macht der Minne.

Forderung unserer Moral, deren Erfüllung von der Entartung befreit und auf den moralischen Nullpunkt steigen läßt. Tief unter dieser Ebene stehen alle, die in Gewissenlosigkeit dahinleben. Wie sehr die Sexualität das Schicksal eines Menschen knüpft. Für die Gotterkenntnis spielt die „Glücksverheißung“ keine Rolle.

Moral ist nichts anderes als der auf die einzelne Willensentscheidung angewandte zweckfreie göttliche Wille. Unsere Moral ist frei von Glückszielen und „Eudämonismus“. Unglück im Minneleben kann die Genialität ebenso gewaltig entfalten wie Glück! Hinauszögern eines endgültigen Bruchs der Gemeinschaft mit einem liebenden Gefährten. Niemals darf eine erwachte Genialität sich aus Rücksicht für das Dasein eines scheinlebendigen Menschen in

einer fortgeführten Gemeinschaft seelisch herabziehen, das Erleben des Jenseits verkümmern lassen. Die Verantwortung für das Glück des anderen ist mit der Genialität inniger Verwoben als die Sorge für das eigene Glück. Der menschliche Egoismus liegt schon vom Tierreich her in uns.

Mitfreuen am Glück des anderen und Mitleiden am Leid des anderen sind Töchter der Genialität des Fühlens (Menschenliebe) und gebären den „Altruismus". Die Hilfsbereitschaft, der Opferwille kann zu planloser, unsittlicher Opfersucht entarten. Wir verweilen in moralischen Niederungen, wenn wir einem dort beharrlich wohnenden Menschen lebenslang Gesellschaft leisten.

Es leuchtet der heilige Sinn des Menschenleben als Richtstern über jeden Entscheid zur Minnegemeinschaft. Tiefe und gegenseitige Minne ist die erste Voraussetzung der Paarung. Prüfe die Seele des anderen ernst und tief am heiligen Erkennen des Göttlichen, ehe du dich der innigsten Gemeinschaft hingibst. Fordert die Bedrohung dieses Heiligtums das Lösen der geschlossenen Gemeinschaft, so darf keine Rücksicht auf die Beglückung den Blick trüben. Für uns gibt es nur die Wahl der moralisch würdigen Gemeinschaft oder aber Enthaltsamkeit. Die geniale Wahlenthaltsamkeit fordert auch die Beendigung einer Gemeinschaft, wenn sie sich auf Charaktertäuschung aufgebaut hat. Über den moralischen Wert des Paarungswillens und seine unheimliche Kehrseite. Über die göttliche und die teuflische Macht der Minne.

Moral des Lebens

Einleitung: ... . Trennung der Moral des Lebens von der des Kampfes ums Dasein. Unsere eigene Charakterveredelung, das Schreiten zur Höhe ist kein Kampf. Nein, jenseits des Kampfes erwacht das Wünschen, erstarkt der Wille Gottes. Über die Helfer für den Kampf gegen das „Böse" und für das „Gute"; ob ihre Art zu Kämpfen nicht der falsche Weg ist? Nur, wenn die eigene Genialität

kraftvoll entfaltet ist, können sie mit ihren Worten in den Zuhörern das Heimweh zu den Gipfeln der Vollkommenheit wecken. Über den „Kampf“ mit geistigen Waffen. Das weibliche Geschlecht zieht auch in Diesseitsfragen das Wirken dem Kämpfen vor. Genialität darf hinüberleuchten in das Dasein. *„Jenseits des Kampfes erst ist das Erleben der Seele!“* Unser Blick schärft sich für die Übergriffe der Daseinsarbeit in das Reich der Genialität.

Die Moral des Lebens erwartet von uns die Vollentfaltung all unserer Genialität, die uns zur Vollkommenheit führt. Das Ziel der Vollkommenheit ist erhaben über den Zweckgedanken; Vollkommenheit ist das Ziel des Wollens der Seltenen. Die Moral des Lebens lehrt uns nach den Wünschen der Genialität die Diesseitsfreuden und –leiden zu wählen. Die Überschätzung des Entfaltungsgrades der eigenen Genialität ist u. a. einer der gefährlichsten Seelentöter.

Die Gegensätzlichkeit von Diesseitsleid und –freude, aller Nutzarbeit und dem Jenseits sind durch die Unterordnung der Daseinsmoral überwunden. Die Erkenntnis des Sinnes unseres Menschenlebens macht uns tauglich für das Notwendige, aber vollständig untauglich für das Mühen und Wirken für ungeniale Wünsche. Eine Daseinsarbeit, die wir unmoralisch nennen müssen, sollte von uns niemals als „Pflicht“ übernommen werden. Die Daseinserhaltung ist uns zwar heilig und wichtig, darf aber niemals zum obersten Gesetz ernannt werden. Ein genialer Mensch geht lieber in den Tod, als daß er z. B. seine als wahr erkannte Lehre widerruft. Das Jenseitserleben, das dieser freiwilligen Tat vorangeht, muß in seinem Schmerze und seinem Erhabenwerden über diesen Schmerz von göttlicher Allgewalt sein.

Unsere Erkenntnis erschwert durch Aufklärung die Machenschaften der Weltmächte mit ahnungslosen Völkern. Der freiwillige Tod kann sowohl Tugend wie auch Verbrechen sein. Aus der fortwährend notwendigen Prüfung an den Wünschen der Genialität erwächst die große Kraft zur Vollkommenheit.

Genialität des Handelns

Die Moral des Lebens gibt die Richtlinien für all unsere Willensentscheidungen, welche eine Vollentfaltung aller Wünsche der Genialität unterstützen, die zum Jenseitserleben und der Vollkommenheit hinführen. Je näher wir zur Vollkommenheit dringen, um so mehr tritt an die Stelle der ernsten Selbstprüfung das mit dem Göttlichen geeinte Erleben. Über „das Beten" in den Religionen. Nur die Vollentfaltung des Wunsches zum Guten ist die unweigerliche Voraussetzung zur Vollkommenheit. Die Vergangenheit hat die Tatsachen nur zum Teil erkannt, weil sie das weite Reich des Wunsches zum Guten nicht überschaute. Die viel zu enge Umgrenzung des Wirkungsfeldes des Wunsches zum Guten der verschiedenen Religionen.

Genialität des Denkens

Selbstprüfung ist unendlich wesentlich für das Erstarken unseres Wunsches zur Wahrheit Über die Selbsttäuschung durch „sich selbst" belügen. Selbstschöpfung zur Vollkommenheit ist hierdurch natürlich verhindert. Blindheit für die eigentlichen Verbrechen an den Wünschen der Genialität. Unwahrhafte Selbstbeschuldigung (um Ideale zu erhalten) ist ebenfalls eine schlimme Unmoral.

Die vom Tier ererbte List lockt zur Täuschung – Wahrhaftigkeit ist zur „Dummheit" geworden – Verlogenheit aber ist Klugheit – skrupellose Lügner haben große Aussicht, Sieger zu sein – wer dumm lügt, muß besiegt zurückstehen. Sehr viele hochstehende Menschen kommen dieser furchtbaren Unmoral entgegen. Da muß man mit den Wölfen heulen. Wer nur noch einen kleinen Rest von göttlichen Wünschen in sich lebendig erhielt, wird unterliegen müssen, trotz aller Anpassung.

Auf diesem Gebiet der Moral stehen wir dem Unantastbaren gegenüber, welches keine Halbheiten und „Anpassungen" kennt. Der *Kompromiß* nimmt jede Hoffnung, Vollkommenheit zu erreichen; Götter mit gebogenen Rücken gibt es nicht. Bedeutet es nicht Untergang, mitten in einer Welt der Lüge die unbestechliche, ungeschminkte Wahrhaftigkeit zu erstreben? Selbst wenn es Untergang bedeutete, so würde das für den, der unsere Moral des Lebens vertritt, nichts an seinem Verhalten ändern. Ein gottlebendiger Mensch und ein gottlebendiges Volk würden lieber untergehen, wenn sie nur durch Lügen ihr Dasein erhalten könnten; der Fall liegt aber sehr selten so nahe am Untergang.

Nur der Mensch, der ohne jede Sonderklausel und Ausnahmefälle der Wahrhaftigkeit dienen will, kann anderen aus der furchtbaren Unmoral ihrer Verlogenheit helfen. Bei Wahrheiten, die grausam und brutal sind, liegt es meist an der Art, wie wir sie dem Mitmenschen übermitteln. Unmoralische Fragen sind solche, die zu unwahrer Auskunft verlocken könnten. Über die doppelte Unmoral, die bei Verheimlichung einer tödlichen Krankheit oder unwahren Angaben aus Mitleid entsteht. Diesseitsmenschen bis zum letzten Augenblick mit Rettungshoffnungen zu betören, heißt ihre Genialität in der Verkümmerung zu belassen. Über die „egoistische" und die „altruistische" Lüge.

Unsere Moral des Lebens fordert in jeder Handlung Ehrfurcht vor allen göttlichen Wünschen. Einem Menschen, der sich rückhaltlos den göttlichen Wünschen geweiht hat, kann niemals die Lüge eines Freundes dienen. Anwendung der List im Falle einer Todesgefahr ist amoralisch. Wahrhaftigkeit ist nur ein kleines Teilgebiet des Wunsches zum Wahren. Nur das Jenseitserleben ermöglicht die Vollentfaltung des Erkennens.

Jedem Menschen ist die Möglichkeit gegeben, den Forschenden zu lauschen und hierdurch die Genialität des Denkens zu entfalten. Der Moral des Lebens, die die Vollentfaltung aller Wünsche zum Ziel

hat, stehen die Werke der Kunst und Wissenschaft auf drei deutlich trennbaren Stufen zur Verfügung. Die erste Stufe befaßt sich mit der Welt der Erscheinung und ihren Gesetzen (Naturwissenschaft). Auf der **zweiten Stufe** stehen die Werkgestaltungen der Genialität des Denkens (Psychologie, Pädagogik). Die Wissenschaft, die auf der **dritten Stufe** steht, ist das Erkennen des gotterlebenden Ichs, die Philosophie. Das Werk eines lebendigen Philosophen führt keineswegs jeden Leser zur Erkenntnis: diese erwirbt sich jeder selbst. Wer als Philosoph nur einen Satz geschrieben hat, der sich mit dem Jenseitserleben nicht vereinbaren läßt, der ist ein Toter und wir wollen seine Totenruhe nicht durch weiterblättern in seinem Werke stören. Solche Mißstände muß unsere Moral des Lebens wichtig nehmen.

Genialität der Wahrnehmung

Der Wunsch zum Schönen steht dem Wunsche zum Wahren und der Menschenliebe gleichwertig zur Seite. Über die Gleichgültigkeit der Religionen gegenüber dem Wunsch zum Schönen; die Griechen erlebten als erste die innige Verwebung des Guten mit dem Schönen. Der Grund, weshalb die Menschen zu großer Genügsamkeit und abstoßender Häßlichkeit herabsinken konnten. Die Genialität des Schönen erweist sich in dem Wunsche, die eigene Erscheinung und die Gegenstände der Umgebung schön zu gestalten. Schöpferische Menschen werden seelenblind gegenüber dem Häßlichen in ihrer Umgebung und nehmen nur das Schöne wahr. Die Genialität des Schönen will, daß die Ausdrucksformen unserer Seele – Bewegung, Sprache, leidenschaftliche Äußerungen – von ihr geleitet sind; sie führt den Menschen zur Selbstbeherrschung und Mäßigung.

Der Schein wird für das Wichtige gehalten, nach der Wahrheit des geäußerten Gefühls wird nicht verlangt. Infolge dieser „Gesellschaftsmoral“ sind unheilvolle Wertungen wirksam. Nicht nur die Erscheinung selbst, auch das Innenleben möchte der Wunsch zum Schönen durch eigenes Wirken zu einem Kunstwerk gestalten. Die Genialität des Schönen strebt mit dem Wunsch zum Guten zu herr-

licher Vollkommenheit, zur Schönheit der Seele, die aus erhabensten Kunstwerken zu uns spricht. Über die Kunst des Mittelalters.

Wir kommen vom Schaffen zum bewußten Wahrnehmen, zum *Genießen des Schönen – ein Gottesdienst* im wahrsten Sinne des Wortes. Das Jenseits kann und will das Diesseits ganz durchdringen, und so gibt es denn **auf erster Stufe** eine Kunst, die den ungeistigen Daseinskampf und seine Triebwünsche zur Erscheinung bringt.

Die Kunstwerke **auf der zweiten Stufe** haben schon eine innere Verschmelzung mit der Genialität und sind sogar oft die Brücken zum Jenseits. Machwerke ohne lebendige Überzeugungskraft gegenüber hochstehenden Kunstwerken.

Die **dritte, höchste Stufe** ist das Heiligtum der Seltenen; nur denen im Schaffen und Erleben zugänglich, die bewußt Gotteinklang erleben. Sie stellt ausschließlich die religiöse Erschütterung oder die Versenkung dar.

Auch auf dem Gebiet der Kunst müssen wir Werke über uns ergehen lassen, die ohne ein Erleben des Jenseits gestaltet werden. Über die Scheinlebendigen, die mit der Vernunft die Kunst erfassen wollen, und diesen Irrwahn auch noch lehren. Was die Kunst will und was wir von der Kunst wollen. Wie ein Mensch in unserem Sinne „ästhetisch“ werden kann. Über die Gefahr des allzu häufigen Schreitens auf den Brücken anderer ins Jenseits. Die Schöpfungen anderer; wenn ein Mensch sie viel auf sich einstürmen läßt, kann er seine eigene Schaffenskraft hemmen. Je matter die schöpferische Begabung eines Kindes ist, um so häufiger können wir es zu den Brücken führen. Die Wirkung unserer Erkenntnis auf Eltern hochbegabter Kinder.

Genialität des Fühlens

Die Genialität des Fühlens ist mit dem Wunsche zur Mensch-

liebe innig verschmolzen. Über den Irrtum der „Feindesliebe" Jisnu Krischnas; sie führte zu trauriger seelischer Verlogenheit, weil sie das urinnerste Wesen des Hasses verkannte. Verständlichkeit dieser „Lehre" für Wiedergeburtsgläubige. Die Genialität eines Menschen läßt sich niemals vollkommen von einer Irrlehre überzeugen. Über das Wesen des Hasses bei Mensch und Tier. So kann nur durch die Vergeistigung des Selbsterhaltungstriebes der tierische Haß zur genialen Kraft erhoben werden.

Der geniale Haß in allen zum heiligen Sinn des Seins erwachten Menschen richtet sich gegen alles, was das Gotterleben gefährdet. Wir werden ganz frei von all dem ichsüchtigen Haß, der die Menschenseele so furchtbar entstellen kann. Jener Haß des Selbsterhaltungstriebes wird abgewandelt zum göttlich gerichteten Hassen. Die Entstehung der „Mächte des Teufels" zu begreifen, heißt sie ohnmächtig machen! Über die Vergeßlichkeit des Tieres gegenüber der erlebten Lust und Unlust. Dem Menschen graben sich erlittene Gefahren und Qualen tief ins Gedächtnis.

Das Erwachen der unseligen Eigenschaften, der „Kinder des Hasses und der Vernunft", im Menschen: Zank, Rachsucht und Bosheit. Auch eine andere Teufelsbrut scheut sich nicht davor, das Leben eines jeden Menschen, auch des friedfertigsten, zu vergiften: Neid, Mißgunst und Habgier. Alles Bemühen der bisherigen Religionen, durch Strafandrohung oder Lohnversprechung dieser „Höllenbrut" Herr zu werden, scheiterte. Frei von ihnen blieben nur ganz wenige; meist nur die, die aller Lust entsagten: das war der Weg in die Askese. So ist es eine tröstliche und köstliche Erkenntnis: diese Brut ist keine unbesiegbare „teuflische Macht" ; der Haßstrahl eines Menschen, der den Einklang mit dem Göttlichen, die Vollkommenheit, erreichen will, trifft nun nur all das, was das Gotterleben hemmt und hindert.

Über den genialen, d. h. nach göttlicher Wahl gerichteten Haß. Die Qualen, die das göttlich gerichtete Hassen ihren liebreichen

Seelen bereitet, machen ein „Martyrium“ aus ihrem Leben, was wohl beweist, wie wenig unsere erhabene Gotterkenntnis die Glücksehnsucht befriedet. Dieser kraftvolle geniale Haß ist frei von den „Kindern des Hasses und der Vernunft“ – Der inbrünstige Friedenswille ist heißer Lebenswille des Genialen; Unfriede ist ihm Verlust der Unsterblichkeit. – Der geniale Haß möchte nichts anderes als die Entfaltung des Gotterlebens in den Menschen. Der göttlich Hassende hat selbstverständlich auch eine von den Jenseitswünschen geleitete Wahlliebe zur Seite; er gibt die wahllose Nächstenliebe bewußt auf. Die ernste Prüfung des Charakters seines Mitmenschen schafft die Grundlage für Lieben und Hassen.

Unsere Moral macht auch ein Ende mit der Gleichmacherei aller Menschen; die Menschen sind nicht „gleich“; sie haben nicht „alle ihre Schwächen“ und sind auch nicht „allzumal Sünder“. Der geniale Mensch aber, der Vollkommenheit, der dauernden Gotteinklang in sich schuf, ist Bewußtsein Gottes, solange er atmet. Kein Mensch gleicht dem anderen an innerem Werte. Alle Menschen, die nicht bis zur Vollkommenheit vorgedrungen sind, haben ihre Schwächen.

Über das Erkennen des Erhabenen seitens der Umwelt. Gerade die unseligen Gleichheitslehren machen es vielen unmöglich, Erhabenes im Menschen zu vermuten. „Menschlich“ sein heißt für sie etwas denkbar Unvollkommenes sein und unsere Erkenntnis dünkt ihnen Größenwahn. Unsere Erkenntnis liebt die Genialität in sich ebenso innig wie die der anderen, und unsere Moral des Lebens verurteilt die wahllose Selbstsucht ebenso wie den wahllosen Altruismus. Hier ist eine Schablone des Handelns unanwendbar; hier muß der Mensch jeden Fall selbst prüfen, bis durch das stete Befragen der Genialität diese so kraftvoll wird, daß der Mensch mit Sicherheit genial handelt.

All unsere Erkenntnisse werden die grundsätzlich wahllosen „sozialaltruistischen Betätigungen“ des Christentums nicht mehr mit den Namen „Tugend“ krönen! Wir kennen weder Demut noch

Hochmut, an ihre Stelle tritt nach dem Ergebnis unserer Selbstprüfung eine richtige Selbsteinschätzung, gemessen an dem Maße des Wesens aller Dinge. Die Menschenliebe gebietet – im Verein mit dem Wunsch zum Schönen im Menschen – den genialen Willen zum Frieden, zur Versöhnung. Über die Irrlehren indischer Verfallszeit mit ihrer Predigt der Haßentsagung.

Unsere Erkenntnis hat die stolze und ernste Verantwortung für all unser Handeln als Konsequenz. Nicht ein Gedanke oder ein Wort, noch eine Tat kann je wieder durch Reue, Verzeihen oder Vergessen ausgelöscht werden; das Erlebte, das wir vergessend verzeihen, ist nicht aus unserer Seele getilgt. Das „Vergessen und Verzeihen" wird uns schon deshalb zur Unmoral, weil es uns und den anderen zu leicht verleitet, das Unrecht zu wiederholen.

Über die Unmöglichkeit der Heilung der Menschen, die seit Jahren Sonntags vor dem Altar in gleicher Demut und gleicher Ohnmacht bekennen. Unsere Seele will sich nicht mehr von dieser Irrlehre der Vergangenheit in den Niederungen halten lassen; sie will vollkommen werden und will wahrhaftiges, gerechtes Urteil, keine „Gnade" und schreitet aus eigener Kraft aufrecht zu den Gipfeln.

Unfriede, der zu „verzeihen" wäre, ist unter all den Seltenen nicht zu finden. Menschen aber, die sich die Kinder von Haß und Vernunft noch ganz oder zum Teil am Leben erhielten, oder die aus Unverständnis für das Jenseitserleben uns wieder und wieder in das Diesseits zerren möchten, müssen wir nicht an unserem Dasein im täglichen Leben teilnehmen lassen.

Unsere Moral des Lebens zeigt uns neue Wege zur Erfüllung der Genialität des Fühlens, gibt uns neue Tafeln des Hasses und der Liebe. Die Moral des Lebens, geboren aus unserer Erkenntnis von heiligen Menschenamt, wird die Menschen kampflos zu lichten Höhen führen. Das Dasein umgestaltender Macht der Seltenen wird erst dann frei, wird erst dann gebieterisch den Verkümmerten die Wege weisen, wenn diese den einzigen hehren Sinn ihres Daseins

und ihrer Kraft zur Vollkommenheit erkannt haben.

Wenngleich die Seltenen seit je das Göttliche erlebten, so ist es dennoch ein Gewaltiges um die Erlösung in der Erkenntnis. Der unermeßliche Kosmos, die Erscheinung Gottes, erschauert an dem Tag, an dem der Mensch sich erfüllt, an dem er erkennt: ich allein erlebe das göttliche Wünschen bewußt; ich, der Mensch, bin unter allen Wesen der Schöpfung das einzige Bewußtsein des Göttlichen.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1

Ein neue „Religion“ ?

Ein Neger Westafrikas in seinem genügsamen Geisterglauben und der erhabenste Philosoph sind trotz aller Fernen ihres Seelenlebens einander innig verwandt im Vergleich zu ihrer Wesensverschiedenheit von allen jenen, die da glauben, das nüchterne Nützlichkeitsgesetz sei das letzte Geheimnis des Lebens, die zweckbeherrschte Endlichkeit sei das einzig Wirkliche, das innere Erlebnis des Unsichtbaren aber sei unhaltbare Einbildung unklarer, unreifer Denker.

Jene aber, die religiös verarmten Menschen, haben sich zu keiner Kulturepoche so erschreckend vermehrt wie seit dem 19. Jahrhundert. Der „Freigeist“ sieht darin das Zeichen hoher Kultur, wir aber erkennen die Ursachen und wissen, daß die Todesgefahr in der Entartung droht.

Die wissenschaftlichen Erforscher der Natur und ihrer Gesetze gingen trotz aller grausamen Verfolgung von seiten der christlichen Kirchen im Reiche der Vernunft unendlich weit voran, in manchen Wissenschaften bis hin zu den Grenzen des Vernunfterkennens. Nun gibt es ein Gesetz, dem jedes Volk und jeder einzelne Denker unterworfen ist; es besagt:

Ein Glaube ist nur so lange lebendige Kraft und nicht Gefahr seelischer Erkrankung, als er wirklich an den jeweiligen Grenzen der Vernunfterkenntnis einsetzt, wie der Animismus auf der Er-

kenntnisstufe des Negers, wie die Lehre des Inders Jisnu Krischna, aus der viele christliche Lehren entlehnt sind, 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung auf der Erkenntnisstufe des vorkopernikanischen Weltbildes und vor der Befruchtung unseres Denkens durch die Entwicklungsgeschichte, und wie Schopenhauers Glaube auf der Stufe nach Kants „Kritik der reinen Vernunft“.

Wenn aber die Vernunft nach dem Stande ihres Wissens Grundlehren des Glaubens mit Sicherheit als falsch nachweisen kann, weil diese Lehren schon innerhalb der erreichten Grenzen des Erkennens irrten, so verliert diese Glaubenslehre an Macht der überzeugung, und es kann gar leicht geschehen, daß auch die im Grunde stark innerlichen und wahrhaftigen Menschen unter die Leugner des Göttlichen gehen.

Der naturwissenschaftlich und philosophisch Gebildete ist heute allen herrschenden Glaubenslehren gegenüber in der Lage, Irrtümer der religiösen Vorstellungen innerhalb der Grenzen seines Vernunfterkennens nachweisen zu können. Sein religiöses Empfinden verlangt also mit Recht eine Weltanschauung, die im Einklang steht mit dem ganzen weiten Bereich seines Wissens.

Aber noch ein zweiter Grund ist es, der es dem Menschen auf der heutigen Stufe der Welterkenntnis so ungleich schwieriger macht, sich den Christenglauben überzeugend zu erhalten. Kants „Kritik der reinen Vernunft“ hat in uns die „zwei Welten“, die die indische Intuition von Anbeginn an ahnte – die „Welt“ der Erscheinung (der Kausalität, Zeit und Raum eingeordnet) und jene unsichtbare Welt des unerforschlichen „Dinges an sich“ – so wunderbar klar getrennt, daß wir ein sehr verfeinertes Erleben dafür haben, ob sich in die religiösen Vorstellungen Kausalzusammenhänge der Erscheinungswelt einschmuggeln. Ebenso aber hat sich unser Erleben unendlich verfeinert für den Unterschied zwischen denn Antikausalen, dem Unvernünftigen – und dem Überkausalen, denn Religiösen, ein Unterschied, der in allen Religionen der

Vergangenheit noch so häufig verwischt wurde. Wir können nicht mehr einen Vernunftwidersinn als „Erleuchtung" oder „Offenbarung" erleben. So bejahen wir den ewigen Kern aller Mythen, aber erkennen das Unwahre und Widersinnige in allen Dogmen. Diejenigen unter uns aber, die ihr philosophisches Denken überhaupt unentwickelt ließen und sich lediglich der naturwissenschaftlichen Forschung zuwandten, sie mußten bei einem derart weitreichenden Vernunftverkennen, wie ihn der Christenglaube uns zumutet, zu „Rationalisten" und schließlich zu „Materialisten" (im Denken und Handeln) entarten. Vielleicht wäre diese Gefahr geringer gewesen, wenn uns wenigstens der Irrtum indischer Verfallszeit, die Lehre des Jisnu Krischna, unverfälscht aufgezwungen worden wäre, denn die Inder haben stets daran festgehalten, daß der religiöse Mythos eine symbolische Einkleidung ewiger Wahrheiten ist. Das Verhängnis aber ließ uns das Opfer der großen Völkertäuschung werden, welche die Verfasser des „Neuen Testamentes" unternahmen, indem sie indische Krischna- und Buddhalegenden zu historischen Tatsachen erhoben, sie alle Jesus von Nazareth zusprachen und die gefährlichen Irrlehren indischer Verfallszeit nun, gemischt mit alttestamentarischem Glaubenshaß, den Völkern predigten. Mit dieser Umdichtung der Legenden zu historischen Tatsachen lähmt das Christentum die Denk- und Urteilskraft der Gläubigen. Die aber, die sich trotz derartiger Aufzucht die Denk- und Urteilskraft gesund erhielten, wandten sich den Gottleugnern zu; so wurde eine unhaltbare Lehre über die letzten Fragen ungewollt in ihnen der Totengräber der Gotterkenntnis. in Scharen strömten alle die herzu, deren religiöses Erleben so stumpf und matt ist, daß sie es freilich leicht bei sich übersehen können und es deshalb so gern aus der Welt leugnen möchten.

Wie sollte hier Rettung möglich sein? Ein einmal vom Menschen erreichter Grad der erkennenden Vernunft läßt sich nie wieder, weil er Religionen der Vergangenheit gefährlich scheint, aufgeben; so kann denn nur eines retten, eine Gotterkenntnis, die im vollere Einklang steht mit der Naturerkenntnis unserer Zeit und

deren Wortgestaltung zugleich noch eine zweite ernste Forderung erfüllt, die noch erwähnt werden wird. Aber sollte es nicht möglich sein, daß der so hoch entwickelte Mensch auf eine begriffliche Formulierung, auf Wortgestaltung seiner Erkenntnis überhaupt verzichtet? Kann er sich nicht an dem Reichtum seines inneren Erlebens genügen lassen, wird er nicht gerade dank der hohen erreichten Erkenntnisstufe ehrfürchtig alle Versuche unterlassen, überkausale Zusammenhänge mit der Vernunft zu begreifen oder sie in Vernunftbegriffe zusammenzufassen? Sollte er sich nicht daran genügen, aus dem Born inneren Erlebens und der Forschererkenntnis mit gleicher Freude zu schöpfen und das Wahre von dem Wahn zu trennen? Gewiß, wenn sein Gotterleben nichts anderes als innere Angelegenheit der einzelnen Seele, nichts anderes als eine Versenkung in alles Göttliche ist, so wird er nicht nach Formgestaltung drängen, und das ist auch der Grund, weshalb die: Menschen unseres Erbgutes so lange säumten, den mit Gewalt ohne Ende aufgezwungenen Fremdglauben entschlossen abzulegen, weshalb sie sich damit begnügten, ihn im Kunstwerk dem Erbgute gemäß umzudichten, vor allem in Werken der Baukunst, der Malerei, der Dichtkunst und ganz besonders der Musik. Doch Gotterleben ist auch ein Handeln, ein Schaffen, ein Gestalten dieses Erlebens des Göttlichen auf allen Gebieten des Volkslebens: Kultur, Recht, Wirtschaft, Politik. Sie alle werden von der Gotterkenntnis und dem Lotterleben gestaltet, und ein gesamtes geordnetes und geklärtes Bild der Weltanschauung schafft hier erst die Klarheit des Einklangs. Noch immer hat eine Wortgestaltung des religiösen Erlebens, die nicht im Widerspruch stand zu der jeweiligen Erkenntnisstufe der Vernunft, dem göttlichen Wollen im Menschen eine gewaltige Kraft verliehen.

So sehen wir unsere Ahnen Jahrtausende hindurch als sittenreines Volk hohe Kulturwerte schaffen, weil ihre Gotterkenntnis in dem Jahreswechselmythos und den Dichtungen über die Ereignisse am Sternenhimmel, den Göttersagen, eine Wortgestaltung fand, die nicht nur mit der Wesensart ihres Erbcharakters, sondern vor allem

auch mit der Stufe ihrer Naturerkenntnis im Einklang stand. Die Gesetze des Jahreswechsels und überdies das Kreisen der Gestirne waren das ihnen erreichbare Forschergebiet der Naturerkenntnis. In tiefer Dankbarkeit erkannten sie hier die Zuverlässigkeit der kosmischen Gesetze, der sie ihr Leben verdankten. So ordneten sie ihre Feiern und ihr Sippenleben diesen Gesetzen ein, um im Einklang mit dem Göttlichen zu sein.

Aber hat nicht auch unsere Zeit Wortgestaltung der Erkenntnis gezeitigt, die sieh der Erkenntnisstufe unserer Vernunft anpaßte, kann uns das Glaubensbekenntnis Schopenhauers: „Ich glaube an die Metaphysik“, nicht genügen? – Wir dürfen aber nicht darüber im Zweifel sein, daß es Verarmung bewirken würde; denn es ist zu gestaltlos, zu schemenhaft, es ist, um in Schopenhauers Wurten zu reden, eine zu unvollkommene „Objektivation“ des Gotterlebens. Sicher hat der Philosoph, wie dies aus seinen Worten über die „Kontemplation“ deutlich hervorgeht, selbst eine reiche Fülle inneren Erlebens erfahren, vielleicht sogar irr einem ähnlichen Reichtum, wie z. B. Bach sie erlebte. Aber er besaß nicht die Gestaltungskraft für sein Erleben in Worten, wie sie Bach in den Tönen gegeben war, und so konnte seine Philosophie der Vernunft unendlich viel, dem Gotterleben aber nur wenig geben. Der Gefahr des Allesbezweifelns und des Materialismus konnte sie nicht wirksam steuern. Unsere Betrachtungen führen uns also zu der Einsicht, daß eine Gotterkenntnis, die die Denkenden eines Volkes lebendig erhalten soll, der jeweiligen Stufe des Vernunfterkennens nirgends widersprechen darf, daß aber außerdem die Wortgestaltung das religiöse Erleben ihres Schöpfers in Klarheit und Fülle wiedergeben muß; nur dann kann sie zur Brücke des „Jenseits“ werden, das freilich mit dem „Himmel“ der Mythen nichts zu tun hat.

Der Materialismus unserer Zeit ist daher weit weniger eine Krankheit als eine traurige Notwendigkeit; denn ein Volk, das mit unendlichem Wahrheitsdrang die Natur in ihren Gesetzen gründlicher erforschte, als je die Völker der Vergangenheit es vermochten,

verlangt vor allen Dingen von seinem Glauben Einklang mit dem Wissen, ja, es verlangt auch von der Wortgestaltung des Gotterlebens, der Sinndeutung und Morallehre Einklang mit dem ererbten Gotterleben und Erbcharakter. Ist dieser Einklang durch Fremdreligion zerstört, so muß ein Volk der tatsächlichen „Gottlosigkeit“ und somit dem Untergang verfallen, dies sogar unabhängig von Wert oder Unwert der gebotenen Lehren.

Der Gottglaube hat seinen Ursprung – wie nachgewiesen – vielfach nicht in einem ethischen Bedürfnis, auch nicht – wie bei unseren Ahnen – in der Betrachtung des Sternenhimmels, sondern bei den meisten Völkern in einem Angstgefühl gegenüber den Seelen der Verstorbenen. Die Religionen waren meist Seelenkulte, und erst ganz allmählich wurden aus den verehrten und gefürchteten Seelen Götter und Dämonen und Gott und Satan.

Doch zeigt sich schon auf dieser Stufe ein sehr kennzeichnender, nicht anerkannter Unterschied. Die einen, so unsere Ahnen, zeigen nur wenige Ansätze des Seelenkults und geringe Dämonenfurcht, während die Erforschung der kosmischen Gesetze am Sternenhimmel die volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und den Hauptinhalt ihrer Sagen bildet, die anderen kreisen mit allem Sinnen um das Schicksal der Seelen den „Dämonen“ gegenüber. Nicht, wie man vielleicht vermuten sollte, das Leid und das Unglück, sondern vor allem das Erleben und das Mißdeuten des Todesmuß schufen die Grundlagen der Irrlehren der meisten Völker. Der Verstorbene, der mit einmal unsichtbar Gewordene, lebte für diese Menschen, wie sie meinten, in wunderbarer, unsichtbarer Form weiter, bereitete das Leid, wenn man ihm nicht entsprechend huldigte, und bereitete das Glück, wenn er wohlwollte. Den natürlichen Tod, dem alle Mensen verfallen sind, sahen sie als Strafe für eine Schuld oder (wie die Inder) als „Folge des Irrtums“ an. Eine Sühnschuld der gesamten Menschheit lastete auf allen, und sie wurde durch Kulthandlungen, besonders durch Opfer, so gut es ging, abgezahlt. Ethisch handeln bedeutete in diesen Religionen ursprünglich nichts anderes, als die

Opfer und die übrigen Kultvorschriften zu erfüllen, und erst ganz allmählich gesellten sich Forderungen zu diesem Ursprünglichen, die wir heute noch zum Teil als ethisch bezeichnen können. Durch alle die Handlungen sollte die Schuld getilgt werden, ja, Strafen und Lohn nach dem Tode wurden ersonnen, Priester übernahmen das Versöhnungsamt mit der Gottheit und Priestertyrannis Mißbrauchte die Irrlehren. Als Leid, Unglück und Tod trotz aller Kulte nicht aufhörten und Zweifel an ihrer Brauchbarkeit die Menschen erfaßte, die unter Priestertyrannis seufzten, da eilten die zweifelnden und verzweifelten Völker auf den neuen Weg, auf die Erlöserlehren. Die Lehre, daß Tod Strafe für Schuld ist und daß durch irgendeinen Weg diese Schuld gesühnt, der Mensch von der Strafe der Geister oder des Geistes, vom Tode erlöst wird durch das Leben nach dem Tode, wurde vor allem von Paulus gegeben.

Unsere Ahnen hielten sich von der Mißdeutung des Todesmuß als Strafe und somit auch von Höllenwahn und Priestertyrannis fern, freilich ohne durch ihr Forschen am Sternenhimmel den heiligen Sinn angeborener Unvollkommenheit und des Todeszwanges erkennen zu können. So kam es, daß man sie dann zu den Irrlehren zwingen konnte. Nun aber ist der Tag gekommen, an dem die Vernunft die Tatsache des Todes in ihrem Widersinn zu denn Unsterblichkeitwillen begriffen, die Lehre von dem Tod als Strafe als irrig erkannt hat. Nun ist der Tag gekommen, da es erfaßt ist, inwiefern das Sterbenmüssen die Menschwerdung erst ermöglichte. Alle die Vorstellungen von zürnenden und versöhnten Göttern sind als Irrtümer erkannt und verlassen. Damit ist die alte Grundlage, auf der die meisten Religionen der Vergangenheit aufgebaut sind: die Mißdeutung der Todesursache und Todeswirkung, zum erstenmal aufgegeben und die Erkenntnis, die sich auf einer ganz neuen Grundlage des Todbegreifens aufbaut, ist nicht nur eine reue Form oder neue Stufe der Vergeistigung, sondern eine grundsätzlich andere, die Gotterkenntnis der Zukunft.

Ja, Gotterkenntnis! Wir betonen dies; wir verfallen nicht in den

Fehler mancher großer Geister, das Wort Gott zu vermeiden wegen aller Irrlehren von einem persönlichen, die Schicksale der Menschen leitenden Gott! Das Ablehnen dieses Wortes von seiten der das Gute im Menschen bejahenden Philosophen heißt nichts anderes als Priesterherrschaft und Irrlehren der Religionen Sieg und Dauerhaftigkeit verleihen. Die Erforscher der Wahrheit werden dann einfach „gottlose Materialisten“ benannt und mit den flachen, zügellosen Leugnern ethischer Werte in einen Topf geworfen, und das Volk wird im Wahne festgehalten. Mißbrauch eines Wortes darf nie uns Anlaß werden, es zu meiden. Die Worte Liebe, Freundschaft, Ehe werden z. B. trotz allen grauenvollen Mißbrauches nicht gemieden, sondern Hochstehende stellen sie erfüllt mit reichem Gehalt, frei von aller Verwirrung vor die Menschen hin. So heißt denn auch dieses Erkennen eine Gotterkenntnis.

Wie wird sich uns das Rätsel des Todeszwanges, das Rätsel der angeborenen Unvollkommenheit und hierdurch wieder der Sinn des Menschenlebens enthüllen und unsere Gotterkenntnis gestalten?

Kapitel 2

Darwinismus und Entwicklungsgeschichte

Es war ein trauriges Schicksal, das in seiner furchtbaren Auswirkung niemals ganz abgewendet werden kann, daß das Erkenntnisgebiet, welches uns die sichersten Heilmittel in der Krise unserer Erkenntnis hätte bieten können, die Entwicklungsgeschichte, gerade in d e r Zeit die wichtigste Entfaltung erlebte, in der die Religion durch klaffenden Widerspruch zur Wissenschaft ungewollt Entartung zum Materialismus (im naturwissenschaftlichen Sinne) auslöste. Hätten tiefschauende, vorn „Glauben an die Metaphysik“ beseelte Gedanken mancher großer Deutschen über dieses Wissensgebiet die Vorherrschaft behalten, hätte sich auf ihnen der stolze Wissenbau des 19. und 20. Jahrhunderts aufgebaut: es ist nicht abzusehen, welch ein reiches Geistesleben sich dann auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst trotz allen Glaubensterrors entfaltet hätte!

Aber das Schicksal wollte es, daß der Rationalismus Rousseaus unsere Kultur schon ergriffen hatte. So zündete allein Darwin von allen Kündern jener wunderbaren Lehre, und zwar zum Teil, weil die Art seiner Behandlung des wissenschaftlichen Stoffes so sehr „zeitgemäß“ war. Statt mit Ehrfurcht und Scheu vor dem Rätsel der Zusammenhänge der Entwicklung dem Ahnen nur ein Stammeln zu gestatten – ein Stammeln, das uns mehr gegeben hätte als alle an

oberflächlichen Kausalzusammenhängen haftenden „Entwicklungstheorien“ –, glaubte dieser eifrige Forscher leider, die wichtigste Entstehungsursache der Arten durch die Theorie der „Selektion des Nützlichsten im Kampf ums Dasein“ gefunden zu haben. Daher mußte die Entwicklungsgeschichte, die vor allem andern uns vor der Entartung im Materialismus hätte beschützen können, selbst dazu führen, ihm die Völker vollends auszuliefern. Welchen Zweig unseres Glaubens und Wissens hat nicht dieser „erschöpfende“ Einblick in die Ursachen der Entstehung der Arten „befruchtet“, oder, besser gesagt, materialistisch verflacht! Und dies in so erschreckendem Grade, daß sich die tiefsten Denker mit Abscheu von dieser Lehre abwandten. Nur wer sich, durch Zufall gezwungen, näher mit der Entwicklungsgeschichte befaßt, der erlebt, welch reicher Einblick in unerhörte Wunder hier nur gänzlich falsch begriffen wurde, weil Innerlichkeit und Ehrfurcht vor dem Naturgesetz von platten Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsgedanken überwuchert waren, der ahnt, was die Entwicklungsgeschichte unserer Kultur hätte geben können und auch heute noch geben kann. Wer immer, ganz unbeeinflußt von materialistischer Denkweise, sich diesem wunderbaren Gebiete hingibt, der wird gar bald erleben, daß es den Horizont unseres Geisteslebens noch in ganz anderm Grade erweitern kann als das kopernikanische Weltsystem und als Kants „Kritik der reinen Vernunft“.

Ja, es bleibt uns ein unbegreifliches Rätsel, daß die Theorie Darwins die Schöpferkraft der Menschen ein Jahrhundert lang so stumpf machen konnte, daß im Namen der Entwicklungsgeschichte, die der Erwecker einer wunderbaren klaren Gotterkenntnis ist, der Glaube an Gott und Seele begraben wurde. In ihrem Namen wurden alle Götter gestürzt. Entwurzelt, ja entseelt stehen die Völker an den Gräbern ihres Glaubens. Ein nüchterner, vernünftelnder, geistreichelnder, vom Darwinismus beeinflußter Materialismus versucht die Beraubten vergeblich zu entschädigen. Frierend in der Kälte eines wertlosen Vernünftelns hüllt sich der eine in die dürftigen Lappen des plumpen Aberglaubens der Kabbalah, des Okkultismus, des

Spiritismus; der andere sammelt sich einige indische Heilslehren, die zufällig nicht von den Evangelisten entlehnt waren, baut darauf „theosophische“ und „anthroposophische“ Verstandestürmchen; andere greifen, ohne selbst einen Aufbau zu wagen, zu den Veden, andere zu Buddha, andere blättern in dem Buche Lao-Tses. Die Mehrzahl aber flattert von einem „-ismus“ zum anderen, um ihre Seele vor dem Hungertode zu retten, und zufrieden sind nur jene, die so arm an Seele geworden sind, daß sie das Hungergefühl dieses schmächtigen Geschöpfchens überhaupt nicht spüren, oder jene, die ihr Denken so lähmten, daß sie frei von Zweifeln bleiben können.

Wehe uns, wenn unser Volk dem Tode schon zu nahe ist, um heute noch den wunderbaren Born des Erkennens zu erschauen! Wohl uns aber, wenn das innere Auge unseres Volkes noch nicht erstorben, wenn seine Seele noch lebendig genug ist, um an die Wunder der Entwicklung heranzutreten mit lebendigem Auge und dem Wissen des 20. Jahrhunderts. Dann kann auch trotz des Unheils jener darwinistischen Lehre aus der Erkenntnis alles Werdens das Sein des Menschen erfaßt werden, wie dies unsere Ahnen schon voraussagten; dann ist die Stunde der Morgendämmerung eines neuen Lebens von ungeahntem seelischen Reichtum gekommen.

Unsere Wissenschaft war – infolge der Entwurzelung aus dem Gottahnen unserer Vorfahren und der Herrschaft des Christentums – merkwürdig lange Zeit hindurch in all ihren Naturbetrachtungen und Forschungen beherrscht von den tatsächlichen Sinneseindrücken. Sie erkannte in der umgebenden Welt lebendiger Organismen nur die unendliche Vielfältigkeit, die Verschiedenheit aller Pflanzen und Tiere. Ganz denn biblischen Schöpfungsmythos gemäß hielt sie die Lebewesen in ihrer Gestaltung für fertige Schöpfungen aus der Hand des Gottes. Noch im 18. Jahrhundert predigte Linné die Lehre von der Unveränderlichkeit der Tierarten, die alle von Anfang an so, wie sie heute sind, geschaffen seien. Mit dieser Vorstellung der Verschiedenheit alles Lebens wurde in den vergangenen Jahrhunderten die unerschütterliche innere

Gewißheit des Menschen, sich auch von den höchsten Säugetieren nicht nur gradweise, sondern wesentlich zu unterscheiden, bis in die jüngsten Zeiten so gänzlich falsch begründet. Die Lehre von der starren Unveränderlichkeit aller lebenden Arten hinderte die christianisierten Völker, ihre Erkenntnis des Lebens zu vertiefen, Weisheit zu erlangen. Andere Kulturvölker drangen näher zur Erkenntnis. Der Chinese lehrte von ältesten Tagen an die Einheit der Natur, und der Schöpfungsmythos altarischer Stämme der Inder, die sich der Vorfahren Erkennen bewahren konnten, läßt die vielen Arten pflanzlicher und tierischer Organismen aus einfachsten Lebewesen im Wasser werden. Ja, die Inder erkannten schon in ältesten Zeiten, ohne Erforschung der hier waltenden Naturgesetze, daß die Wahrnehmungen unserer Sinne und die Denkarbeit unserer Vernunft uns das innere Wesen der Dinge nicht erfassen lassen. Für sie war alle reale Sinneswahrnehmung „Maya“, Blendwerk, das uns zum Irrtum verleitet. So ist für sie auch die äußerliche Unterschiedlichkeit aller Geschöpfe nur Blendwerk, und im Schlußsatze der aller Naturerkenntnis baren, kindlich-fantastischen Schöpfungsgeschichte (Rigveda, 1. Aitareya-Upanishad, 3. Khanda) finden wir die tiefgründige Erkenntnis: „Nachdem er geboren, überschaute er die Wesen – und er sprach: ‚Was wollte sich hier für einen Verschiedenen erklären?‘– Aber doch erkannte er diesen Menschen als das Brahmandurchdrungenste.“

Auf einer Stufe – für unsere Begriffe – sehr kindlicher, fantastischer Naturerkenntnis weiß also der nicht durch eine Fremdlehre entwurzelte Inder, daß die Verschiedenartigkeit der lebenden Organismen „Maya“ ist, und er ahnt das Einheitliche in all dem Vielgestalteten. So stand er nicht wie wir bis zu hoher Stufe der Wissenschaft unter der zwiefachen Hemmung der Unveränderlichkeit und Unverwandtheit alles Lebendigen; aber gerade, weil er von vornherein diese große Verachtung gegenüber dem Blendwerk der Wahrnehmung empfand, weil er sie so verkannte, daß er sie stur als Täuscher und Betörer fürchtete, blieb er auch allen den befruchtenden Erkenntnissen fern, die uns die ernste Erforschung

der Erscheinungswelt gebracht hat. Wir sind allerdings durch die Erfolge der Naturwissenschaft der entgegengesetzten Gefahr erlegen, nämlich, daß wir, die „Maya“ nicht fürchtend, die Erscheinung trotz der gegenteiligen erhabenen Lehre Kants allein als wirklich anerkannten.

Daß die Entwicklungsgeschichte nicht mit einem Male, sondern erst ganz allmählich in die Hände des Materialismus fiel, geht deutlich aus den historischen Daten hervor, die wir darüber besitzen. Kennzeichnend für die Richtung, in der unsere Kultur die gewaltige, umwälzende, erschütternde Tatsache der Entwicklung verwertete, ist eine kleine, ganz unscheinbare, aber psychologisch höchst interessante Gewohnheit. Goethe, der sich für die Naturwissenschafter entschied, die eine Entwicklung aus einer Einheit zur Mannigfaltigkeit annahmen, hat dieser Idee auch dichterische Form gegeben:

„Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern; und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz, auf ein heiliges Rätsel.“

Seit nun ein Jahrhundert nach ihm die Entwicklungslehre durch eine Überfülle von Beweismaterial zur Tatsache wurde, hat man dies Goethewort wieder und wieder angeführt, wo immer man über die Entwicklungsgeschichte sprach und schrieb. Aber man führt es nie vollständig an, man verschweigt den Zusatz. Von dem „geheimen Gesetz“ hielt man in der für alles mechanistische Welterklären nur zu sehr empfänglichen Zeit gar viel, von dem „heiligen Rätsel“ aber möchte man wenig verspüren, und deshalb wird dieser unangenehme Teil des Verses, obwohl er sich innig angliedert, im Zitat verschwiegen. Empfinden doch die allermeisten ein besonderes Glück darüber, daß gerade das bisher „Rätselvolle der Schöpfung“ nun endlich verschwunden sei. Der hohe Wert der Entwicklungsgeschichte beruht für sie gerade darauf, daß sie, wie sie meinen, die Rätsel des Lebens „gelöst“ und an ihre Stelle eine rein mechanische Entstehung der Arten durch natürliche Selektion

gesetzt habe!

Es ist kaum faßbar, aber doch wahr: Alle Versuche eines ganzen Jahrhunderts, die Idee der Entwicklung der Pflanzen- und Tierformen zur Forschungsgrundlage der Wissenschafter werden zu lassen, fanden so wenig Beachtung in der wissenschaftlichen Welt, daß sie ein Jahrhundert lang fast ganz totgeschwiegen, kaum je vertreten oder bekämpft wurden.

Warum aber blieben alle die Versuche, für die Entwicklungslehre Anteil zu erwecken, vor Darwin wirkunglos? Gewiß fehlte es den meisten an dem reichen Beweismaterial. Aber ist dieser Umstand wirklich Erklärungsgrund genug für dieses gänzliche Umgehen aller der Anregungen? Das Rätsel löst sich, wenn wir erkennen, daß sie alle in einem großen Gegensatz standen zu Charles Darwin: Sie alle ahnten „das heilige Rätsel“. Es fehlte die rein materialistische Erklärungssucht der Entwicklung. Schloß doch das gänzlich verschollene Buch des Erasmus Darwin (Großvater von Charles Darwin) mit den Worten: „Die Welt ist entwickelt, nicht erschaffen; sie ist nach und nach aus einem kleinen Anfang entstanden, hat sich durch die Tätigkeit der ihr einverleibten Grundkräfte vergrößert und ist eher gewachsen, als durch ein allmächtiges Werde plötzlich geworden. – Welch eine erhabene Idee von der unendlichen Macht des großen Architekten der Ursache aller Ursachen, des Vaters aller Väter, des Ens-Entium! Denn wenn wir das Unendliche vergleichen wollen, so möchte wohl ein grösseres Unendliches der Kraft dazu erforderlich sein, die Ursachen der Wirkungen zu verursachen, als wie die Wirkungen selbst.“ Mehr als ein halbes Jahrhundert später hat Lamarck in seiner „Philosophie Zoologique“ schon die Entstehung aller jetzt lebenden Pflanzen und Tiere aus einfachsten Lebewesen gelehrt, hat auch für eine Gruppe der Umwandlungen die Veränderung der Lebensweise und die darauf folgende Abänderung der Organe durch Gebrauch und Nichtgebrauch angeführt. Aber er war weit entfernt, diese Ursache für ausreichend zu halten, um hiermit die Entwicklung selbst oder etwa die mannigfaltige

jetzt lebende Artenwelt zu erklären. Er nahm vor allem eine in „den Organismen wirkende, auf die von dem erhabenen Urheber aller Dinge eingesetzte Ordnung zurückzuführende Ursache an, eine innere Notwendigkeit, immer höheren Entwicklungsstufen entgegenzustreben".

Im Gegensatz zu all den vorhergehenden Forschern aber gibt Charles Darwin etwas für seine Zeit Zündendes und verleiht so mit einem Schlage der Entwicklungslehre Leben. Erst als er – durch Zuchtversuche und bewundernswert eingehende und feinsinnige Beobachtungen geleitet – nicht nur die Abwandlungen der Tierarten nachwies, sondern auch eine mechanische Erklärung dieser Wandlungen durch seine „Selektionstheorie" lehrte, da wurde das Interesse wach! Sein Werk bewegte ein ganzes Jahrhundert! Das Charakteristische aber ist, daß weit weniger die Tatsache der Abwandlung selbst interessierte als die willkommene materialistische, rein mechanistische Erklärung. Man stelle sieh vor, daß nicht einmal der Kampf ums Dasein selbst die Macht ist, der wir nach Darwin die Entstehung der Arten zu danken haben, sondern das Nüchternste, das sich nur denken läßt: Der „Konkurrenzkampf" ist letzten Endes der Schöpfer der unendlich mannigfaltigen Fülle von Formen der unübersehbaren Zahl verschiedener Arten von Pflanzen und Tieren! Das ist fürwahr ein erlösender, befreiender, beglückender Gedanke für Menschen, die ihre materialistische Weltanschauung lieben!

Es wurde so – erzählt uns Darwin – von jeder Tier- und Pflanzenart stets eine übergroße Zahl von Einzelwesen geboren, und Hekatomben dieser jungen Wesen müssen wieder vergehen, ehe sie zur Fortpflanzung gelangen, verdrängt im Kampfe von den Artgenossen. Bei diesem Wettbewerb im Daseinskampfe siegt der Tauglichste. Seine nützlichen Anlagen können sich vererben, denn er gelangt zur Fortpflanzung. Die mangelhaft Gearteten aber werden ausgeschaltet, ehe sie Ahnen kommender Geschlechter werden. So wurden bei jedem Geschlechte die „Tüchtigsten" oder – was bei dieser Theorie gleichbedeutend ist – die am praktisch-

sten ausgerüsteten Lebewesen zu den Erzeugern der kommenden Geschlechterfolge, und so wurden sie bestimmend für die Beschaffenheit der Art. Auf diese Weise steigern sich allmählich gewisse Eigenschaften, und zwar so lange, als sie den Träger für den Daseinskampf tauglicher machen, als seine „Konkurrenten“ es sind; bis zu dem Augenblicke, in dem eine weitere Steigerung aus anderen Gründen ein Nachteil sein würde.

Eine nüchternere Erklärung für die Entstehung der vielgestaltigen Lebensformen konnte man sich kaum denken, also war sie für seine Zeit die denkbare köstlichste Erkenntnis, und in der großen Freude hierüber wurde aller Widersinn, wurde die Unmöglichkeit, sie für die meisten Tatsachen anzuwenden, zunächst ganz vergessen. Darwin hat uns in seiner Begeisterung für seine Idee ungeheuer wertvolles Tatsachenmaterial gesammelt; aber nicht nur das, er hat den Sinn vieler Eigenschaften von Pflanzen und Tieren (Schutzfärbungen, Mimikry usw.) als Nutzeinrichtungen erklärt und damit eine Fülle interessanter Zusammenhänge entdeckt, welche die Christen, in ihren Irrtümern befangen, nicht erblickt hatten. Von denn Kulturwert der Entwicklungsgeschichte selbst aber hat er die Menschen in so nachdrücklicher Weise abgelenkt, daß sein Lebenswerk ein recht verhängnisvolles Geschenk wurde.

Selbstverständlich spielt der Konkurrenzkampf eine große Rolle in der Entwicklungsgeschichte, selbstverständlich wird der mit nützlichen Eigenschaften für den Kampf ums Dasein Bestversorgte öfter zur Fortpflanzung kommen. Aus dieser Tatsache aber die wundervolle Entwicklung aller Tier- und Pflanzenarten aus einzelligen Lebewesen, die wir Protozoen nennen, zu erklären, das ist seltsam, selbst wenn man außer acht läßt, wie viele Organe, wie viele Eigenschaften der Tiere lange Zeitläufe hindurch, ehe sie voll entwickelt und ausgeprägt waren, ganz bedeutungslos für den „Konkurrenzkampf“ blieben.

Schon den gründlichen Forschungen Darwins selbst entging

es nicht, daß eine ganze Reihe von Eigenschaften bei Tieren und Pflanzen – weit davon entfernt, im Daseinskampfe zu nützen – viel eher hinderlich sind, dafür aber in ganz eigenartiger Weise teils einem plumpen, teils aber auch einem verfeinerten menschlichen Schönheitswillen entsprechen. Da sich bei den höchsten Tieren die Nützlichkeit oder Hinderlichkeit einer Eigenschaft am leichtesten überschauen und nachweisen läßt, so drängten sich die Gegenbeweise gerade bei der Betrachtung der höherorganisierten Tiere, vornehmlich der Wirbeltiere, auf. So zeigt das männliche Geschlecht sehr häufig auffallend bunte Farben (z. B. manche Vögel), bei Fischen findet sich zur Zeit der Brut eine farbenfreudige Beschuppung, bei manchen Säugern ein für den Kampf ums Dasein hinderlicher Kopfschmuck. Darwin übertrug nun unsere Wahrnehmungsart einfach auf die Tiere und behauptete, dieses Äußere errege beim weiblichen Geschlecht ein sexuelles Wohlgefallen und so seien diese Eigenschaften durch sexuelle Zuchtwahl mechanisch entstanden. Er verkannte dabei die Grundgesetze der Sexualität, die – wie sich leicht nachweisen läßt – das männliche Geschlecht der höchstorganisierten Tiere durch den Anblick des andern Geschlechtes sexuell erregen läßt, das weibliche Geschlecht aber durch die Werbung. Hätten diese Eigenschaften den von Darwin untergeschobenen Sinn, so müßten sie das weibliche Geschlecht schmücken (der Gesang der männlichen Vögel dagegen, der nachweislich die Werbung des männlichen Vogels um das Weibchen unterstützt, ist eine Einrichtung, die auf den herrschenden Grundgesetzen der Sexualität beruht.).

Bunte Beschuppung der Fische zur Zeit der Brut kann nur eine ganz andere Ursache haben. Wie sehr eigentlich das Wohlgefallen des weiblichen Tieres an den bunten Färbungen usw., das Darwin bei seiner sexuellen Zuchtwahl voraussetzte, seiner mechanistischen Entwicklungslehre widersprach, entging ihm vollkommen.

Nicht nur der Grundgedanke, daß das weibliche Tier in seiner Sexualität durch ein schönes Äußeres erregt werden könnte, wider-

spricht eigentlich der darwinistischen Welttheorie, sondern noch ein anderer Umstand. Alle diese „sekundären Geschlechtsmerkmale“, die hier in Frage kommen, wie z. B. die grellfarbigen Befiederungen der Kolibris, müssen doch als das Gegenteil einer Schutzfärbung, als sehr gefährliche und dem Nützlichkeitsmechanismus widersprechende Eigenschaften angesehen werden. Nach Darwins Theorie hätten schon längst durch den „Konkurrenzkampf“ alle diese unpraktischen Weibchen ausgemerzt sein müssen. Eine sexuelle Erregbarkeit, die durch nützliche Eigenschaften des Männchens gesteigert würde oder aber von allen äußeren Merkmalen unabhängig wäre, hätte durch die Zuchtwahl sich unweigerlich bei dem weiblichen Geschlechte einbürgern müssen. Diese ganz unbrauchbare Art sexueller Zuchtwahl hätte in der Entwicklungsgeschichte nach Darwins Theorie also schlimmstenfalls nur kurze Zeit dauern können.

Aber sind denn wirklich jene wenigen „sekundären Sexualmerkmale“, die unserem menschlichen Schönheitswillen entsprechen, die einzigen schönen Formen in der Natur? Wie hat hier die menschliche Vernunft die Tatsachen auf den Kopf gestellt! Denken wir uns einmal, die Natur habe wirklich in der Entwicklung nur das Nützliche zum Gestalter der Formen ernannt: Wie anders würden die Lebewesen dieser Erde geartet sein! Wir kennen ja zahlreiche menschliche Werkzeuge, die lediglich der Nützlichkeit im Kampf ums Dasein dienen sollen. Haben sie wirklich eine so große Ähnlichkeit mit den uns umgebenden Tieren und Pflanzen? Vergleichen wir doch einmal die menschlichen Nützlichkeitsschöpfungen mit entsprechenden Lebewesen der Natur. Ein Flugzeug, mit einem Fernglase ausgerüstet, wäre ein Gegenstück des hochfliegenden Adlers und seiner scharfen Augen. Welch ein Unterschied! Und dabei ist doch noch gewiß nicht gesagt, daß der Mensch bei der Herstellung dieser Gegenstände sein Schönheitsempfinden wirklich vollständig ausgeschaltet hätte. Aber er hat, wie dies Darwin für die Entwicklung selbst annahm, das Nützliche an die erste Stelle gesetzt. Wenn man sich heute vor die Aufgabe gestellt sähe, ein für

den Daseinskampf denkbar nützlich ausgestattetes Raubtier der Tropen unter gänzlicher Gleichgültigkeit gegenüber dem menschlichen Schönheitsempfinden zu gestalten, so würde sicher kein Tiger entstehen! Wie man angesichts der überwältigenden Fülle an Schönheit der Tiere und Pflanzen die Nützlichkeit zum obersten Gesetz der Formgebung ernennen konnte, das wird immer eines der merkwürdigsten Beispiele dafür sein, wie hilflos verblendet der Mensch sein kann. Im Vergleich mit diesem plumpen Irrtum war der vorher herrschende Irrtum weniger dürftig, der Irrtum, es habe ein lieber Gott deshalb die Blümlein auf dem Felde so schön gemacht, damit wir uns daran freuen, unsern Schöpfer loben sollten und uns möglichst häufig dazu gedrungen fühlen möchten, sie abzubrechen und sie im Wasser zu unserer Freude vorzeitig absterben zu lassen, da sie ja doch keine Seele haben. Gewiß bedeutet es eine köstliche Vertiefung unserer Welterkenntnis und einen wunderreichen Einblick in die Zusammenhänge, wenn wir den tieferen Sinn der Blumendüfte und ihrer leuchtenden Farben wissen, wenn wir erkannten, daß die Pflanze hierdurch ihre Art erhalten, die Insekten, die Überträger ihrer Fortpflanzungszellen, herbeilocken will. Aber wenn wirklich nur Nützlichkeitsgründe hier in Frage kämen, so mögen uns die Darwinisten erklären, warum zu diesem Zwecke ein unregelmäßiger leuchtender Farbfleck auf einem der Blätter nicht weit müheloser herzustellen wäre und – einer ausgehängten Wirtsfahne gleich – das Insekt ebensogut heranlocken könnte. Warum – das mögen uns die Darwinisten doch erklären – entspricht die Gestalt der Blüte und ihre Farben und Formverteilung so vollkommen unserm menschlichen Schönheitswillen, obwohl das Facettenauge des Insektes, das angelockt werden soll, diese Schöheit gar nicht genießen kann? Wie würde wohl ein Darwinist es uns erklären wollen, daß die ältesten pflanzlichen und tierischen Vorfahren, die Einzeller, oft in wunderbarsten Kunstformen ihren Protoplasmaleib gestalten, obwohl sie selbst gar keine Sinnesorgane haben, um die Schönheit ihres Artgenossen wahrnehmen zu können, und obwohl alle die wunderbaren Kunstformen (z. B. der Radiolarien) das Protoplasmaklümpchen gar nicht etwa tüchtiger im Kampf ums

Dasein machen können? (Siehe Ernst Häckels Sammlungen der Kunstformen in der Natur.)

Nein, es steht uns eine überwältigende Fülle von Beweisen zu Gebote, um die Darwinsche Theorie zu stürzen. Vorläufig begnügen wir uns damit, ihre Behauptung zu widerlegen, Nützlichkeit sei das oberste Gesetz für die Formgestaltung gewesen. Ganz im Gegenteil sehen wir als oberstes Gesetz aller Lebewesen die Verwirklichung der Schönheit der Erscheinung im Sinne unseres menschlichen Schönheitswillens. Und zwar wird das Lebewesen nicht etwa im Laufe der Entwicklungsreihe um so schöner, je höher es selbst entwickelt ist – je eher es also in der Lage ist, sich an der eigenen Schönheit und der des Artgenossen zu erfreuen –, sondern der Grad, in dem die Schönheit in der Erscheinung verwirklicht werden konnte, hängt von einem ganz anderen Umstande ab. Wir sind wissenschaftlich berechtigt, zu behaupten, daß jedes Lebewesen so schön ist, als es ihm die Todesgefahr, als es ihm der Kampf um das nackte Leben nur eben gestattet, und das ist der Grund, weshalb bei manchen Tieren das männliche Geschlecht ein buntes Gefieder aufweist, während das Weibchen unauffällige Schutzfärbung trägt. Das männliche Tier kann einer viel größeren Anzahl von Nachkommen (jedenfalls bei allen Tieren, die sich durch innere Befruchtung fortpflanzen) das Leben schenken als das Weibchen. Und deshalb ist es für die Erhaltung der Gattung weniger wichtig; sein Frühtod ist nicht so gefährlich für die Erhaltung der Art wie der eines Weibchens. Wir sind wissenschaftlich berechtigt, zu sagen, das Männchen jener Tierarten kann es sich deshalb leisten, schöner zu sein als das Weibchen.

Nur wenn wir diesen in allen lebenden Wesen wohnenden Doppelwillen erkennen, nur dann wird uns die Formgestaltung alles Lebens voll begreiflich: Den Willen zur Selbsterhaltung (der in der Todesnot die nützlichen Varianten anlegte) und den Willen zum Schönen (der alle Erscheinung so schön sein läßt, als es die Selbsterhaltung nur irgend erlaubt).

Trotz all des reichen Beweismaterials, das Darwin zusammentrug, um die große Fülle der Eigenschaften zu zeigen, welche nützlich im Daseinskampfe sind, hat er also im Grunde nur eine Gruppe von Eigenschaften beschrieben, die nichts anderes darstellen als alle die Opfer, die der Schönheitswille dem Selbsterhaltungswillen bringen mußte. Er hat im Grunde nur die schon von Lamarck erwähnte Gruppe von Eigenschaften, welche durch die Lebensverhältnisse hervorgerufen wurden, etwas erweitert. Für die überwältigende Mehrzahl von Abweichungen, die sich nicht durch die äußeren Verhältnisse bei rein erduldendem Verhalten des Lebewesens erklären lassen und für die Lamarck das heilige Rätsel bestehen ließ, suchte in der materialistischen Zeit Nägeli eine mechanistische Erklärung zu finden, indem er einen „physiologischen Vervollkommungstrieb des Ideoplasmas“ annahm. Daß hiermit natürlich gar nichts erklärt war, sondern nur ein Name gegeben ist für das heilige Rätsel, der einem materialistischen Zeitalter möglichst wenig verfänglich erscheint, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Es ist begreiflich, daß die gewaltigen Lücken der Darwinschen Theorie und die vielen unrichtigen Behauptungen auch dem Materialisten nicht entgingen, denn auch der materialistische ernste Forscher will doch Wahrheit und nur Wahrheit. So tauchten denn nach der ersten Begeisterung sehr vernehmbare Zweifel auf, und es entstand eine Reihe von Versuchen, die Selektionstheorie Darwins zu erweitern durch die sogenannte Zellselektion und durch die Weismännsche Germinalselektion. Sie haben ebenso wie die Funktionstheorien von Roux, Oborn usw. und die Mutationstheorie von de Vries usw. keinen Raum für das „heilige Rätsel“, keinen Raum für einen schöpferischen göttlichen Willen in aller Erscheinung, der die vielgestaltige, allmähliche Höherentwicklung vom Einzeller bis hin zum Menschen bewirkt hat.

Es ist sehr charakteristisch für dies Zeitalter, daß die Annahme eines göttlichen Willens, dessen Kraft die Aufwärtsentwicklung

bewirkte, von den Naturwissenschaftlern abgelehnt wird und die philosophischen Theorien, die diesen göttlichen Willen lehrten, von ihnen nicht einmal erwähnt wurden. So wird Schopenhauers Lehre, daß in aller Erscheinung als „Ding an sich“ der Wille wohne, der sich die Form der Erscheinung, die „Objektivation“, erzwingt, von naturwissenschaftlicher Seite ganz unbeachtet gelassen.

Wir können bei diesem Hinweis davon absehen, daß es eine Ungenauigkeit Schopenhauers ist, wenn er das „Ding an sich“ den Willen nennt; denn der Wille ist selbstverständlich nur eine Erscheinung dieses „Dinges an sich“, eine Erscheinung, die sich uns allerdings hauptsächlich nur durch die innere Wahrnehmung offenbart.[1] Sind wir wie Schopenhauer der philosophischen Anschauung, daß dieser Wille in allem Lebenden die Macht hat, sich die Form zu erzwingen, vertreten wir aber im Gegensatz zu ihm die Überzeugung, daß die Selbsterhaltung der stärkste Trieb dieses Willens ist, so können wir uns sehr wohl vorstellen, wie die äußeren Lebensverhältnisse – Witterungsungunst, Kampf mit neuen Feinden, Veränderung der Nahrung usw. – den Willen veranlassen, nützliche „Varianten“, d. h. Abänderungen der Form zu erzwingen. Dieser Anpassungswille an die Umgebung als Sonderausdruck des Selbsterhaltungswillens leistet das Wesentliche: er gestaltet die „Variante“. Der Kampf ums Dasein, die darwinistische Zuchtwahl im „Konkurrenzkampf“, hilft dann nur noch fördernd im gleichen Sinne mit. Haben wir die Erkenntnis dieses Zusammenhanges gewonnen, dann wird uns nicht nur eine kleine Gruppe, die Gruppe der nützlichen Eigenschaften der Lebewesen, in ihrer Entstehung verständlich. Denn sofern dieser Wille außer der Lebenserhaltung noch anderes will, z. B. die Schönheit oder den Aufstieg der Arten, so wird begreiflich, wie auch außer den nützlichen Eigenschaften noch ganz andere Formgestaltungen erzwungen wurden. Trotz dem großen Schritt, den Schopenhauers Vorstellung uns weiterführt, haben wir durch seine Philosophie das „heilige Rätsel“ der

[1] Näheres siehe in “Ein Wort der Kritik an Kant und Schopenhauer“ von Dr. Mathilde Ludendorff, 1948

Entwicklung aus tiefster Unbewußtheit zur höchsten Bewußtheit nicht gefunden. Und eben weil Schopenhauer selbst es nicht fand und doch so nah an den Toren des Rätsels weilte, deshalb verlor er sich immer wieder im Pessimismus. Doch welch weiter Fortschritt wäre es gewesen, wären die Naturwissenschaftler bis hierhin mit Schopenhauer vorgedrungen. Da aber seine Erkenntnis weniger mechanistisch war und uns näher hätte hinführen können zu dem „heiligen Rätsel", deshalb fand sie keine Verwertung in der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise.

So sah man denn infolge der darwinistischen Erklärung der Artenentstehung das Umwälzende und Erschütternde der neuen Erkenntnis in der wissenschaftlichen Abschaffung des Schöpfungsmythos und in dem Aufbau einer rein mechanistischen „Evolutionslehre". Nun konnte man frohlockend rufen: „Gott ist tot!" Nun war der Ring geschlossen! „Gott ist tot!" jubelte der Naturwissenschaftler, „Gott ist tot!" wiederholte die Laienwelt beseligt, als stammelte sie ein neues Evangelium! Und wie schön sich diese Selektionstheorie den zusammengeschrumpften seelischen Bedürfnissen der „Zivilisation" anpaßte! Die Natur lehrt es uns also selbst, zu welch hohen Zielen, zu welch fruchtbaren Schöpfungen jener rücksichtslose Kampf ums Dasein mit den Artgenossen führte, wurden doch durch ihn die Tüchtigsten, die Besten auserlesen! Denn, und das ist das neue Evangelium dieses Darwinismus: Das Nützlichste für den Kampf ist das Beste. Welch beschämende Wandlung seit den alten Griechen, die das Schöne mit dem Guten gleichsetzten. Welchen Einfluß auf das moralische Bewußtsein eines Jahrhunderts mußte eine Lehre haben, nach der z. B. List und Trug, die siegreichsten Mittel im Wettkampfe des Daseins, durch Auslese entwickelte Tugenden wurden! Denn ist nicht das Endglied der langen Entwicklungsreihe selbst fortwährend in der Weiterentwicklung der natürlichen Auslese ausgesetzt? Sollte es nicht als Erkennender der Gesetze diese Auslesearbeit noch bewußt unterstützen? Die für den „Konkurrenzkampf" am besten Ausgestatteten, sie sind die Wichtigsten für die Erhaltung

der Art, sie also sind die „Helden“, die uns die Stufen zum Olymp hinaufführen. Dies war eine Verherrlichung flachster, wie man gewöhnlich sagt, „realistischer“ Lebensziele, wie sie schöner nicht ersonnen werden konnte: Wie unbedeutend wird da alles, was man früher wertete! Was will Gotterleben, was will die Kunst? Sie sind in diesem Daseinskampf nebensächliche Erfrischungen, nebensächlich ist der seelische Einklang bei Wahl der Ehegatten, der dem Inder der Vorzeit die Weihe der Gemeinschaft war! Ja, die unheimliche darwinistische „Selektionslehre“ hat alle jene Menschen, die aus ihrem engen Zweckmäßigkeitsdenken nie hinausfinden, jene Menschen, die Schopenhauer mit Recht „die Fabrikware der Natur“ nannte, auf die oberste Staffel gestellt, denn sie haben nach ihr den wahren Sinn des Lebens richtig erfaßt. Da dürfen wir uns denn nicht wundern, daß alle Zweige des kulturellen Lebens, die an sich schon so bedroht waren, noch mehr entarteten. Es gibt Politiker, Sozialwissenschaftler, Nationalökonomen, Mediziner usw., die heute ohne Schamröte all ihren Beweisführungen und wissenschaftlichen Einstellungen den ungeheuerlich unmoralischen Satz voranstellen: „Der moralische Gesichtspunkt hat selbstverständlich mit meiner Wissenschaft nichts zu tun.“ Ja, die Moral, soweit sie sich nicht an ganz wenigen, nebensächlichen Stellen mit Nützlichkeitsforderungen für den Konkurrenzkampf deckt, erfüllt und leitet nicht mehr alles Denken und Handeln der Menschen; sie ist verbannt aus allen Zweigen des kulturellen Lebens, sie ist ein Teilgebiet einer Teilwissenschaft der ersten philosophischen Fakultät! Und doch ahnen sie alle nicht, wie die „Moral“ des Darwinismus heute das öffentliche Leben ganz ebenso sehr durchsetzt wie das Christentum und wie sehr hieran die freien Völker zu Grunde gehen.

Weitab von den materialistischen Erklärungsversuchen der Entwicklung steht die herrliche, an neuen Erkenntnissen überreiche Lehre des Werdens selbst, jene Lehre, die mit einem Mal Licht brachte in eine Fülle von Einzelerfahrungen der verschiedensten Wissensgebiete und die Jahrtausende alte Vorstellungen vom Leben und Werden auf dieser Erde mit einem Mal von Grund aus um-

stürzte. Die Lehre, die längstentschwundene Tierarten vor unserm Geiste wieder erstehen ließ, die so tiefen Einblick in die Gesetze der Entwicklung gewährte, daß ihre Forscher – wie einst der Astronom den berühmten Planeten Neptun weissagte – Gestalt und Bau ausgestorbener Tierformen vorhersagen konnten, lange ehe man ihre Reste den Erdsichten auffand, war den Menschen geschenkt.

Alles Lebende entstand aus einfachen einzelligen Urlebewesen, und alles Lebende ist in seiner eigenen Entwicklung an Jahrtausende alte Gesetze (das biogenetische Grundgesetz) gebunden: das war die neue, durch eine Fülle von Beweismaterial klar begründete Tatsache. Die Weisheit des uralten Schöpfungssanges der Rig veda „Was sollte sich hier für einen Verschiedenen erklären?“ erklang zum ersten Male in den Seelen der ein Jahrtausend vom Erkennen der Ahnen gewaltsam abgedrängten Völker; doch sie erschütterte nicht die Erkenntnis des Lebens von Grund auf, sondern die materialistischen Menschen, die nach Darwins Selektionstheorie jubelten: „Gott ist tot“, sie entnahmen der entwicklungsgeschichtlichen Tatsache selbst ein zweites, unseliges Frohlocken: „Die Seele ist tot!“ Denn dem Einzeller – so meinen sie – kann man doch wohl kaum Seele zusprechen. Die Erkenntnis von der allmählichen Entwicklung jener Fähigkeiten der Nervenzellen, die wir beim Menschen „Seele“ nennen, innerhalb der Tierreihe machte endlich, wie sie meinten, all den lästigen, verwirrenden, metaphysischen Fantastereien ein Ende. Die Seele war verschwunden oder, besser gesagt, es blieb statt ihrer noch übrig: die Summe von Fähigkeiten lebender Gehirnzellen. Weil diese Vorstellungen gerade den flachsten Denkern so besonders einleuchteten, war ihre Wirkung nur um so unheilvoller. Die Menschen, denen der arteigene Gottglaube genommen war, erhielten durch sie noch den letzten Stoß in die Seelenöde.

War diese neue „Weisheit“ den Materialisten auch noch so erfreulich, so war sie doch unleugbar nur ein neues Verneinen, das sich dem Verneinen des Göttlichen zugesellte, und man war froh, der Entwicklungsgeschlichte auch „Positives“ entnehmen

zu können, das sich sogar mit einigem guten Willen zu einer Art neuem Glaubensbekenntnis aufputzen ließ. Da war zunächst die Unsterblichkeit der Art, die die Seele trotz des ewigen Todes des einzelnen in ihrem Unsterblichkeitwillen trösten konnte. Für diese unsterbliche Gattung, nicht nur durch die Fortpflanzung, sondern durch die Opfer, die man der Erhaltung oder Verbesserung „der Menschheit“ bringt, zu wirken, das ist das sittliche Ziel, welches man der Entwicklungsgeschichte entnahm. Denn wohlverstanden, man hütete sich, aus ihr die hohe Bedeutung der Rassereinheit und Rasseerhaltung als Grundlage der Lebenserhaltung zu erkennen und nun endlich zum wenigsten ein Ende zu machen mit der Entwurzelung aus Rasse, Volk und Sippe und der Verlockung zur Rassemischung, die blühende Völker an den Rand des Abgrundes gebracht hatte.

Außer diesem Trostgedanken und Ansporn der „ewigen Gattung Mensch“ entnahm man der Entwicklungsgeschichte noch einen zweiten Gedanken: den Glauben an den Fortschritt. Denn war er nun nicht unleugbar bewiesen? War nicht fraglos eine Aufwärtsentwicklung herrlichster Art vom Einzeller bis zum Menschen Tatsache? War damit nicht gleichzeitig der Hinweis gegeben, daß der Mensch ein Übergang zu höheren Formen, ja, vielleicht ein unglückliches Mittelding zwischen Tier und Übermensch ist? – Nietzsche entnahm diese Gedanken neben vielen darwinistischen Vorstellungen der Entwicklungsgeschichte. Er umkleidete sie mit reichem Geiste und gab ihnen eine schönheitbeseelte Wortgestaltung. Alle die aufstiegfrohen und fortschrittbedürftigen Menschen, die ihren Gott nach den neuen Erkenntnissen begraben hatten, beteten mit Inbrunst diesen neuen Glauben nach. Dabei erschütterte sie noch nicht einmal die naive umweg- und abwegfreie Vorstellung des Aufstiegs, die Nietzsche lehrte. War doch für ihn infolge der Fortentwicklung das Kind „mehr als die, die es schufen“! (Als eine Fernwirkung dieses merkwürdigen Glaubens sehen wir heute die Kinder – und oft gerade die begabten – ohne jede Ehrfurcht, ohne jede straffe Willenszucht zu planlosen Triebmenschen heranwach-

sen. Die Ehrfurcht der Eltern vor dem, „das mehr ist“ als sie selbst, wagt nicht Erzieher des Kindes zu werden!)

Wenn eine Lehre wie die Entwicklungsgeschichte dem sehnlichen Wünschen der Forscher des Jahrhunderts, in denn sie auftaucht, so herrliche Bestätigung zu geben scheint, so dürfen wir uns über das Ausbleiben der Kritik nicht wundern. Es war auch wahrlich ein Segen, daß viele in dem Jahrhundert der beiden unseligen Totenfeiern an die Fortsetzung der Entwicklungsreihe Einzeller – Mensch zu ungeahnten hohen Formen, an die Entwicklung des Menschen zurr Übermenschen glaubten. Die Lehre wurde dadurch wissenschaftlich überzeugender, daß sie allein auf das geistige Gebiet übertragen wurde. Man verstand darunter eine Höherentwicklung aller seelischen Fähigkeiten. So bestätigte ihnen die Entwicklungsgeschichte in wunderbarster Weise die Reformbestrebungen verflossener Jahrhunderte, die den Menschen auf eine höhere Stufe des „Daseinskampfes“ zu heben trachteten. Welch herrliche Aussichten zu gottähnlichen Höhen eröffneten sich für die Zukunft, wenn in der Vergangenheit der Weg vom Einzeller zum Menschen zurückgelegt war!

Bei dieser freudigen scheinbaren Übereinstimmung von Wissenschaft und Kulturhoffnung übersah man ganz, wie wenig uns die Entwicklungsgeschichte selbst für die Zukunft verspricht und auch wie wenig geschichtliche Anhaltspunkte wir für eine Höherentwicklung des Menschen im Sinne der Entwicklung Einzeller-Mensch haben.

Ein Blick auf älteste Kulturen (die unserer Ahnen, die der Sumerer, Inder, Ägypter, Chinesen usw.) lehrt uns eigentlich das Gegenteil. Es bedarf nicht einmal eines eingehenden Studiums derselben, sondern nur der Kenntnis einiger wichtiger Kulturdaten dieser Völker, um die Tatsache zu erhärten, daß in den Jahrtausenden des geschichtlichen Geschehens keine namhafte Höherentfaltung geistiger Fähigkeiten stattgefunden hat. Das, was den

Anschein eines „gewaltigen“ Fortschritts erwecken mochte, beruht lediglich auf der Art und dem Grad der Verwertung der vorhandenen geistigen Fähigkeiten und auf der Verwendungsmöglichkeit der Kenntnisschätze früherer Geschlechterfolgen. Dadurch, daß ein Geschlecht dem kommenden Erfahrung und Wissen vermacht, ergibt sich neben der Belastung langer Geschlechterfolgen mit den Irrtümern vergangener Zeiten dennoch ein Aufstieg im Erkennen und Wissen, besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und ihrer Verwertung für den Daseinskampf, der „Fortschritt“ der Menschen benannt wird und eine Entwicklung neuer Fähigkeiten in der Menschenseele vortäuscht.

Aber wenn auch in geschichtlicher Zeit eine Entwicklung im naturwissenschaftlichen Sinne nicht stattgefunden hat, wäre nicht doch in Zukunft eine solche möglich? Beobachten wir nicht vielleicht nur einen viel zu kleinen Zeitraum? Die Entwicklungsgeschichte lehrt uns das Gegenteil derartiger Vermutungen. Ihre Tatsachen weisen darauf hin, daß vor undenklicher Zeit ein plastisches Zeitalter fast alle Pflanzen und Tierarten entstehen ließ. Wahrscheinlich im Zusammenhang mit jähen und einschneidenden Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen – besonders der klimatischen Verhältnisse – fanden bei den lebenden Organismen Mutationen (plötzliche Erbänderungen) statt, wie wir sie jetzt in diesem Ausmaß nie mehr erleben. Diese Tatsache einer, wenn man will, schöpferischen Epoche ist der wahre Kern aller fantastischen Schöpfungsmythen.

So ist schon aus naturwissenschaftlichen Gründen unwahrscheinlich, was – wie ich beweisen werde – aus philosophischen Gründen unmöglich ist, daß in Zukunft noch einmal eine Säugetierart den Aufstieg zum Menschen erlebt, daß eine Amöbe sich auch heute noch hinauf bis zum Fisch entwickelt und daß der Mensch in der Entwicklungsreihe noch weiter hinauf bis zum „Übermenschen“ steigt. Es ist ein außerordentlich erfreulicher philosophischer Grund, der dies unmöglich macht, und wenn wir ihn kennen, wundert es

uns nicht, daß alle lebenden Pflanzen und Tierarten im Vergleich zu früheren Epochen eine viel größere Stetigkeit erreicht haben, die das Dogma von der Unveränderlichkeit der Arten aufrechterhielt. Die Lehre vom Übermenschen kann also aus der Entwicklungsgeschichte sicher nicht abgeleitet werden. Aber ebenso, wie wir der mangelhaften Kunst der Meistersinger dankbar sind, weil sie unser Volk lange Zeit hindurch vor vollkommener Verwaisung auf dem Gebiete der Dichtkunst schützte, so sind wir auch Nietzsche unendlich dankbar, weil er mit einem edlen Pathos die Menschen für diesen Glauben an den Übermenschen begeisterte und dadurch die naturwissenschaftlich Gebildeten im Jahrhundert des Darwinismus vor vollkommener religiöser Verwaisung bewahrte, ganz abgesehen davon, daß seine flammenden Worte den Stolz in den durch Fremdlehren niedergebrochenen Menschen entfachten und so den Geisteskampf unseres Jahrhunderts einleiteten.

Außer der Leugnung des Göttlichen in aller Erscheinung des Weltalls und der Leugnung der Seele, außer der dürftigen Ersatzlehre von der Unsterblichkeit der Gattung und außer der nur allzu anfechtbaren Lehre vom Übermenschen haben die durch die Wahnlehren gelähmten und entwurzelten Völker der an befruchtenden Gedankengängen so überreichen Entwicklungsgeschichte nichts, wirklich nichts zu entnehmen gewußt. Wenn wir uns angesichts dieser Tatsache noch einmal daran erinnern, wie eifrig sie die verflachenden Gedankengänge des Darwinismus auf allen Gebieten des Lebens Einfluß gewinnen ließen, wundert es uns nicht, daß die sogenannten „Kulturvölker“, die an sich schon am Rande des Unterganges standen, von seelischer Verwesung bedroht sind.

Kapitel 3

Der Einzeller und die Unsterblichkeit

Wenn je eine wissenschaftliche Erkenntnis das Dichten und Trachten der Menschen, das Werten der Umwelt, das Werten der Tatsache des Lebens hätte erschüttern und dann erneuern müssen, so war es die wunderreiche Nachricht von der Entwicklung aller Lebewesen aus einzelligen Urwesen. Sich vorzustellen, daß in einem nur im Mikroskop sichtbaren, einfachen Protoplasmaklümpchen die Möglichkeit lag, sich unter der Mithilfe der Umgebung (unter der Mithilfe der Todesgefahr im Kampfe ums Dasein) zu der mannigfaltigen Lebewelt aller auf unserer Erde lebenden Pflanzen und Tiere zu entwickeln, ist unserer Vernunft fast unmöglich; es ist ein unfaßbares Wunder! In der Geschichte aller Kulturen gibt es wohl keine erstaunlichere Tatsache als die, daß gerade dieses Wunder in dem Augenblick, als es wissenschaftliches Gemeingut wurde, die Menschen in dem Wahn wiegte, sie hätten die Rätsel des Lebens gelöst! Daß der Daseinskampf günstige Abwandlung festhielt, in dem er sie zur Fortpflanzung kommen ließ, das ist ja gewiß ganz richtig, aber ist damit auch nur im entferntesten die Erklärung gegeben für die in dem lebenden Wesen, in dem ursprünglichen Einzeller schlummernde Möglichkeit, sich überhaupt zu ändern, und zwar so zu ändern, daß bei höherer Entfaltung des Kampfes um das Dasein eine Entwicklung bis aufwärts zum Menschen stattfand?

Aber gerade weil dieses Geheimnis unerklärt und unüberschaubar blieb, weil alle Versuche einer mechanistischen Deutung so kläglich scheiterten und auch immer scheitern müssen, sind die Erkenntnisse der Entwicklungsgeschichte nicht, wie dies bis heute geglaubt wird, ein wichtiges wissenschaftliches Teilgebiet, sondern sie bilden eine neue, den Mythen der Religionen weit überlegene Grundlage unserer Weltanschauung. Aber sicherlich nicht in dem Sinne, in dem sie seither verwertet wurden, denn wir schließen uns der gänzlich unbegründeten Lehre eines dauernden Fortschrittes der Entwicklung über die Linie Einzeller-Mensch hinaus nicht an. Wir verneinen auch, daß der Begriff der Unsterblichkeit der Art die persönliche Unsterblichkeit, wie sie die religiösen Mythen versprechen, ersetzen und die wahre Triebfeder der moralischen Handlungen sein könnte. Wir geben nur das eine zu: Der Versuch, die Unsterblichkeit der „Art“ als Evangelium zu predigen, enthält zum mindesten eine richtige Beurteilung dessen, was den religiösen Mythos so begehrt macht, wonach die meisten Menschen vor allem dürsten: Verheißung der persönlichen Unsterblichkeit. Wäre sie nicht von den Mythen gegeben, so würden diese im Verhältnis zu ihrer früheren Bedeutung heute sehr leicht entbehrlich sein. Denn ihre zweite Aufgabe ist unwichtig geworden. Sie waren früher vielen Völkern eine unersetzliche Beruhigung in ihrer Angst vor den unbegreiflichen Mächten des Weltalls. Diese Furcht aber vor den Gewalten der Natur haben die Naturwissenschaften allmählich in ganz wunderbar wohltuender, nachhaltiger Weise zu beruhigen gewußt. So legte sich, um nur ein Beispiel zu nennen, die Furcht vor dem donnernden Gotte und seinen zerschmetternden Blitzen, die Furcht vor seinem Zorne ganz allmählich, als die Physik die Gesetze entdeckte, nach denen sich die Elektrizität der Luft entlädt und dabei Blitz und Donner erzeugt. Die Kenntnis von den Gesetzen, nach denen sich der elektrische Funke unbedingt in seinen Wegen richten muß, beschwichtigte den Menschen vollkommen. Und so schwindet auf allen Gebieten mit dem Begreifen der Zusammenhänge die Angst vor den unbegreiflichen „Schicksalsmächten“. Je weiter das Licht der Wissenschaft leuchtete und ruhige Gesetzmäßigkeit an die

Stelle eines willkürlich in alles Geschehen eingreifenden persönlichen Gottes tritt, desto mehr schrumpfte die Dämonenfurcht und somit auch das angstvolle Kultbedürfnis zusammen. Da wir alle, denen ein Blick in die Naturerkenntnis im Studium geschenkt wurde, diese segnende und wunderbar befreiende Wirkung erfahren haben, eben weil viele von uns innerhalb ihres eigenen Lebens den ganzen Unterschied zwischen christlichen Vorstellungen und der klaren Erkenntnis der Naturwissenschaft erlebten, gerade deshalb haben wir zunächst über diesem reichen Geschenke fast vergessen, daß es den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit nicht ersetzt. Wir konnten am eigenen Erleben feststellen, daß auch ein lebenswarmer Glaube an den persönlichen, die eigenen Geschicke und die Geschicke der anderen lenkenden Gott, zu dem wir in Not um Hilfe beten, die große, durch nichts zu erschütternde Ruhe des Naturbegreifens nicht geben kann. Dieser Glaube kann sich eine ähnliche Ruhe und Gelassenheit in allen Lebenslagen nur dadurch erwerben, daß er gegenüber dem Leben in der Erscheinung gleichgültig wird, es wohl gar nach dem Gebote seiner Religion hassen lernt, in der Vorstellung, daß das wahre Leben erst nach dem Tode einsetzt. So war es denn diese Überlegenheit des Naturerkennenden, die die Vorstellung erweckte, als ob die naturwissenschaftliche Erkenntnis selbst eine „neue Religion“ sei. Dies ist ein Irrtum, denn Religion ist eine bewußte und gewollte innere Beziehung des Menschen zum „Ding an sich“, wie Kant das Wesen aller Erscheinung nennt, eine Beziehung also, die unsere Naturwissenschaft von heute bestreitet. Religion aber unterscheidet sich von Gotterkenntnis, welche mit der Naturwissenschaft im Einklang steht, dadurch, daß sie die letzten Fragen des Lebens und die bewußte innere Beziehung zum Göttlichen ohne Einklang mit der Tatsächlichkeit, aber entsprechend dem Glückssehnen und der Leidangst beantwortet.

So wunderbar die Naturwissenschaft befähigt war, die Dämonenangst des Menschen zu beschwichtigen, sie in eine gelassene Ruhe zu verwandeln, so wenig hat sie die große Unsterblichkeitssehnsucht des Menschen befriedigen können. Als die Entwicklungs-

geschichte lehrte, daß die Fortpflanzungszellen aller Lebewesen die Vererbungssubstanz von einer Geschlechterfolge zur nächsten übertragen, daß sie mithin potentiell unsterblich sind, glaubte man, die religiösen Mythen und den Glauben an das Jenseits nach dem Tode vollkommen ersetzt zu haben durch den Glauben an die Ewigkeit der Gattung. Hatten die zwingenden Tatsachen den Glauben an ein bewußtes Leben nach dem Tode ersticken müssen, so war der Trost geblieben, daß jeder Mensch durch die Gruppe seiner unvergänglichen Zellen in seinen Kindern und deren Nachkommen fortlebt. So möge er um dieser unvergänglichen Zellen willen für seiner Kinder Leben eben wirken. Für unsterbliche Art, in der ein Teil seiner Seele ewig weiterlebt, möge er sich willig opfern! Gewiß waren die durch die Fremdlehre aus der Rasse, aus Ahnenliebe und Nachfahrensfürsorge entwurzelten Völker durch diese Erkenntnis dicht an den Toren ihres Unterganges gerettet, sofern man nun, auf solcher Weisheit aufbauend, die heiligen Gesetze der Rassepflichten neu gelehrt hätte. Da man dies unterließ, hat diese Lehre keine Kraft über die Menschen gewonnen. Sie hat sie von der Unsterblichkeitssehnsucht nicht erlösen können. Sie hat sie bestenfalls zu sozialen Handlungen angeregt, aber niemals sie zu heiligen vermocht, denn sie hat das wahre Geheimnis der Entwicklung nicht erkannt!

Und dennoch ist die Entwicklungsgeschichte der Born, aus dem wir, geeint mit dem Erleben unserer Seele und der philosophischen Erkenntnis, den Sinn des Todesmuß, der angeborenen Unvollkommenheit, den heiligen Sinn des Menschenlebens und der Erfüllung des Unsterblichkeitwillens schöpfen. Es bedarf hierzu zunächst eines tiefen Umsinnens der erforschten Tatsachen.

Wir betrachten uns unseren ältesten Ahnen, das Urtierchen („Protozoon"), jenes mikroskopisch kleine Schleimklümpchen, unsern äußerlich recht unansehnlichen Vorfahren, etwas näher. Wenn wir ihn aufmerksam beobachten, so zeigt er uns im Grunde alle die gleichen Zeichen des Lebens, die auch höher organisierte Lebewesen einem Beobachter bieten können. Er nimmt Nahrung

auf, verarbeitet sie chemisch, scheidet das Unbrauchbare wieder aus und wächst wie ein höheres Lebewesen. Er bewegt sich, um seine Nahrung aufzusuchen, und wenn er auch hierzu noch keine besonderen Organe besitzt, so streckt er doch Teile der Zelle als Scheinfüße (Pseudopodien) von Zeit zu Zeit aus, mit denen er sich fortbewegen kann, mit denen er aber auch seine Nahrung umschließt, bevor er sie verdaut. Noch tieferen Eindruck macht uns, daß der Einzeller auch empfinden kann, Reizbarkeit (Irritabilität) besitzt, d. h. in ganz bestimmter Weise auf Reize von seiten der Umwelt antwortet. Trotz all dieses Könnens weist er im Gegensatz zu den vielzelligen Lebewesen eine denkbar einfache Bauart auf. Er zeigt als wichtigsten, niemals entbehrlichen Bestandteil einen Kern im Innern seines Protoplasmaleibes, den wir als Träger jener unfaßlich großen Entwicklungsmöglichkeiten ansprechen müssen. Wenn ein solches Urtierchen eine gewisse Größe durch Wachstum erreicht hat, sehen wir meist sehr verwickelte und interessante Vorgänge im Zellkern, die mit einer Zweiteilung desselben enden. Allmählich teilt sich dann auch der Zellleib in zwei Teile und schnürt sich mehr und mehr ab, so daß nunmehr zwei selbständige Tochtertierchen aus dem Muttertier entstanden sind – und beide weiterleben.

In diesem Worte, daß beide entstandenen Tochtertiere weiterleben, liegt das größte Wunder verborgen, welches uns Todgeweihten, solange uns die Erde trägt, je offenbar wurde.

Denn diese Teilung, diese Fortpflanzungsart, vollzieht sich bei den Einzellern nicht etwa eine Reihe von Malen, um dann allmählich alternde und schließlich sterbende Lebewesen zurückzulassen, sondern dieses restlose Aufgehen des Muttertieres in den Tochtertierchen ist ein immerwährendes, ununterbrochenes Geschehen. Zwar werden fast alle diese Urtierchen durch Unglücksfall den „akzidentellen“ Tod, das heißt den Tod durch Unfall oder Schädigungen, irgendwann einmal finden! Das eine verhungert, das andere verdurstet, das dritte erfriert, das vierte wird gefressen und so fort. Aber nicht alle kommen durch Unglück um, und jedenfalls

könnten sie unter günstigen Bedingungen alle immerwährend leben. Das natürliche Altern, das auch ohne jedes äußere Unglück, ohne Hinzutreten von Krankheit, mit unerbittlicher Notwendigkeit zum „natürlichen“ Tode führt, kennen sie nicht, und der Einzeller, den wir heute zur Untersuchung auf den Objektträger für die mikroskopische Beobachtung nehmen, ist ein unsterblicher Geselle, der schon vor Millionen von Jahren lebte. Rein theoretisch könnten wir, wie dies viele Forscher behaupten, sogar ruhig die Möglichkeit annehmen, daß er im kosmischen Staube auf unsere Erde gekommen ist und beim Untergang der Erde im kosmischen Staube auf einem anderen Sterne landet, um sich auch dort wieder in endloser Reihe von Malen zu teilen oder aber auch zu höheren Lebewesen zu entwickeln. Diese Einzeller tragen in sich also die Kraft zum immerwährenden Leben oder – wie der Entdecker dieser erstaunlichen Tatsache dies nannte – „die Potenz der Unsterblichkeit“. Praktisch gesehen wird selbstverständlich jedes dieser „potentiell unsterblichen“ Lebewesen einmal vom „accidentellen“ Tod erreicht, am sichersten wohl am Tage des Unterganges des Sternes, auf dem es lebt.

Die Tatsache, daß es überhaupt Leben gibt, welches nicht dem Zwange des unentrinnbaren Alterns und dem natürlichen Tode unterliegt, ist zunächst unserm Denken ganz unbegreiflich, und da die Erkenntnis dieses Wunders in eine materialistisch gerichtete Zeit fiel, so wehrte man sich mit zwei leider recht gebräuchlichen Methoden: Man spöttelte erst darüber, und dann schwieg man sich aus, man überging die unangenehme Tatsache!

Man überging diese, alle menschlichen Begriffe über das Leben umstürzende Erkenntnis!

Weismann, der Zoologe, der für seine Zeitrichtung ein ganz selten ausgeprägtes philosophisches Verständnis besaß, ohne sich freilich durch dasselbe seine Forschung befruchten zu lassen, bezeichnete dieses neue Wunder sehr trefflich mit dem Namen der

„potentiellen Unsterblichkeit" des Einzellers; vortrefflich, weil die Möglichkeit, endlos zu leben, für den Einzeller besteht, weil er dem natürlichen Tode nicht unterworfen ist, weil also das Altern und Absterben nach einer bestimmten Zeit als unweigerlicher Zwang nicht den gesetzmäßigen Abschluß seines Lebens darstellt. Aus den Worten Weismanns, die er in seinen Vorträgen über „Deszendenztheorie"[1] dieser Tatsache widmet, spricht deutlich, welch inneres Erlebnis ihre Erkenntnis für ihn selbst bedeutet hat, obwohl er nur sehr kurz bei ihr verweilt. Er sagt: „Mein Satz von der potentiellen Unsterblichkeit will nichts weiter, als der Wissenschaft zum Bewußtsein bringen, daß zwischen einzelligen und vielzelligen Organismen die Einführung des natürlichen, d. h. normalen Todes liegt." Er erntete bei den Zeitgenossen reichlichen Spott wegen dieser potentiellen Unsterblichkeit. Kein Geringerer als Bütschli hielt ihm entgegen, daß ein Perpetuum mobile nicht möglich sei. Es ist kaum zu fassen, wie Bütschli so ein Mißverständnis an den Tag legen konnte.

Nach dem Verspotten, nach dem Widerspruch folgte zunächst eine Zeit der Hoffnung, die so unbequeme, unbegreifliche potentielle Unsterblichkeit widerlegt zu haben. Bei höher entwickelten Einzellern (gewissen Wimpertierchen) wurde ein periodisch nach mehreren Generationen auftretender Trieb beobachtet. Sie legten sich aneinander, um entweder zu kopulieren, d. h. unter der Vereinigung der Zelleiber und Kerne dauernd zu verschmelzen, oder aber, um nach Austausch der Hälfte der Vererbungssubstanz der Kerne sich wieder zu trennen. Diese „Amphimixis" hielt man für die Methode des Einzellers, sich zu verjüngen (Maupas' „réjeunissement karyogamique"), um so dem natürlichen Tode zu entrinnen. Selbst wenn diese Amphimixis, was durchaus unbewiesen ist, diese Verjüngung als Hauptaufgabe hätte, selbst wenn sie sich bei allen Einzellern fände, was wahrlich nicht der Fall ist, so wäre hiermit gegen die potentielle Unsterblichkeit gar nichts bewiesen.

[1] „Vorträge über Deszendenztheorie" von August Weismann, Verlag von Gustav Fischer in Jena

Natürlich gibt es auch für den Einzeller die Notwendigkeit, gewisse Lebensbedingungen zu erfüllen, ohne die er zugrunde geht, wie z. B. die Nahrungsaufnahme. Dazu mag gern bei manchen Einzellern auch eine Amphimixis gehören. Aber lebende Wesen, die dem natürlichen Tode zwangsweise unterworfen sind, können ihm durch kein Mittel entrinnen. Der Einzeller aber kann dies, und gerade darin beruht seine potentielle Unsterblichkeit. Die glänzenden Widerlegungen, die Weismann allein Widerspruch von seiten der Fachgenossen widmete, ließen zu seinen Lebzeiten seine Gegner verstummen. Es war ein Glück, daß er selbst mit seinem reichen Wissen den Gegenkampf noch erlebte und alle Angriffe restlos widerlegte.

Seit Menschen die Umwelt durch ihre Vernunft erfassen können, seit Menschen das Wissen von dem unentrinnbaren Tode haben, glaubten sie stets, alle lebenden Wesen seien dem Tode unterworfen. Ja, alle ihre religiösen Vorstellungen, alle ihre Philosophien, alle ihre Kunstwerke sind von dem Gedanken durchdrungen, daß das Leben auf dieser Erde mit unerbittlicher Notwendigkeit zum Tode führe, daß der Tod mit allem Lebendigen unlöslich verknüpft sei. Schon aus den ältesten historischen Zeiten klingt uns diese Erkenntnis als sicherstes, unerschütterliches Wissen herüber. So singt Hotar Aevata in den Veden, daß alles Leben „so ganz vom Tode gefesselt, ganz vom Tode befallen ist“. Nun endlich hat sich diese Tatsache, die sogar dem Maya verachtenden Indervolke unerschütterlich schien, als Blendwerk erwiesen. Sie trug nur den Schein einer Wahrheit, sie herrschte nur, weil es dem menschlichen Auge unmöglich war, die potentiell unsterblichen Lebewesen zu sehen und zu beobachten, ehe der Menschengeist das Mikroskop erfunden hatte. Und welch ein Hohn des Schicksals: Als endlich nach Jahrtausenden das Blendwerk erkannt wurde, da war das erforschende Volk so stumpf für die neue Erkenntnis einer tatsächlich verwirklichten persönlichen Unsterblichkeit, daß es seine Vorstellungswelt von ihr nicht erschüttern ließ!

Der Gedanke, daß unsere Erde Jahrtausende hindurch die unentrinnbare Todesfessel des natürlichen Todes für ihre unzähligen Lebewesen nicht kannte, der Gedanke, daß man auf dieser Erde wohl durch tausenderlei Schädigung sterben konnte, aber nicht sterben mußte, hat etwas Überwältigendes für jeden, der sich wirklich in ihn vertieft. Ja, fast möchte er uns davor zurückscheuen lassen, die Entwicklung zu höheren, aber dem sicheren Tode geweihten Lebewesen als einen Fortschritt zu bezeichnen. Besonders, wenn wir der Qualen gedenken, die Jenseitsgläubigen und Jenseitsleugnern das unbegreifliche Auslöschen einer Persönlichkeit im Tode bereitet. Immer, wenn uns ein Mensch stirbt, der uns Inhalt und Reichtum im Leben bedeutete, der uns mit all seiner persönlichen Eigenart eine lebendige Erinnerung ist, können wir dieses Aufhören nicht fassen. Auch derjenige, der an ein ewiges Leben nach dem Tode glaubt, steht vor dem Unbegreiflichen, daß all die Eigenart des Lebens auf der Erde, die mit jeder Persönlichkeit verknüpft ist, in das Jenseits nicht hinübergenommen werden kann. Das Muß aber dieses Aufhörens ist uns dabei das Unbegreiflichste.

Wenn wir uns nun vorstellen, daß der Erde von früher der Widersinn dieses unerbittlichen Zwangs fehlte, so möchte sie uns eine vollkommenere Welt dünken, denn ist nicht für jeden kraftvoll Lebendigen eine Erde ohne dieses bittere Muß ungleich verlockender? Ist nicht der Selbsterhaltungstrieb in uns, der so machtvoll ist, daß er zum formgestaltenden Willen der Lebewesen wurde, durch das unerbittliche Muß des Todes in grausamster, widersinnigster Weise befeindet? War es wirklich ganz unmöglich, auch den höheren Lebewesen, den vielzelligen Pflanzen und Tieren, die „potentielle Unsterblichkeit“ zu erhalten?

Man könnte versucht sein anzunehmen, das Sterbenmüssen im Alterstode – oder, wie die Naturwissenschaft auch sagt, im natürlichen Tode – hätte eingeführt werden müssen, um eine unbrauchbare, stets wachsende Vermehrung alles Lebendigen zu verhindern. Dies ist aber ein Irrtum. Da die Lebensgefahr und mit

ihr der Tod durch Unfall im Daseinskampf sich bei einer fortschreitenden Vermehrung der Vielzeller gehäuft hätte, so wäre auch trotz der potentiellen Unsterblichkeit der Vielzeller eine fortschreitende Vermehrung immer wieder verhindert worden. Auch jetzt wird ja bei allen Vielzellern, bei allen dem Tod Geweihten, die zunehmende Vermehrung einer Art dadurch vermieden, daß von allen erzeugten Nachkommen eines Elternpaares im Durchschnitt nur zwei zur Fortpflanzung gelangen, alle andern aber vorher umkommen. Erst Vernunfterkennen des Menschen hat für sein Geschlecht die Unveränderlichkeit der Zahl aufgehoben und die Vermehrung seiner Art zur Tatsache werden lassen. Für alle andern Vielzeller aber bleibt die Zahl der Einzelwesen unverändert. Also auch die vom natürlichen Tode ohnehin Gefesselten sterben in ungeheuren Zahlen vor der Fortpflanzung durch den „akzidentellen Tod“. Unter diesen Umständen wäre die Beibehaltung der potentiellen Unsterblichkeit sehr wohl möglich gewesen. Ob z. B. von 400 000 Nachkommen eines Heringspaares 399 998 vor der Fortpflanzung sterben, wie es heute Tatsache ist, oder aber bei einem Elternpaar alle 400 000 zugrunde gehen, dafür aber bei einem andern Elternpaar 4 Einzelwesen dank einer potentiellen Unsterblichkeit weiter existieren, wäre doch gleichgültig!

Aber welch anderes Leben auf dieser Erde, welch anderes Hoffen und Sehnen, welch andere Religionen, Philosophien, welche andere Kunst der denkenden, todbegreifenden Menschen! Der Tod wäre wie heute ein häufiges Erlebnis, aber er wäre kein Muß. Es gäbe kein Altern, kein Erlahmen in allen Lebensaufgaben, kein Verkümmern und Zurückgehen nach einem Höhepunkt der Kraftentfaltung, sondern ein stetes Frohlocken in ewiger Jugendkraft. Unter uns würden noch jene Seltenen aus ältesten Tagen weilen, die dem akzidentellen Tode entronnen wären, die Weisheit der Jahrtausende in sich sammelnd, noch heute in ewiger Jugend erstrahlend. Für uns alle würde die Wahrscheinlichkeit des Sterbens irgendwann einmal bestehen. Aber niemand würde uns den Tod vorhersagen zu einer bestimmten Zeit! Wir alle könnten Unsterb-

lichkeit hoffen, dabei aber – und das wäre das Herrliche – wären wir niemals wie jener „Ahasver“ der Sage gezwungen, ewig in der Erscheinung zu weilen. Der so häufig drohende akzidentelle Tod wäre uns jederzeit auch freiwillig leicht erreichbar. Dabei wäre die Verwirklichung eines Lebens über Jahrtausende hin, ja, selbst eines Lebens über Jahrhunderte hin ein genügend seltenes Ereignis, um ein ersehntes Glück zu bedeuten.

Wenn wir uns das Beglückende solcher königlichen Freiheit über Leben und Tod recht vorgestellt haben, erst dann sehen wir die uns von Kind auf gewohnte furchtbare Fessel des Hinwelken- und Absterbenmüssens in ihrer ganzen qualvollen Pein! Nur weil der Selbsterhaltungswille durch dieses Schicksal so vollständig mit Füßen getreten wurde, nur deshalb war es möglich, daß Menschen, als sie sich einen tröstlichen Glauben der Unsterblichkeit schufen, auf den furchtbaren Gedanken verfielen, diesem Sterbenmüssen auf Erden ein Nichtsterbenkönnen nach dem Tode im Himmel als „ewige Seeligkeit“ gegenüberzustellen. Sie sind sich nie darüber klar gewesen, daß dieses Ewiglebenmüssen ein ebenso unfreies furchtbares Los wäre und daß diese Glückseligkeit im Himmel nichts anderes darstellte als das Schicksal des Ahasver, das die Sage schildert, um die Menschen mit dem natürlichen Tode auszusöhnen!

Warum konnte, so fragen wir uns wieder und wieder, dies köstliche Gut der potentiellen Unsterblichkeit, das gerade der todbegreifende Mensch erst in seiner ganzen Bedeutung hätte werten können, dem Vielzeller nicht erhalten bleiben? War es eine Unmöglichkeit überhaupt oder war dies nur infolge der Lebensbedingungen, die auf unserer Erde herrschen, nicht zu verwirklichen? Noch können wir es nicht ergründen; doch wir fühlen: wir treten, weil wir über die Frage nachsinnen, dem heiligen Rätsel näher!

Alles in Erscheinung getretene Leben hat den heißen Willen, in Erscheinung zu bleiben. Auch der krasseste Materialismus kann diesen Unsterblichkeitwillen des Lebendigen nicht leug-

nen, wenn er ihm freilich auch einen Namen gibt, der für seine Weltanschauung weniger verhängnisvoll ist; er nennt ihn den „Selbsterhaltungstrieb“. Aus diesem Willen ergibt sich alles Handeln oder – materialistisch gesprochen – alles „Reagieren auf die Umwelt“. Der Einzeller sieht diesen Willen (wir stellen uns der Klarheit der Zusammenhänge halber einmal das einzellige Urtier als bewußtes Lebewesen vor) durch die potentielle Unsterblichkeit vollkommen erfüllt. Außer dem Ansporn, dem Unfalltod zu entgehen, gäbe es, philosophisch gedacht, für diesen Willen keinen Antrieb, seine Gestaltung und dadurch seine Lebensbedingungen zu wandeln. Es gäbe überhaupt nur einen einzigen Anlaß hierzu, und der wäre, daß seine potentielle Unsterblichkeit selbst bedroht wird durch das Zunehmen, ja, Überhandnehmen der Gefahr des Unfalltodes.

Ist nun anzunehmen, daß dieser Umstand eintrat, der uns allein eine Abwandlung der potentiell unsterblichen Einzellerwelt philosophisch vorstellbar macht? Bei der eifrigen Vermehrung der Einzeller ist er nicht nur möglich gewesen, sondern er mußte unweigerlich eintreten. Der Tod durch andere Einzeller und der Tod durch Nahrungsmangel wurden immer häufiger, und so läßt sich sogar die zwingende Notwendigkeit ableiten, daß der mit seiner Erscheinungsform ursprünglich voll zufriedene, wunschgesättigte Selbsterhaltungswille allmählich einen immer stärkeren Antrieb erfahren mußte, eine Vervollkommnung seiner Schutzmittel gegenüber den lauernden Gefahren des Unfalltodes in Erscheinung treten zu lassen. Mit anderen Worten: es bestand für den Selbsterhaltungswillen bei der zunehmenden Vermehrung der Einzeller die Notwendigkeit, sich die Form der höher organisierten Arten zu erzwingen. Es wurden also „Varianten“ gebildet, die zu einer höheren Organisation führen sollten. Die Auswahl, die „Selektion“ im Daseinskampfe, kam dieser Umgestaltung insofern entgegen, als sie die am deutlichsten besser geschützten Einzelwesen als Tauglichere am Leben erhielt und zur Fortpflanzung führte. Die bei der Lehre Darwins so unglaubhafte, ja unmögliche Vorstellung, als

habe eine zufällige kleinste Abweichung sich durch Selektion und Vererbung allmählich gesteigert, fällt bei dieser philosophischen Vorstellung gänzlich weg. Die ersten Ansätze höherer Organisationen, die gewöhnlich dem Einzelwesen noch gar nichts im Kampfe ums Dasein nützen können, müssen wir uns auf Antrieb des gefährdeten Selbsterhaltungswillens bei zahllosen Individuen entstanden denken, so daß sie sicherlich auch bei jenen verwirklicht waren, die zur Fortpflanzung kamen. Erst ab einem bestimmten Grade der Ausprägung des stärker entfalteten Schutzmittels konnte die Selektion ihrerseits mechanisch die Bestfortgeschrittenen in der Fortpflanzung unterstützen. Je ausdrücklicher wir den Selbsterhaltungswillen zum tatkräftigsten Formgestalter der höheren Arten erheben, je entschiedener wir dem Auslesevorgange des Daseinskampfes nur eine nebensächlichere „passive“ Rolle zuschreiben, um so mehr scheinen wir vorerst in unseren Schlußfolgerungen in Gegensatz zu geraten mit den wissenschaftlich herrschenden Vorstellungen über die Vererbungsmöglichkeit der erworbenen Eigenschaften. Erst wenn wir das ganze Gebäude unserer Weltanschauung aufgebaut haben, wird es uns mühelos gelingen, die Frage der Vererbbarkeit der erworbenen Eigenschaften, die für den Materialisten ein so undurchsichtiges, widerspruchsvolles Gebiet ist, zu überschauen. Vorläufig möge die Andeutung genügen, daß diese Frage der Vererbung sich der genannten Auffassung nicht hindernd entgegenstellt.

Daß dieser Selbsterhaltungswille die Abweichung, die „Variante“ zu höheren Organisationen erzwingt und dann zielgerichtet weiterentwickelt zu einer Zeit, in der der Daseinskampf noch nicht durch Auslese unterstützen kann, weil das angelegte Organ noch nicht nützt, das ist für uns durch zahllose Tatsachen bewiesen, von denen wir die wichtigsten noch später erwähnen werden. Der formgestaltende Wille strebt also, wenn auch unbewußt, dem Ziel, dem vollendet entwickelten Organ zu. Durch diese Erkenntnis wird uns erst der größte Teil aller Vervollkommnung der Arten begreiflich.

Die ersten Umgestaltungen durch diesen Selbsterhaltungswillen bei zunehmender Lebensgefahr zeigen jene Einzeller, die wir wegen ihrer verbesserten Organisation auch die „höheren“ nennen. Vieles, was später der Vielzeller durch die Anlage ganzer Organe erreicht, um durch Arbeitsteilung den Kampf mit der Umwelt zu verbessern, verwirklichen diese Einzeller auf einfache Art innerhalb ihres Zelleibes.

So sehen wir in der kleinen einfachen Zelle eine wunderbare Arbeitsteilung einsetzen. Der Zellkern behält die lebenswichtigsten Leistungen, sondert sich aber in zwei verschiedene Kerne, einen „Großkern“ und einen „Kleinkern“. Der erstere steuert die Stoffwechselvorgänge, der letztere dient der Fortpflanzung. Nur der Kleinkern überträgt die Vererbungssubstanz, die bei der Teilung zur Hälfte in die Tochterzelle und bei der „Amphimixis“ (siehe oben) in die andere Zelle übergeht. Wir sehen ferner in der Zelle zwei Bläschen, welche sich rhythmisch in ihrer Größe verändern und eine ähnliche Aufgabe wie der Nierenapparat der höheren Tiere übernehmen. Der Zellschleim selbst, das Protoplasma, sondert sich in eine äußere feste Schicht und in eine innere. Die Außenschicht bildet Wimpernfortsätze, welche zur Fortbewegung rhythmisch schlagen. Es bildet sich ferner bei vielen Einzellern ein Zellmund und -schlund und auch ein Zellafter. Der so ausgerüstete Einzeller ist durch seine viel vollkommenere Beweglichkeit und durch die widerstandsfähigere Außenschicht (Ektoplasma) usw. weit besser vor Feinden geschützt. Der Stoffwechsel scheint nicht mehr die ganze Zelle zu beschäftigen, wodurch wohl auch die Abwehr der Lebensgefahren erleichtert wird.

Aber eine Erscheinung läßt uns nachdenklich werden, der Großkern („Makronukleus“), der nur noch den Stoffwechsel steuert, zerfällt bei der Teilung. Nur der Kleinkern („Mikronukleus“) bleibt erhalten und sondert nach vollendeter Teilung in den Tochterzellen aus sich je einen neuen Großkern ab. – Hier hat sich also ganz unmerklich und unscheinbar das unheimliche Gespenst des natürli-

chen Todes in das Reich des Unsterblich-Lebendigen eingeschlichen, wenn auch der Unersättliche hier noch ganz leise und bescheiden auftritt, wenn er auch von dem köstlichen, unsterblichen Lebensgut zunächst nur ein kleines Opfer verlangt: den Großkern! -

Da bei diesen höheren Einzellern auch der Trieb zur „Amphimixis“ auftritt, ist durch die mannigfaltige Möglichkeit zur Vermischung der Vererbungssubstanzen eine beschleunigte Zunahme der Vielgestaltigkeit der Einzeller möglich geworden. Es werden die verschiedensten kleinen Erbänderungen der Einzelwesen kombiniert und fortgepflanzt. Da jeder dieser Organismen allen übrigen feind ist, sind mithin allmählich die Feinde des Einzellers erheblich vielgestaltiger und, weil besser gerüstet, auch gefährlicher. So läßt es sich vorstellen, daß trotz all der gewonnenen Vorteile im Kampf ums Dasein durch die genannte Arbeitsteilung unter einzelnen Zellteilen des Einzellers der Unsterblichkeitwille allmählich wegen Überhandnahme des Unfalltodes in zunehmende Gefahr geriet. Es mußte also abermals der Selbsterhaltungstrieb, der Wille zur Unsterblichkeit, einen immer kraftvolleren Antrieb erfahren, durch Wandlung der Form der Erscheinung neue Wege zu gehen, um dem Unfalltod, dem „akzidentellen Tod“, besser zu entrinnen, um die potentielle Unsterblichkeit zu verwirklichen.

Wenn wir mit geeigneten Hilfsmitteln und hinreichender Geduld das Leben der Einzeller beobachten, so erleben wir, daß sich gelegentlich einige oder mehrere Tierchen – manchmal bis zu fünfzig – mit ihren Zelleibern aneinanderlegen, ohne daß wie bei der Amphimixis Kernteile ausgetauscht oder Kerne verschmolzen werden. Dicht aneinandergedrängt verharren sie eine lange Zeit ihres Lebens, ehe sie sich wieder trennen. Roux erklärte diese Erscheinung aus einer gegenseitigen Anziehungskraft, die er den „Zytotropismus“ nannte. Nun ist aber diese Eigenschaft gar nicht etwa immer und überall wirksam, denn sonst könnten wir schwerlich je einen Einzeller einzeln antreffen, sondern sie tritt nur hin und wieder zwischen einigen Lebewesen der gleichen Art auf, und es

steht uns daher frei, in ihr die allerersten Ansätze einer gegenseitigen Zuneigung zu sehen. Vielleicht hat dieser Zytotropismus in der wachsenden Todesgefahr des Einzellers durch den Selbsterhaltungswillen bei gewissen Einzellern eine Steigerung erfahren. Jedenfalls sehen wir mit einem Male, daß die Tochterzellen sich nicht wie ursprünglich vollkommen teilen, sondern nur abschnüren, aber aneinanderhaften und so durch weitere Teilung und Abschnürung einen kleinen Staat dauernd zusammenhängender Zellen bilden. Unter den Kugelalgen – jenen Algen, die auf dem Schilfhalme oft braungrüne Beläge und auf dem Teichwasser grüne Teppiche bilden – gibt es solche Formen einfachster Zellkolonien, die aus sechzehn Einzelzellen bestehen. Eine dieser ältesten Vielzeller ist die Pandorina. Sie ist in gewissem Sinne eine Übergangsform. Sie zeigt noch sehr viel Ähnlichkeit mit dem Einzeller, so daß wir alle ihre einzelnen Zellen ebensogut für einzellige Urtierchen halten könnten, die durch die Kraft des Zytotropismus aneinanderhaften. Dementsprechend ist jede Zelle der anderen noch vollkommen gleich. Jede besteht aus Zellkörper, Zellkern, dem Bläschen (=kontraktiler Vakuole), aus Geißel, Augenfleck und Chlorophyllkörper, und jede dieser Zellen erfüllt ganz wie bei dem Einzeller alle Lebensaufgaben. Sie nimmt Nahrung auf, hilft durch den Schlag ihrer Geißel zur Fortbewegung und pflanzt sich durch Teilung wie jeder Einzeller fort; und jede der so entstandenen Tochterzellen vermehrt sich unter Abschnürung der Zellen wieder zu sechzehn aneinanderhaftenden Zellen, zu einem neuen Vielzeller, der dann als neue, selbständige Pandorina ausschwärmt. Man wäre versucht, im Hinblick auf höhere Lebewesen zu sagen: Weil diese Zellkolonie noch ganz die Lebensweise des Einzellers beibehielt, wurde ihr die potentielle Unsterblichkeit belassen. Aber bei der nächsten ganz unscheinbaren Veränderung – nach einem uns unbedeutend erscheinenden, für den Daseinskampf dieses Wesens belanglosen Schritt zur Vervollkommnung – ist das Schicksal aller Tiere und Pflanzen entschieden! Der „natürliche Tod“, der Alterstod, der Todeszwang, der beim Einzeller noch machtlos ist, ist gebieterisch aufgetreten und hat seine Opfer verlangt! Und so sind alle Vielzeller,

die höher entwickelt sind als jene Pandorina, wie es in den Veden heißt, „dem Tode ganz und gar verfallen“. –

Eine der Pandorina ganz nah verwandte Gattung der Algenfamilie ist die Gattung Volvox. Sie zeigt als allererster Vielzeller zwei verschiedene Arten von Zellen. Die einen sind kleiner und bilden in großer Zahl, dicht aneinandergereiht, die Wände der Hohlkugel. Sie sind alle mit Geißeln versehen, durch deren gleichmäßig-rhythmisches Schlagen die kleine Algenkugel sich im Wasser bewegen kann, und leisten alle zur Daseinserhaltung wichtige Arbeit. Aber sie erfüllen nicht mehr selbst die Aufgabe der Fortpflanzung.

Dies ist nun ein in der Entwicklungsgeschichte ganz neues Ereignis von ungeheurer Tragweite.

Dabei haben sie nicht etwa die Fähigkeit, sich durch Teilung zu vermehren, aufgegeben, aber aus den geteilten Zellen ihrer Art gehen immer nur wieder gleichartige Zellen hervor, die also allein die daseinserhaltenden Aufgaben erfüllen, dagegen nicht zur Zeugung befähigt sind.

An der Innenwand dieser Zellhohlkugel aber ragen einige wenige große Zellen ohne Geißeln in die wäßrige Flüssigkeit des Hohlraums. Sie sind die zweite Zellart des Volvox. Sie haben ihrerseits die Fähigkeit verloren, eine Geißel zu bilden und sich mit ihr zu bewegen. Sie können auch keine Nahrung herbeischaffen, sondern sie lassen sich von den andern Zellen mit allen daseinswichtigen Dingen versorgen und vor allen Angriffen der Feinde schützen. Wohl behütet und betreut liegen sie als köstlichster Schatz des Zellstaates im „süßen Nichtstun“, bis eines Tages jede einzelne von ihnen sich teilt und vermehrt und zu einem vollständigen neuen kugelförmigen Organismus, zu einem neuen Volvox wird. Dieser schwärmt dann mit der anderen so entstandenen neuen Jugend durch einen Riß der nun schlaffwerdenden Mutterkugel aus, und

von neuem beginnt nun das gleiche Leben all dieser Tochterkugeln.

Was aber wird aus der zurückbleibenden klaffenden Hohlkugel? Sie sinkt zu Boden, verliert ihre kugelförmige Gestalt und stirbt. Sie stirbt nicht durch Ungunst des Geschickes, stirbt nicht wegen Nahrungsmangel oder durch Feinde, nein, sie stirbt, weil sie nicht weiterleben kann. Der Tod als Muß, als letzte Veränderung des Lebens, der natürliche Tod hat zum ersten Male sein Zepter geschwungen! Und von nun an läßt er die Opfer nicht mehr aus den Händen. Alle Pflanzen und vielzelligen Tiere sind ihm unterworfen, denn sie haben alle verschiedenartige Zellen!

Mit Ausnahme der Keimzellen, die sich in der ganzen Entwicklungsreihe nicht mehr weiter entfalten und nur aus Nützlichkeitsgründen in ihrer Form einige nebensächliche Abwandlungen erfahren, werden alle anderen Zellen in wunderbarster Weise abgewandelt, so daß sie schließlich kaum mehr an die ursprüngliche Zellart erinnern. Sie reihen sich in Gruppen zu gleichartigen Geweben, um die Organe aufzubauen. Innerhalb dieser Organe erfüllen sie ganz bestimmte Aufgaben für den Zellstaat; sie haben aber ebenso wie jene Volvoxzellen die Fähigkeit verloren, Keimzellen und somit auch Wesen gleicher Art aus sich entstehen zu lassen. Ja, bei den höherentwickelten Tierarten verlieren viele von ihnen sogar die Fähigkeit, ein gleichartiges Gewebe neu zu bilden, und wenn sie sich erneuern, entsteht aus ihnen eine tieferstehende Gewebsart.[2] Ganz ebenso wie die Zellen jener Volvozineen sind sie alle dem natürlichen Altern und Absterben verfallen, wenngleich bei höheren Vielzellern der Zellstaat nicht sofort nach der Erfüllung der Fortpflanzungsaufgabe abstirbt wie jene Volvoxkugel.

Ehe wir uns den Auswirkungen der Zelldifferenzierung weiter widmen, wollen wir den Begriff der Körperzellen, die in ihrer Gesamtheit den „Körper“ der Vielzeller bilden, recht deutlich

[2]So entstehen zum Beispiel an Stelle der hochorganisierten Leberzellen Bindegewebszellen.

erfassen. Im entwicklungsgeschichtlichen Sinne und somit auch in den folgenden Ausführungen ist der Körper oder das „Soma“ der gesamte Zellstaat des Tieres, der seine Erscheinung ausmacht mit einziger Ausnahme jener kleinen Zellgruppe, die lediglich der Fortpflanzung dient und die wir die „Keimzellen“, die „ewigen Zellen“ nennen. Mithin müssen wir diesen Begriff des Körpers ganz klar und deutlich von jenem Begriffe trennen, den die Sprache im allgemeinen verwendet. Sie versteht unter Körper den gesamten Zellstaat, also Körperzellen und Keimzellen zusammen, und verwendet das Wort als Gegensatz zu dem all diesen Zellen innewohnenden unsichtbaren Leben, also als Gegensatz zur „Seele“ oder -wie wir nach Kant sagen können – als Gegensatz zum „Ding an sich“.

Hatte diese Bezeichnung des Sprachgebrauches das Unsterbliche von dem Sterblichen trennen wollen, so will dies die Entwicklungsgeschichte ebenfalls; zwischen Körperzellen und Keimzellen liegt die unüberbrückbar tiefe Kluft, die der natürliche Tod geschaffen hat. Alle Körperzellen ohne Ausnahme sind ihm verfallen, sind sterblich; die Keimzellen aber haben die Fähigkeit (die „Potenz“) zur Unsterblichkeit behalten, wenngleich auch nur ein ganz kleiner Teil (ganz ähnlich wie bei den potentiell unsterblichen Einzellern) diese Möglichkeit verwirklicht, indem sie zur Zeugung des kommenden Geschlechtes verwertet wird. Was aber war durch dieses urheimliche Opfer gewonnen?

Für jene Alge selbst, den Volvox, nicht das geringste. Er ist im Daseinskampfe nicht besser geschützt als die Pandorina und vermehrt sieh weniger als diese. Für die Entfaltungsmöglichkeit neuer Arten war aber offenbar unendlich viel gewonnen.

Durch den Verlust der Fähigkeit, Wesen gleicher Gattung entstehen zu lassen, wurden die Körperzellen nach Ausschwärmen der Tochterkolonien für die unsterbliche Gattung ganz bedeutungslos, und das war das Verhängnisvolle. Um ihrer selbst willen werden

sie nicht am Leben erhalten, und so müssen sie altern und endlich hinsterben. Aber welch unübersehbare Lebensmöglichkeit war gewonnen! Welch erstaunliche Kraft zur Höherentwicklung war in den dem Tode geopferten Zellen erwacht, eine Kraft zur Formenwandlung, wie sie die wunschgesättigten ewigen Keimzellen nie besaßen und besitzen. Wenn wir der Aufwärtsentwicklung von Volvox zum Menschen gedenken und diesen weiten Weg vergleichen mit dem wandlungsarmen Entwicklungsweg vom Einzeller bis hin zum Volvox, so will uns das Opfer der Körper – der „Somata" –, dem Todesmuß, dem natürlichen Tode verfallen zu sein, nicht allzu teuer dünken. Was will es besagen, da doch an sich nur eine so geringe Zahl der Pflanzen und Tiere dem akzidentellen Tode über die Jugend hinaus entrinnt? Wir wollen zunächst – wenn wir nur der Tiere und Pflanzen, nicht auch des Menschen gedenken –, in Erinnerung an die wunderbare Wandlungskraft, die in den Somazellen nun frei war, an all die vortrefflichen lebenerhaltenden Schutzmittel, die durch die Arbeitsteilung zwischen den differenzierten Zellen der höheren Arten möglich wurden, uns dieses fremdartigen Weges der EntwickIungsgeschichte freuen. Allerdings, das wird uns sehr bald bewußt: Die Todesgefahr selbst würde durch all diese Verbesserungen der „Rüstung" niemals endgültig verringert. Denn da die Vervollkommnung bei allen Vielzellern einsetzte, wurden alle „Streiter im Daseinskampf" unendlich viel besser bewaffnet, hierdurch aber auch gefährlichere Feinde. Es mußte sich also durch jeden Entwicklungsfortschritt nicht nur der Schutz vor der Todesgefahr verbessern, sondern diese selbst mußte sich steigern. So sind wir denn berechtigt zu sagen, daß alle die verschiedenen aufwärts zu höherer Organisation strebenden Vielzeller sich gegenseitig immer weiter in die Vervollkommnung hetzen!

Aber wenn auch der Tod durch Unfall und Schädigung (der „akzidentelle Tod"), durch die Höherentwicklung nicht endgültig seltener gemacht werden konnte, so freuen wir uns trotzdem zunächst dieser Zelldifferenzierung, besonders, weil ja Tiere und Pflanzen selbst in gänzlicher Unkenntnis ihres Schicksals bleiben,

weil sie alle ebenso leben und kämpfen, leiden und genießen, als ob weder der akzidentelle noch der natürliche Tod bestünde!

Eine Tatsache aber haben wir uns bei unserer Betrachtung der ältesten Lebewesen unauslöschlich in die Seele geschrieben: Der natürliche Tod – das Altern, Hinwelken und Sterben – ist nicht etwa die unweigerliche Endveränderung alles Lebendigen, sondern ganz im Gegenteil: nur die Somazellen aller Vielzeller sind demselben unterworfen. Nur sie sind „ganz und gar dem Tode verfallen".

Tiefe Ehrfurcht vor der innersten Wahrhaftigkeit, die trotz allen Irrtums den alten religiösen Mythen der Vergangenheit innewohnt, erfaßt uns bei dieser Erkenntnis. Jetzt endlich lehrte uns die Vernunft, daß die ersten lebenden Wesen dieser Erde die Unsterblichkeit besaßen, und daß erst ihre Nachkommen sie für immer verloren haben. Wie lange aber kündete die Stimme der Weisheit dies schon den Völkern! Tritt nicht die Sage von dem verlorenen Paradies, von der verlorenen todfernen Seligkeit auf dieser Erde in allen Formen und Einkleidungen in den religiösen Mythen auf, und ist es nicht, als ob ein Erberinnern, eine „Mneme", im Unbewußtsein der Menschenseele lebte und das Schicksal unserer ältesten Vorfahren – der Verlust der Unsterblichkeit auf Erden – in den Mythendichtern als Ahnung erwachte?

Kapitel 4

Der natürliche Tod und die Vernunft

In beispielloser Verblendung überging das materialistische Jahrhundert die wunderbare Tatsache der potentiellen Unsterblichkeit der Einzeller, aber mit großer Aufmerksamkeit, ja, mit freudiger Andacht widmete es sich der doch hiermit so innig verwobenen Unsterblichkeit der Keimzellen, und noch eingehender ließ es sich von der Tatsache des Absterbens der Somazellen beeinflussen! Es war noch nicht einmal die Lehre von der „Sterblichkeit der Seele", die die Materialisten so ganz besonders in Entzücken setzte. Nein, weit wichtiger schien ihnen die untergeordnete Stellung des Gehirnes den ewigen Keimzellen, den Trägern der Gattung, gegenüber! Mit welchem inneren Behagen wird sich ein gänzlich nüchterner Daseinsstreiter bewußt, wie bedeutungsarm all das, was man früher „Seele" nannte, gegenüber den Keimzellen ist! War doch der einzige „Zweck" auch der Träger des Bewußtseins, der Großhirnrindenzellen, die ewigen Zellen zur Fortpflanzung zu bringen und dann zu vergehen! Alle ihre erstaunlichen Leistungen – chemische und physikalische Vorgänge – haben die Aufgabe, der ewigen Gattung zu dienen. Es ist allerdings ein begrüßenswerter Fortschritt der Entwicklung, daß die Körper der höheren Tiere nach der Erfüllung der Fortpflanzungsaufgabe noch ein Weilchen fortleben. Besonders bei dem höchsten „Säugetier", dem Menschen, ist dies bedeutsam, denn seine Gehirnzellen haben die Fähigkeit, wichtige Geistesarbeit

zu leisten, die zwar nicht den eigenen Fortpflanzungszellen, aber der ganzen Gattung dient, ihren Lebenskampf erleichtert! Welch ein tiefer Fall, welch endgültige. Demütigung der Seele, nachdem sie kurz zuvor durch den Philosophen Kant in schwindelnde Höhe erhoben ward: zu dem einzigen Wesen, das die Umwelt erkennt und das durch seine Vernunft aus dem Chaos der Erscheinungswelt erst den Kosmos schafft und bewußt wahrnimmt (weil die Vernunft die Sinneserscheinungen begrifflich ordnen und sondern kann); zu dem einzigen Bewußtsein der ganzen Erscheinungswelt. Von dieser schwindelnden Höhe ist die menschliche Seele, die also schon hierdurch nicht nur in einem gradweisen Unterschied zu allen andern Lebewesen steht, sondern dank der Vernunft eine grundsätzlich verschiedene Stellung einnimmt, nun herabgestürzt. Der Mensch ist zu einem „höherdifferenzierten Tier", er ist die oberste Gattung der Säugetiere geworden. Sein vergänglicher Leib hat nur die Bedeutung, Träger der unsterblichen Keimzellen zu sein.

Wenn eine derartige Weltanschauung die religiösen Vorstellungen eines Zeitalters bestimmt, so dürfen wir uns nicht über die unheimliche Ernüchterung wundern, die dieses kennzeichnet. Eine auf diese Stufe herabgedrückte Seele wird vielleicht – weil sie ja nicht ganz zu ersticken ist – eine gewisse „soziale" Brauchbarkeit behalten, aber im übrigen muß sie auf das furchtbarste entarten. Der rücksichtslose Daseinskampf, Trug und List, geldgierige Übervorteilung des andern, das sind die unseligen Früchte dieser unseligen Demütigungen der Seele.

Wir wollen andere, neue Wege der Betrachtungen gehen und werden erleben, daß die wunderbare Erkenntnis des natürlichen Todes uns eine reiche Fülle klarer Gotterkenntnis gibt, wie sie die Religionen der Vergangenheit ahnten, aber nie erreichen konnten. Wir werden erleben, daß die wundervolle Höhe, auf die Kant die menschliche Seele stellte, weit unter dem herrlichen Gipfel verschwindet, zu dem unsere Erkenntnis führt.

Es war, wie wir beweisen können, ein auftauchender Wille, nicht aber die mechanistisch arbeitende „Selektion“, der den entscheidenden Schritt zur Sterblichkeit der Somata tat. Denn betrachten wir die Pandorina – deren Zellen noch alle Fähigkeiten der Keimzelle und somit auch die potentielle Unsterblichkeit besitzen – und vergleichen wir sie mit der nah verwandten Alge, dem Volvox – dessen Soma schon dem natürlichen Tode geweiht ist – so können wir sicherlich nicht behaupten, daß die Pandorina im Nachteil wäre und somit die Nützlichkeit im Daseinskampfe diese großartige, unheimliche, für alle nachkommenden Geschlechter so schicksalsschwere Abwandlung eingeführt und festgehalten hätte. Im Gegenteil! Da bei der Pandorina noch alle sechzehn Zellen jederzeit Tochterkolonien bilden können, bei dem Volvox aber nur einige wenige Keimzellen das gleiche einmal im Leben tun, so ist die Pandorina sicherlich ungleich fruchtbarer als der Volvox, und vom darwinistischen Standpunkt aus ist es schlechterdings unbegreiflich, daß sie nicht durch Selektion die Volvoxform vollkommen verdrängte. Nein, hier wie überall in der Entwicklungsgeschichte, wo es sich um die große grundlegende Idee der Entwicklung – aus tiefster Unbewußtheit zur höchsten Bewußtheit vorzudringen – handelt, versagen mechanistische Vorstellungen vollkommen. Hier wird es zur Tatsache, daß ein Willensantrieb im Lebewesen die auslösende Kraft bei der Wandlung war.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse z. B. bei der Anlage des Nervensystems, welches in sich die herrliche Möglichkeit eines bewußten Seelenlebens birgt. Auch hier ist eine „mechanistische“ Erklärung ganz unmöglich anwendbar, denn die ersten Ansätze der Verwirklichung dieser Idee waren für die Daseinserhaltung des Einzelwesens gleichgültig. Hier tritt der Unsterblichkeitwille in seiner wunderbaren Entwicklungsarbeit klar zutage, der Unsterblichkeitwille, der, wenn es auch dem Einzelwesen ganz unbewußt blieb, dem Ziele der Bewußtheit zustrebte. Bei seinen Umgestaltungen war dieser Wille stets gezwungen, zweierlei zu berücksichtigen, einmal die Lebensgefahr des Augenblicks und

dann aber jenes leuchtende ferne Ziel: Die Bewußtheit des Lebens. Und es ist begrüßenswert für unsere Erkenntnis, daß gerade alle die Wandlungen, die um dieses großen Zieles willen angelegt wurden, in ihren ersten Anfängen so bedeutungslos waren für den Kampf um das Dasein dieses Einzelwesens, daß wir sagen könnten: die Tatsachen sind ganz besonders auffällig, als ob sie dem Menschen die Erkenntnis der Wahrheit bedeutend erleichtern wollten. Erst von einem bestimmten Grade ihrer Entfaltung an wurden auch diese Anlagen für den Daseinskampf wichtig, und erst von diesem Augenblicke an konnte dann die Selektion in darwinistischem Sinne die Anlage unterstützen. Ein vorläufig noch unerklärliches Geheimnis ruht in diesem wunderbaren Wollen zur Bewußtheit, welches den Keimzellen – den ewig im Dasein Weilenden – vollkommen fehlt, aber merkwürdigerweise alle die Somazellen erfaßte in dem Augenblick, in dem sie dem natürlichen Tode verfallen waren!

Im Gegensatz zu diesen Formabwandlungen, die zu höherer Bewußtheit führen sollten und deren Anfangsverwirklichungen dem Einzelwesen, das sie zum ersten Male zeigte, nichts nützen konnten, sehen wir eine ganze Reihe von Vervollkommnungen innerhalb der Weiterentwicklung der Arten auftreten, die auch in ihren Erstanfängen schon dem Einzelwesen im Daseinskampfe förderlich waren. Es sind dies alle jene Eigenschaften, die Darwins Hypothese zu beweisen schienen und die von ihm mit großem Fleiße in gründlichster Forscherarbeit zusammengestellt und feinsinnig erklärt wurden (so z. B. die Schutzfärbungen [„Mimikry“] usw.). Das Charakteristische all dieser von ihm zusammengetragenen Eigenschaften ist immer eine gewisse Nebensächlichkeit im Vergleich zu den lebenswichtigsten Anlagen und ist vor allen Dingen auch das Fehlen ihres Zusammenhangs mit dem großen Entwicklungsziele, aus dumpfester Unbewußtheit zum klarbewußten Seelenleben durchzudringen.

Wenn wir uns auch – wie erwähnt – die rein mechanistische Entstehung dieser Eigenschaften zur Not vorstellen können, so ist

aber selbst hier viel wahrscheinlicher, daß ein Wille die Erstanlage schuf und die Selektion erst nachträglich weiterhalf. Angesichts dieser unleugbaren Tatsachen müssen wir der „Selektion" in der Entwicklung vom Einzeller zum Menschen nur eine passive, dem Unsterblichkeitwillen (oder Selbsterhaltungswillen) aber die aktive Rolle der Formenwandlung zusprechen.

So können wir also mit voller Berechtigung sagen: Die große Entscheidung war um des Entwicklungszieles willen getroffen, als unterschiedliche Zellarten entstanden und die Somazellen von der Fortpflanzung, damit aber auch von der Unsterblichkeit ausgeschlossen wurden.

Welche Gestaltungsmöglichkeiten bekundeten nun die der Unsterblichkeit beraubten Somazellen! Die kühnste Fantasie wird niemals einen Bruchteil all der Wege ersinnen können, welche die sterblichen Einzelwesen nun allmählich einschlugen.

Bei zunehmender Gefahr durch die zunehmende Vermehrung aller der niedersten kämpfenden Lebewesen wurden gewisse Algen dazu veranlaßt, sich an einem Standort festzusetzen. Das hatte den großen Vorteil, dauernd einen besonders günstigen Wohnort wählen zu können, statt im Weiterwandern immer wieder neu in Gefahren, in Nahrungs-, in Belichtungs- und Witterungsungunst zu geraten. Die Nachkommen dieser Algen verloren allmählich für dauernd die Fähigkeit, den Standort zu wechseln, sie bildeten immer vortrefflichere Haftorgane aus; und somit war die an einen Wohnort gefesselte Pflanze entstanden. Viel war gewonnen durch das Opfer der Freiheit. Weil die Umgebung mit ihren Gefahren und Vorteilen stets die gleiche blieb, konnten sich die immer weiter differenzierten Zellen an die ganz bestimmten örtlichen Lebensverhältnisse in Vollkommenheit anpassen. Ja, die wenig wechselnde Lebensgefahr gestattete eine so hochgradige Anpassung, daß man dem Bau einer Pflanze das Klima und die Nahrungsverhältnisse ihres Wohnortes, besonders auch den Grad und die Art der Lichtbestrahlung und den

Wasserreichtum entnehmen kann wie einem Buche.

Diejenigen Algen, die sich nicht entschlossen, sich an einer Stelle festzuhalten, die trotz der größeren Gefahren ihre Freizügigkeit beibehielten, beschritten einen ganz anderen Entwicklungsweg. Die stets wechselnde, weit größere Mannigfaltigkeit der Gefahren gestattete nicht eine eben so vollendete Anpassung an einige wenige Notwendigkeiten. Diese Unvollkommenheit wurde aber auf wunderbare Weise ersetzt. Selbstverständlich veranlaßte die mit der Beweglichkeit verknüpfte Notwendigkeit, sich stets wechselnden Bedingungen anzupassen, eine weit größere Mannigfaltigkeit der Zellabwandlungen und der zu Organen vereinigten Zellgruppen. Aber diese Art der Anpassung reichte nicht aus. Vor allen Dingen mußte der Vielzeller möglichst rasch und möglichst vollständig über die veränderte Beschaffenheit der Umgebung unterrichtet werden. So entstanden die Sinnesorgane und die Nervenzellen, die die Sinneseindrücke abzuschätzen und die Antwort des Tieres auszulösen und zu leiten hatten. Diese Entwicklungsrichtung ist von so außerordentlicher Bedeutung und Tragweite, daß sie die Tiere von der Pflanzenwelt – deren Selbsterhaltungswille ja nicht durch die Todesnot zu dieser Entwicklung gedrängt wurde – vollkommen wesensverschieden macht. Ja, alle Lebensäußerungen und Leistungen von Pflanzen und Tieren sind hierdurch so grundverschieden, daß ihre ursprüngliche Verwandtschaft für den Laien ganz unvorstellbar ist. Das Fehlen der Entwicklung eines Nervensystems bei der Pflanze hat das ursprüngliche Bedeutungsverhältnis zwischen Körperzellen und Fortpflanzungszellen insoweit beibehalten lassen, daß tatsächlich die gesamte Lebensarbeit der Somazellen bei ihr von dem Dienste für die ewigen Fortpflanzungszellen erfüllt ist. Was uns bei ihr nur dieses Dienstverhältnis unnatürlich erscheinen läßt, ist die Ausbildung riesiger Pflanzenkörper, neben denen die ewigen Keimzellen eine den Größenverhältnissen nach verschwindende Rolle spielen, und vor allein die durch das Opfer der Freizügigkeit erreichte Langlebigkeit der so vortrefflich den örtlichen Lebensverhältnissen angepaßten Somazellen.

Bei den Tieren dagegen scheint sich das Leben der Somazellen – je höher das Nervensystem sich entwickelt – von dieser alleinigen Dienstpflicht für die Reimzellen loszulösen; die Körperzellen scheinen ihr Eigendasein zu führen, und zwar um so ausgeprägter, je mehr wir uns der höchsten Stufe der Lebewesen, dem Menschen, nähern.

Das Nervensystem – dessen erste Anlage zunächst nur als Sinnesorgan über die stets wechselnde Umgebung Bericht zu erstatten hatte – erwies sich von einem gewissen Grade der Entwicklung an im Daseinskampf als so vorteilhaft, daß es – noch mehr als die Verbesserung der Beweglichkeit durch Muskulatur, noch mehr als Schutzfärbung, Schutzgifte, Krallen und andere Waffen – die Todesgefahr im Kampf mit dem Feind zu bannen vermochte. Da aber eine ähnliche Entwicklung bei den verschiedensten Tierarten gleichzeitig einsetzte, so blieb ein dauerndes Bannen der Lebensgefahr unmöglich. Der Kampf war nur „raffinierter“ geworden, und so wurde der Selbsterhaltungswille der Arten durch die Todesnot zu immer neuen Vervollkommnungen aufgepeitscht!

Da aber die höherorganisierten Geschöpfe sich im Eigenleben aus der Anfangszelle nur langsam entwickeln, wurde die innere Befruchtung notwendig, d. h. die Nachkommen mußten nach ihrer Erzeugung im Muttertiere von diesem zum mindesten noch Reservenährstoffe mitbekommen (Ei bei Reptilien und Vögeln). Ja, auf noch höheren Stufen findet sogar die ganze Entwicklung im Muttertier statt und erst das fertige Wesen wagt sich in die feindliche Umwelt. Die „innere Befruchtung“, die die körperliche Gemeinschaft der Elterntiere zur Zeugung verlangt, wird notwendig. Schon vorher zeigte es sich, daß die höherorganisierten Wesen sich gar nicht mehr so überreich vermehren konnten wie die niederen. So wurde es für die Erhaltung der Gattung immer wichtiger, daß zeugungsfähige Zeiten im Leben des Tieres auch der Zeugung gewidmet waren, und es erwachte diesen halbbewußten Geschöp-

fen im Gegensatz zu dem qualfreien Dasein ihrer Ahnen die Qual der Brunst, die zur Erfüllung der Fortpflanzung aufpeitschte. Ja, es vollzieht sich ganz allmählich ein gewaltiger Entwicklungsschritt zu höherer Bewußtheit, doch die unseligen halbbewußten Geschöpfe mußten die bessere Rüstung im Kampfe sehr teuer erkaufen. Da die Gefahr bei der Nahrungsbeschaffung oft groß ist, mußte der Selbsterhaltungswille in gewissem Sinne hierzu fast überwunden werden; das Leben wurde aufs Spiel gesetzt, um das Leben durch Nahrungsaufnahme zu retten. Da war es wichtig, daß in den halbbewußten Wesen das Nahrungsbedürfnis sich lebhaft meldete, um trotz der Fährnis befriedigt zu werden. So erlebten diese Wesen auch zum ersten Male die Qual, die Unlust des Hungers, die bei tieferen Stufen noch nicht „empfunden“ werden konnte. Es ist ein furchtbarer Fluch, der auf diesen Tieren lastet, zumal die für die Empfindung der Qual notwendige höhere Entwicklung des Nervensystems zwangsläufig auch die Schmerzempfindung der erlittenen Kampfeswunden und Krankheiten wach macht. Doch je bewußter die Seelen werden, um so stärker entwickelt sich ein Trost für all diese Qualen. Die Tiere erleben zum ersten Male die Lust bei Erfüllung der Zeugungsaufgabe. Wenn auch diese jähe Empfindung in starkem Mißverhältnis steht zu den vorher erlittenen Qualen der Brunst, so ist sie doch die älteste und gewaltigste Quelle aller Lusterlebnisse. Reich an Qual, getröstet durch seltenes, kurzes Lusterleben, ist also das Dasein dieser unterbewußten „höheren“ Tiere. Aber ein Segen liegt über diesem armen Leben: das Gedächtnis ist noch stumpf. Ein Erinnern der Qualen bleibt nicht zurück; sie werden gleich nach der Erfüllung der Triebe vollkommen vergessen. So bleiben in all dem Kampf und den Leiden diesen armen Geschöpfen auch Stunden des qualfreien Seins, Stunden des Nichtleidens. Schopenhauer hat diesen Zustand hin und wieder in Anwandlungen von Bitterkeit, grundloser Verkennung oder Verleugnung des Reichtums bewußten Lotterlebens der Menschenseele als das einzige Glück des menschlichen Daseins bezeichnet. Aber schon durch die Lust der Paarung stehen sogar diese Tiere über jenem Glücksnullpunkt.

Da sich das Nervensystem als so ganz vortreffliches Rüstzeug im Kampfe ums Dasein erwies, wurde seine Entfaltung von einer bestimmten Stufe der Entwicklung an sicherlich durch die Auslese (Selektion) unterstützt. Da es aber außerdem den Weg zur Bewußtheit – dem offensichtlichen Ziele des Gestaltungswillens – sicherte, so erlebte es einen wunderbaren Grad der Entwicklung. Die Sinnesorgane, die den Bericht über die Außenwelt zu geben hatten, verfeinerten sich mehr und mehr, und es entwickelten sich Zentralorgane (bei den Wirbeltieren Rückenmark und Gehirn), die die Nachrichten aufnehmen und die Antwort der Körperzellen befehlen. Bei den Säugetieren gewinnen sie im Laufe der Entwicklung an Eigenbedeutung. Immer deutlicher enthüllen sich die dem Lebewesen innewohnenden Kräfte, immer deutlicher wird die „Objektivierung" der seelischen Kräfte. Der Wille tritt allmählich auch da in Erscheinung, wo er nicht in dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Selbsterhaltungstrieb steht. Während wir bei den niederen Lebewesen nur den Nahrungstrieb, Verteidigungstrieb und Zeugungstrieb deutlich erkennen können, bilden sich hier schon dauernde Willensrichtungen aus, wie wir sie beim Menschen mit dem Namen „Charaktereigenschaften" zu benennen gewohnt sind, die sich allerdings alle noch restlos aus dem Selbsterhaltungstriebe ableiten.

Außer den genannten dauernden Willensrichtungen, außer dem bewußten Empfinden von Lust und Unlust treten auf dieser Stufe schon Gefühle auf, die unabhängiger sind vom Selbsterhaltungswillen des Einzelwesens und der Gattung. Natürlich sind diese Äußerungen der Seele bei weitem nicht so deutlich wie beim Menschen, und es gehört schon eine lange und genaue Beobachtung dazu, um sie wahrzunehmen. Merkwürdig deutlich, ich möchte lieber sagen, merkwürdig wach, werden sie aber dann, wenn ein derartiges Tier (ein höheres Säugetier) als Haustier mit der klarbewußten Seele des Menschen dauernd in Beziehung tritt. So bietet uns der Hund Beispiele dafür, daß dank eines starken Gefühles der Zuneigung selbst sein unzähmbarer Wille zum Leben

überwunden werden kann, und zwar nicht etwa nur dann, wenn er einem anderen Wesen, wie etwa der Brut, das Leben retten will. Meist empfindet er ein derartig starkes und waches Gefühl viel eher dem Menschen als seinem Artgenossen gegenüber. Wenn er z. B. seinen Herrn nach dessen Tode so innig betrauert, daß er Nahrung verweigert und auf dem Grabe des Herrn verhungert, so ist das nichts anderes als ein großartiger, unanfechtbarer Beweis dafür, daß es auch für dieses Tier etwas gibt, das ihm höher ist als das Dasein.

Endlich wird auf jener Stufe das Gedächtnis bewußter. Die Fähigkeit, die von Sinnesorganen zugetragenen Eindrücke – zu Vorstellungen gestaltet – in der Seele zu bewahren, ist freilich schon auf früherer Stufe vorhanden, aber sie wird allmählich immer machtvoller. Die erlebten Wirkungen der eigenen Handlungen auf die Umwelt bleiben im Gedächtnis, und das spätere Verhalten zeigt das, was wir Lebenserfahrung nennen möchten. Der Verstand entwickelt sich. Er wendet, wenn auch noch ganz unbewußt, bei dieser Lebenserfahrung das Kausalitätsgesetz an, ordnet auch nach Raum und Zeit ein, ohne sich aber je dessen bewußt zu werden. Die Sammlung von Vorstellungen, die er sich von der Umwelt im Gedächtnis bewahrt, sind gar merkwürdig angeordnet. Die ganze umgebende Welt wird von diesem tierischen Verstand in drei Gruppen geteilt. In die erste Gruppe fallen die Erscheinungen, die dem Leben des Tieres nützen; in die zweite alle jene, die es gefährden; die dritte Gruppe ist überhaupt nicht wert, als klargesonderte Einzelvorstellung in dem tierischen Gehirne aufgespeichert zu werden. Was dem eigenen Leben weder nützt noch schadet, das ist für das Tier so recht eigentlich „das Nichtseiende“ der Griechen. Die Sinnesorgane empfangen zwar auch von diesen unwichtigen Dingen Sinneseindrücke, aber das Tier beachtet sie nicht mehr, nimmt sie eigentlich gar nicht mehr wahr. Vorstellungen werden über diese belanglosen Erscheinungen nicht gebildet!

Die enge, eingeschränkte, dürftige Welt der tierischen Vorstellungen ist also das Nützliche und das Schädliche. Diese beiden

werden aufmerksam beobachtet, ja, man kann ganz ruhig sagen: erforscht, und von beiden werden ganz scharfe, klar umgrenzte, unverwischbare Bilder im Gedächtnis bewahrt. Diese Bilder, diese Vorstellungen, zeigen sicherlich nicht – wie man vielleicht zunächst annehmen möchte – Lichtbildtreue. Sie sind aber auch nicht wie unsere Begriffe zusammengesetzt aus den der betreffenden Erscheinung wesentlichen Eigenschaften, sondern sie tragen das Gepräge des tierischen Verstandes. Sie setzen sich aus den dem Tiere wesentlichen Merkmalen zusammen. Nur das, was diesem Tiere schädlich oder nützlich ist, wird von der Gesamterscheinung im Gedächtnis bewahrt. So sind also die Vorstellung „Katze", die die Maus hat, und die Vorstellung „Katze", die der Hund hat, höchstwahrscheinlich sehr verschieden. Aber auch der Vorstellungsschatz der einzelnen Tiere ist ein einzigartiger. So mag wohl der Löwe einen ganz anderen besitzen als z. B. der Maulwurf, und sie leben tatsächlich in „gänzlich verschiedenen Welten".

Es ist von ungeheurer Wichtigkeit für den Menschen, sich diese vollständige Verschiedenheit der Weltbilder der verschiedenen Tiere vorzustellen, denn dann erst wird es ihm deutlich, wie verschieden sich die Welt auch in den Köpfen verschiedener Artgenossen malt. Auch bei den Menschen unterscheidet sich nicht nur der Begriffsreichtum, sondern auch der Begriffsinhalt sehr stark. Ein auf Gewinn erpichter Geschäftemacher hat nur wenige, für den Daseinskampf aller Menschen notwendige Begriffe mit denen eines gottlebendigen Menschen gemein. Aber noch ein anderes läßt sich aus dieser Beschäftigung mit der tierischen Seele klarer erfassen. Der Mensch, der ja diesen Entwicklungsstufen ursprünglich entstammt, ragt sehr oft gar nicht weit über sie hinaus. Gewiß, es erhält jeder durch die erzieherischen Einflüsse in der Kindheit eine reiche Fülle der kulturellen Begriffswelt dessen, was nicht daseinsnützlich oder -schädlich ist. Aber manchmal schon in den Kindheitsjahren, viel häufiger aber noch, wenn er als Erwachsener in den Daseinskampf eingetreten ist, verliert er die kulturelle Begriffsgruppierung, und allmählich tritt an ihre Stelle jene uralte Dreiteilung der Umwelt,

die er von seinen tierischen Vorfahren ererbte: Das Nützliche, das Schädliche und das für den Kampf Gleichgültige. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade sich im Laufe des Lebens der Gesichtskreis eines Menschen trotz aller Ausbildung wieder einengen kann, wie er zusammenschrumpft auf die tierische Stufe und – wie wir sehen werden – tief unter sie sinkt; wie auch ihm alles, was nicht nützt oder schadet, allmählich gleichgültig wird, ja, wie er es überhaupt nicht mehr wahrnimmt. Die auffälligsten Beweise dieser vollkommenen „Vertierung“ bietet uns natürlich das Jahrhundert des Darwinismus, in welchem – nach der Lehre, daß der Mensch zur Klasse der Säugetiere gehört – ein eifriges Bemühen entstand, dieser Einteilung Berechtigung zu geben. Es können also die höher als das Säugetier seelisch befähigten, weil bewußten Menschen bezüglich ihrer Begriffswelt vertieren, ohne jedoch je im übrigen auf die Stufe der Vergeßlichkeit des Erlebten und der Ahnungslosigkeit alles Zukünftigen zurückkehren zu können. Diese Zwitterwesen – die zum Tier verkümmerten Menschen, die im übrigen infolge ihres unvollkommenen Selbsterhaltungswillens tief unter dem Tier stehen – sind es, denen wir in unseren weiteren Gedankengängen noch häufig begegnen werden. Es ist wichtig, ihre kümmerliche Begriffswelt durch die Betrachtung dieses Säugetierweltbildes kennenzulernen.

So dürftig uns dieses geistige Leben der Säugetiere im Vergleich zu unserem seelischen Reichtum erscheinen mag, so gewaltig war doch der Aufstieg aus tiefster Unbewußtheit bis zu diesem Grade seelischer Wachheit. Ja, der Unterschied zwischen diesem Seelenleben und dem ganz unbewußten eintönigen Dasein der ewigen Keimzellen läßt schon auf dieser Stufe die Sterblichkeit und die dienende Stellung der Körperzellen gegenüber den Keimzellen als Widersinn erscheinen. Immerhin sehen wir die Tierwelt von dieser merkwürdigen Lösung der Selbsterhaltungsfrage noch ganz unberührt. Sie ahnt nicht die Zukunft. Auch das höchste Säugetier weiß nicht, daß der Tod mit Unerbittlichkeit seiner wartet.

Wenn wir aber den letzten Entwicklungsweg von dieser Stufe aufwärts zum Menschen wandern, so erkennen wir, zu welch ernstem Zwiespalt jener Entschluß führen mußte, der Lebenssicherung halber die Körperzellen zu differenzieren und ihnen die Unsterblichkeit zu nehmen. An diesem bisher ungelösten, ja, in seinem Zusammenhang gar nicht erkannten Zwiespalt ist alles Hoffen und Sehnen der Menschen, alles Grübeln der Philosophie gescheitert, so sehr auch die Unsterblichkeitsmythen der Religionen über ihn hinwegtäuschten. Seine tiefste Wurzel reicht – wie wir erkennen durften – weit genug in vergangene Zeiten zurück. Ehe noch der Entwicklungsweg der Pflanzen und Tiere sich trennte, war die folgenschwere Entscheidung schon gefallen, damals, als zum ersten Mal eine Algenart ihre Zellen in zweierlei verschiedene Arten gestaltete, als zum ersten Mal darauf eine Algenkugel nach Austritt der Tochterkolonien des natürlichen Todes starb. Da dürfen wir uns also nicht wundern, daß die Unsterblichkeitssehnsucht so alt ist wie das erste Sinnen und Denken der Menschen und daß tiefe Schwermut über den Todeszwang seit jenen ältesten Zeiten ihre dunklen Fittiche über die Menschenseele breitete. Nachdem wir wissen, daß auch den Körperzellen die wesentlichste Eigenschaft alles Lebens – der Selbsterhaltungstrieb, der Unsterblichkeitwille – nicht genommen werden konnte, ja, daß er in ihnen genau so leben mußte wie in den ewigen Keimzellen, wenn in ihnen überhaupt der Antrieb zum Dienste bleiben sollte, so kann uns die Sehnsucht aller Menschen nach Unsterblichkeit nichts mehr für dieselbe besagen. Die unauslöschliche Hoffnung, ja sogar die angeborene „aprioristische“ Gewißheit der Unsterblichkeit, die in dem Menschen lebt, darf von uns nicht mehr zu ihrem Beweis erhoben werden. Wir müssen um der Wahrheit willen zunächst der Möglichkeit ins Auge sehen, daß diese Gewißheit des Menschen nichts anderes ist als eine Erinnerung im Unbewußtsein, ein Erberinnern („Mneme“) der früher erlebten potentiellen Unsterblichkeit.

Ohne uns durch Hoffen und Wünschen unser Erkennen trüben, unseren Weg zur Wahrheit abbiegen zu lassen, folgen wir weiter

der Geschichte des Werdens. Der tierische Verstand, wie wir ihn bei den höchsten Säugetieren zum Beispiel sehen, ist so vortrefflich in der Lage, den Gefahren des Lebens mutig zu trotzen, daß es uns immer wieder erfreut, zu sehen, wie das Tier mit einer gewissen königlichen, mutigen Haltung im Dasein steht, sofern es sich nicht zwei Gegnern gegenübersieht, denen es ganz und gar nicht gewachsen ist. Der eine von diesen ist der ihm weit überlegene Mensch, und der andere ist die ihm unbegreifliche kosmische Gewalt. Wenn der Mensch die kosmischen Erscheinungen, die das Tier schrecken, im Kampfe verwertet, so ist seine Wirkung auch auf die kühnsten Tiere überwältigend. Der Tiger, der noch eben furchterregend uns bedrohte, weist, wenn wir das ihm unbegreifliche, unheimliche Feuer in seiner Nähe entzünden, in seiner Haltung und in seinem Gesichtsausdruck eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Menschen auf, der in kosmischen Gefahren von der Dämonenfurcht befallen ist. Sehr sinnfällig tritt uns diese scheue Angst der Tiere immer wieder bei auffälligen Naturereignissen entgegen, denen gegenüber ihr Verstand hilflos ist, z. B. beim Herannahen eines Gewitters, bei dem sie alle so ruhelos und angsterfüllt werden.

Die kosmische Gewalt war in den Zeiten vor der Menschwerdung die einzige, die nicht bezwungen werden, ja, mit der noch nicht einmal der Kampf aufgenommen werden konnte; denn wer mit ihr kämpfen will, der muß ihre Gesetze begreifen. Hierzu genügt es nicht, das Kausalitätsgesetz, die Raum- und Zeitordnung – wie dies der tierische Verstand tut – unbewußt anzuwenden; sie müssen bewußt verwertet werden!

Da Todesnot bis hierher – bis zur Stufe der höheren Säugetiere – den Selbsterhaltungswillen zum Erzwingen der höheren Bewußtheit antrieb, so wird es wohl auch erhöhte Todesnot durch kosmische Gefahren gewesen sein, die den letzten gewaltigen Schritt der Entwicklung notwendig machte, da ja der tierische Verstand den Naturereignissen gegenüber so völlig versagte. Als in jener furchtbaren ersten Eiszeit ganze Hekatomben von Tieren dem

Tode verfielen, da erzwang sich wohl der Selbsterhaltungswille in einem der wenigen unserer unterbewußten Vorfahren den Grad der Bewußtheit, der allein den Kampf mit den kosmischen Gewalten ermöglicht. Die Seele wurde noch einen Grad wacher: Verstand wurde Vernunft. So fließend und unscheinbar die Übergänge dieser Entwicklung auch gewesen sein mögen, so unübersehbar einschneidend war die Wirkung.

Kein anderer Entwicklungsschritt – noch nicht einmal jene erste Zelldifferenzierung der Alge – war wesentlicher, denn er schenkte uns den ganzen Reichtum menschlichen Denkens. Das Bewußtwerden der ursächlichen Zusammenhänge aller Erscheinung bewirkte die Fähigkeit, die Außenwelt nicht nur wahrzunehmen und als Vorstellung im Gedächtnis zu bewahren, sondern sie zu Begriffen zu ordnen, die in ganz bestimmter, streng sachlicher Beziehung zueinander stehen. Hierdurch war die Möglichkeit gegeben, auch einen Begriff bewußt zu bilden, der von ungeheurer Tragweite für das Erkennen ist: den Ich-Begriff. Auch das Denken in Raum und Zeit wurde wie das Kausalitätsgesetz nun endlich klar und bewußt angewandt, und hiermit wieder war die Erinnerung nach Zeit und Raum geordnet. Der Mensch erkannte die Vergangenheit und die Zukunft, und aus der chaotischen Umwelt war ihm Kosmos geworden. Durch die bewußte Anwendung des Kausalitätsgesetzes hat sich aber für den Menschen auch mit einem Schlage eine ganz neue Stellung gegenüber dem Lebenssinn selbst ergeben. In den Geisteswissenschaften wird sie gekennzeichnet durch die Gegenüberstellung von natürlichen und unnatürlichen Handlungen der Menschen. Dies erscheint zunächst widersinnig, da ja auch die Vernunft und alle ihre Erkenntnisse und Entschlüsse eine Teilerscheinung der Natur sind. Aber da diese Vernunft zunächst, von dem Schein betrogen, zu irrigen Annahmen über die tatsächlichen ursächlichen Zusammenhänge gelangt, so führt sie den Menschen zu irrigen Schlußfolgerungen und Lebenszielen, zu irrigen Annahmen über die Gesetze der Natur und den Sinn seines Lebens. Das ist der Grund, weshalb statt der Entwicklung der im Menschen er-

wachten seelischen Möglichkeiten so häufig deren Verkümmerung einsetzt.

Trotz dieser schweren Schädigung, die die Irrtümer der halberkennenden Vernunft den Menschen zweifelsohne brachten, überwogen die Vorteile doch bei weitem. Eine unendliche Fülle neuer Möglichkeiten im Kampfe um das Leben, eine unendliche Fülle von Möglichkeiten, die übrige Umwelt in den Dienst der eigenen Selbsterhaltung zu zwingen, war gegeben: der Mensch wurde mehr und mehr, dank der Vernunft, der Herrscher alles Lebendigen auf dieser Erde. Nichts weiter?

Tatsächlich möchte es zufolge der Geistesrichtung des darwinistischen Jahrhunderts in unserer Zeit fast scheinen, als sei dies alles, was der Mensch vor dem höchsten Säugetier voraus hat; als sei der wackre Multimilliardär, der im Daseinskampf listig und herzlos über ehrlichere Artgenossen siegte, die geradeste Fortsetzung der Entwicklungslinie Einzeller-Mensch. Glücklicherweise belehrt uns ein einziger Blick auf die kostbaren Seelenschätze der Kulturen – die doch wahrlich mit dem Daseinskampf nicht im geringsten Zusammenhang stehen, aus ihm also sicherlich nicht zu erklären sind – eines anderen. Sie reden die deutliche Sprache, daß der Mensch – als ihm in der Todesnot der kosmischen Gewalten die Seele wacher wurde, als die Vernunft geboren war – auch noch einen anderen unendlichen Reichtum seiner Seele bewußt erleben lernte. Ja, er bedeutet mehr als einen Aufstieg, jener Schritt von höchsten Säugetier zum Menschen, der ihn das Ich in klarer Bewußtheit erleben lehrte, der aus dem Chaos der Umwelt den Kosmos werden ließ! Ein artneues Wesen war entstanden, das nur in Bezug auf seinen Körperbau und seine physiologischen Gesetze den höchsten Gattungen der Säugetiere ebenso ähnelt, wie auch der Volvox – jener erste sterbliche Vielzeller – dem Einzeller in gar mancher Beziehung noch gleicht. Einem tieferen Naturerkennen erscheint dank dieser ungeheuren Kluft zwischen Säugetier und Mensch die Einreihung des Menschen in die Klasse der Säugetiere als ein gänzlich unwissen-

schaftlicher Irrtum. Trotz aller physiologischen Ähnlichkeit müssen wir die Kluft zwischen allen übrigen Vielzellern und dem Menschen bei einer Einteilung der Lebewesen ebenso tief gestalten wie jene Kluft zwischen Einzeller und Vielzeller. Obwohl diese Einteilung ihre glänzende Rechtfertigung erst dann findet, wenn unser Gedankenbau durch Intuition ergänzt ist, wollen wir sie doch der weiteren Betrachtung voranstellen. Wir unterscheiden im Gegensatz zu der naturwissenschaftlichen Gepflogenheit

1. Einzeller = Protozoen
2. Vielzeller = Metazoen
3. Menschen = Hyperzoen.

Wir wissen nicht, wann und wo der Mensch zum ersten Male sein Ich so deutlich von der Umwelt zu trennen vermochte, Vergangenheit und Zukunft so klar erkannte, daß er das Schicksal des unentrinnbaren Todes, von dem er alle Tiere und Pflanzen betroffen sah, auch auf sich bezog und zum ersten Mal den Todeszwang begriff. Soviel aber wissen wir, daß erst in diesem Augenblicke alles Sehnen und Wünschen nach der Ewigkeit, aller Seelenschmerz und die Zaghaftigkeit vor dem Unbegreiflichen seines Schicksals erwachte, und so können wir wohl sagen: erst in diesem Augenblick, da der Todeszwang, da der natürliche Tod erkannt wurde, war die Möglichkeit gegeben, durch das Erkennen des Schicksals ein Hyperzoon zu werden.

Wir können uns die Wirkung dieser Erkenntnis gar nicht mehr vorstellen, weil uns in unserer Kindheit der Wahn eines bewußten Lebens nach dem Tode gelehrt wurde, lang ehe uns die Tatsache des natürlichen Todes überhaupt beschäftigte. Aber aus fernsten Jahrtausenden hallt bis hin zu uns ein gewaltiger Sang über die niederschmetternde Wirkung der Todesgewißheit, die noch nicht Täuschung durch Himmelswahn kannte. In Keilschrift wurde sie auf steinerne Tafeln geritzt, und der geduldige Stein bewahrte uns jenes gewaltige Klagelied aus fernster Vorzeit in der Tontafelsammlung des Assyrerkönigs Assurbanipal. Das Epos des Gilgamensch,

des Weh-Frohmenschen (übertr. von Georg E. Burckhardt, Insel-Verlag, Leipzig), erzählt uns von dem vollkommenen Helden, dem Herrscher von Uruk, der sein Leben als Frohmensch mit glühender Seele genoß, unerhörte Heldentaten vollführend, bis einst ihm der Freund Enkidu gestorben war und er zum Wehmenschen wurde.

In seinem furchtbaren Leid erhob er, dem „Löwen gleich, die klagende Stimme; einer Löwin gleich, die vom Speere getroffen, brüllte er auf. Seine Haare raufte er aus und streute sie hin; er zerriß sein Gewand und zog das staubige Trauerkleid an.“ Aber sein Schmerz und seine Verzweiflung legten sich nicht mit der Zeit. Er ist im innersten Wesen verwandelt, das unheimliche Rätsel des Todes läßt ihn nicht mehr ruhen: „Werde nicht auch ich, ich wie Enkidu sterben? Mein Innerstes ist von Weh durchwühlt. Ich habe Furcht vor dem Tode bekommen, und daher eile ich über die Steppe dahin. Zu dem mächtigen Utnapischtim, der ewiges Leben gefunden hat, nehme ich jetzt den Weg und eile, zu ihm zu kommen. Wenn ich nachts auf der Steppe bin und Löwen sehe, bin ich furchtsam geworden. Ich erhebe mein Haupt und flehe zu Sin, dem Monde; zu Nin-Urum, der Herrin der Lebensburg, der Leuchtenden unter den Göttern, gehen meine Gebete: Erhaltet mein Leben mir unversehrt!“. – Die Heldentaten locken ihn nicht mehr, er ist zum „Wanderer weiter Wege“ geworden, der in unauslöschlichem Grame der Seele das Rätsel des Todes erfassen möchte. Das eintönige Klagelied (s. S. 30) wiederholt er jedem, den er bei seiner furchtbaren Wanderung trifft. Er scheut sich nicht, die entsetzliche, dunkle Schlucht zu durchschreiten, die zu „Utnapischtim, dem Fernen“, führt, aber auch bei ihm wird ihm das Rätsel nicht gelöst. Auf der letzten, auf der zwölften Tafel endlich wird uns erzählt, daß sein Wunsch sich erfüllt; der Vater der Tiefe erhört seine Bitte und sendet den Schatten des verstorbenen Enkidu zu ihm.

Nun wird, so hoffen wir, endlich das erlösende, tröstende Wort dem armen Verzweifelten gegeben! Enkidu wird ihm berichten, wie herrlich er in der Erlösung im Jenseits ewiges Leben gefunden

hat! – Nein, nichts von alledem! Das gewaltige Epos schließt in der Verzweiflung an der furchtbaren Tatsache des unerbittlichen, endgültigen Sterbens! Es schließt mit den Worten: „Sie erkannten sich beide und blieben einander ferne. Sie redeten miteinander. Gilgamensch rief und Antwort bebte der Schatten; Gilgamesch tat seinen Mund auf und sprach:

‚Rede, mein Freund! Rede, mein Freund! Das Gesetz der Erde, die du sahst, verkünde mir jetzt¡

‚Ich kann es dir nicht sagen, Freund, ich kann es dir nicht sagen. Künde ich dir das Gesetz der Erde, die ich schaute, so wirst du dich hinsetzen und weinen.‘

‚So will ich mich hinsetzen alle Tage und weinen¡,

‚Siehe, den Freund, den du anfaßtest, daß dein Herz sich freute, den fressen die Würmer gleich wie ein altes Gewand. Enkidu, der Freund, den deine Hand berührte, ist wie die Lehmerde geworden, er ist voll Erdstaub, in den Staub sank er hin, zu Staub ist er geworden.‘

Gilgamesch wollte noch weiter fragen, da verschwand der Schatten Enkidus.

Gilgamesch kehrte zurück nach Uruk, der Stadt mit den hohen Mauern. Hoch erhebt sich der Tempel des heiligen Berges.

Gilgamesch legte sich nieder, zu schlafen, und ihn packte der Tod in der schimmernden Halle seines Palastes.“

Hier hat uns der Stein in Bruchstücken treulich das älteste, furchtbar ernste Todbegreifen bewahrt, und ein Dichter unseres Jahrhunderts hat es in Vollkommenheit wieder vor uns erstehen lassen! Wie verschwindet das Bedauerliche des Loses jener halbbewußten Tiere, die nur die Unlust erleben und sie so rasch vergessen, neben dem furchtbaren Lose jener ersten Todbegreifer, deren Seelenleben noch zu wenig Balsam ersonnen, noch zu wenig Reichtum besaß, um sie das Leid der Vergänglichkeit nicht nur tragen zu lassen, nein, durch das Todwissen das Leben zu verklären.

In der Tat, wenn sich der Mensch wirklich von den höchsten Säugetieren nur gradweise unterschiede, so ließe sich nichts Erschütternderes, nichts Niederschmetternderes vorstellen als der Augenblick, in dem zum erstenmal die Körperzellen dieses Vielzellers erkennen konnten, daß ihnen die ersehnte Unsterblichkeit geraubt war, daß sie nicht nur wahrscheinlich den Gefahren des Lebens einmal erliegen werden, sondern unweigerlich verwelken, absterben und zu Staub vergehen müssen. Dies alles erkennen und dabei doch von seinem urinnersten Wesen, dem Unsterblichkeitwillen, nicht lassen zu können, das ist eigentlich eine Unmöglichkeit. Sie hätte am Ende der langen, großartigen Entwicklungsreihe zur Selbstvernichtung der höchsten Tierstufe geführt, wenn wirklich die geistige Entwicklung dem Menschen nichts anderes geschenkt hätte als eine größere Rüstigkeit im Kampf ums Dasein. Tatsächlich aber haben in all den Jahrtausenden der Menschengeschichte nur ganz wenige Menschen ihren Selbsterhaltungswillen überwunden und freiwillig dem Leben entsagt im Selbstmorde.

Die Somazellen, die, vom Unsterblichkeitwillen beseelt, vom ersten Augenblicke des Lebens an rastlos für die Lebenserhaltung des Zeltstaates und hierdurch für die Erhaltung der Keimzellen tätig sind und die, wenn sie diese Arbeit erfüllten, vom Unsterblichkeitwillen betrogen werdest, sie sind bei dem Tiere freilich nur denkbar, solange sie ihr Schicksal nicht ahnen, sondern für ihre eigene Selbsterhaltung zu arbeiten wähnen. Ja, selbst wenn wir das Leben der höchsten Säugetiere vor Augen haben und der seltenen Lust gedenken und der Stunden, die frei sind von Leiden – welch beide Erlebnisse die kleinen Tröstungen ihres Daseins sind –, so will uns ein Lebensbejahen mit Schicksalserkenntnis bei ihnen unvereinbar erscheinen. Noch viel mehr aber treten uns Widersinn und Unvereinbarkeit vor Augen bei jenen Tieren, die in der Todesnot ihre persönliche Unabhängigkeit aufgaben und in einem großen Tierstaate vereint – wie z. B. die Ameisen – den Gefahren des Lebens trotzen. Hier bedeutet tatsächlich das ganze Dasein eine rastlose Plage ohne jede Freude, ein mühreiches Hasten

nach dem Tode. Sicherlich würde hier die Erkenntnis des Schicksals den Lebenswillen vernichten und die Tiere zugrunde richten.

Der Mensch aber ist trotz der Erkenntnis des Todes ein Lebensbejaher geblieben. Da jedoch ein freiwilliger Lebensverzicht von ihm, wenn auch selten, verwirklicht wurde, so kann diese Bejahung nicht auf Zwang (auf einer physiologischen Unmöglichkeit der Überwindung des Selbsterhaltungswillens) beruhen! So muß denn der Schritt vom Säugetier zum Menschen diesem doch noch etwas anderes geschenkt haben als lediglich eine bessere Ausrüstung im Kampfe um das Dasein, etwas, das ihm vielleicht ein Gegengewicht gab gegenüber seinem Lose der Vergänglichkeit oder das gar den ganzen Zwiespalt beseitigte! Möglich ist aber auch, daß er dieses Gegengewicht noch nicht gefunden, den Zwiespalt nicht gelöst, daß aber in ihm das Ahnen lebt: Es gibt eine solche Möglichkeit, die mir erreichbar wäre, und daß dies ihn bewegt, sich das Dasein trotz aller Mühen und trotz der Schicksalskenntnis zu erhalten.

Aber ist denn überhaupt die Menschenwelt wirklich in einer Trostlosigkeit über das Todeslos, geht nicht der Durchschnittsmensch ganz unglaublich stumpf und ohne Anteil an dieser Tatsache vorüber? Wenn wir ihn mit jenem Gilgamesch vergleichen, der, als er von der Tatsache des Todes durch das Gefühl der Liebe zum Freunde erschüttert war, Freude und Ruhe nicht mehr findet, sondern sein ganzes Leben dem Rätsel des Todes widmet, so finden wir kaum eine Brücke zu diesem verschiedenen Verhalten. Jener Held der Dichtung war eben einer der seltenen genialen Menschen, die ihr Leben dem Sinnen über die letzten Dinge widmen, sobald sie einmal vom Rätsel des Lebens erfaßt werden. Stumpfe Alltagsseelen haben von je solches Wollen und Sinnen nicht verspürt.

Doch für diese seltenen wachen Seelen war es eine große Ungunst des Schicksals, daß die Erkenntnis des Todeszwangs auf einer so niederen Stufe der Vergeistigung, wie sie Gilgamesch zeigt, nicht verhindert werden konnte. Das Ichbewußtsein und die bewußte An-

wendung der einfachsten Naturgesetze, was beides in den erhöhten Todesnöten des Kampfes mit kosmischen Gewalten geweckt wurde, führten diese Menschen schon bei dem geringen Begreifen dieser Gesetze, das über die Erkenntnisstufe der höheren Säugetiere noch nicht weit hinausragte, zur Todeskenntnis. Die wirkliche Lösung des Zwiespaltes aber zwischen dem Willen zur Unsterblichkeit und der Erkenntnis des natürlichen Todes setzt – wie wir das im folgenden noch klar erkennen werden – eine sehr hohe Stufe kultureller Entwicklung voraus und benötigt einen hohen Grad der Welterkenntnis durch die Vernunft. Wo diese Voraussetzungen nicht erfüllt sind, kann die Lösung dieses Zwiespaltes bestenfalls von einzelnen Menschen erahnt und erlebt werden. Aber dieses innere Erleben allein führt nicht zum klaren Wissen.

So mußten viele Jahrtausende vergehen in vergeblichen Lösungsversuchen dieses unheimlichen, scheinbaren Widersinnes. Ein Abirren und Zurückkehren zu nur teilweise richtigen Pfaden, Aufblühen und Verwelken hoffnungsvoller Kulturen, das waren die Folgen der falschen Lösungen. Wie Falter, die zum Lichte hinflattern, aber ohne Erkenntnis seines Wesens sich an ihm verbrennen und tot niederfallen, so sind die Kulturen der vergangenen Jahrtausende sehnsüchtig zur Erkenntnis geflogen, und wenn sie mit verbrannten Flügeln niederfielen, so blieben in den Völkern dieser Kulturen alle jene, die das Licht überhaupt nicht erstreben, die in tierähnlicher geistiger Stumpfheit am Boden hinkriechen, als die vermeintlich überlegenen Geister am Leben.

Bei all den Irr- und Umwegen, die der Menschengeist ging, um den unseligen Widerspruch des natürlichen Todes mit dem Unsterblichkeitwillen zu überwinden, sehen wir aber, wie der Mensch unklar die Erlösung zu ahnen schien. Dies drückt sich in der Bildsprache der meisten Mythen der sogenannten Naturvölker, besonders aber auch in den Religionen der sogenannten Kulturvölker aus, und zwar in so wunderbarer Weise, daß man fast glauben möchte, diese Mythen hätten den Menschen den Weg zur Erlösung

zeigen können. Aber überall sehen wir dies richtige Ahnen getrübt durch die „Erkenntnisse“ oder, besser gesagt, die Verkenntnisse der Vernunft. Sie leitet – durch ihre Erläuterungen und Begründungen, durch ihre unselige Anwendung von Kausalitätsgesetz, Raum- und Zeiteinordnung auf Gebiete, die jenseits all dieser Denkformen liegen, ja, durch Verheißungen von Lohn und Strafe – nicht nur die Gläubigen, sondern auch die Schöpfer der Mythen wieder und wieder in die Irre! Durch dieses zerstörende Werk der Vernunft mußten alle die Bilder der Kunst und der Religionen ihre Wirkung verfehlen, und so sanken denn nach jeder kulturellen Blüte, nach jedem Höhenflug zur Erlösung die Völker mit verbrannten Flügeln sterbend zur Erde, und ein anderes Volk versuchte zu anderer Zeit den Weg zu finden.

Der Höhepunkt der Gefahr des Sturzes lag für jede Kultur in jener Zeit, in der die Vernunft sich nicht mehr damit begnügte, den Mythos durch ihre Denkformen zu verwirren und zu entwerten, sondern in der sie zum Halberkennen gelangt war und den Unsterblichkeitwillen, ja alles Göttliche verwarf und das Bejahen dieser Werte als Torheit zu belächeln wagte. Als das Ahnen der Dichter verachtet wurde, weil der Irrtum, der mit der Wahrheit jedes Mythos verwoben ist, als solcher erkannt werden konnte, da setzte die Krisis der Krankheit jeder Kultur ein. Der Mythos wird verlassen, die einst geehrten Götter sind tot, und nichts kann an die Stelle des alten Glaubens treten, nichts füllt die Leere der Seele. Der „Kulturmensch“ solcher Zeit ist von der wahren Lösung des Widerspruchs zwischen dem natürlichen Tod und dem Unsterblichkeitwillen durch die halberkennende Vernunft weiter entfernt worden, als es je seine Vorfahren waren, die den Ahnungen des Mythos glaubten. Ja, er war weiter noch entfernt als die Vorfahren dieser Vorfahren, als jener Gilgamesch, der einen Jenseitsmythos nicht kannte, aber doch ahnte, daß das Begreifen des Todes ein heiliges Rätsel für die Seele birgt.

Ehe wir die Irrpfade weiterverfolgen, welche jene Seltnen, die

überhaupt über die letzten Dinge als über das Wesentlichste des Lebens nachdachten, einschlugen, um sich zu erlösen, wollen wir die Tröstungen der Massen der Menschen ins Auge fassen. Wir werden sie begreifen, wenn wir klar erkannt haben, daß der Unsterblichkeitwille im Grunde nichts mit der Sehnsucht nach Glück zu tun hat, was sich ja in der naturwissenschaftlichen Bezeichnung dieses Willens, in dem Namen „Selbsterhaltungstrieb“ sehr schön ausdrückt. Er will leben ohne unterzugehen; er will da sein, ganz unabhängig von den Begleitempfindungen: Lust oder Unlust des Lebens. Er drängt z. B. das Tier, in seinem qualreichen, freudeleeren Leben ebenso unbeirrt auszuharren wie ein glücküberschütteter Mensch.

Eben weil der Unsterblichkeitwille nicht gleichbedeutend ist mit dem Willen zur Lust oder dem Willen zum „Glück“ (d. h. also dem Willen zu einer möglichst beständigen Verwirklichung möglichst starker Lustempfindung), deshalb konnte und kann der Durchschnittsmensch das Glück als Ersatz der Unsterblichkeit auffassen, und mit diesem Jagen nach dem Glück hat er sich scheinbar den Zwiespalt mühelos gelöst. Es war dies den Menschen um so eher möglich, als die höherbewußte, vernunftbegabte Seele das ungünstige, bei den höchsten Säugetieren verwirklichte Verhältnis häufiger, langer Qualen und seltener kurzer Lust ins Günstige abwandeln konnte. Die Vernunft bewahrt den Menschen im allgemeinen vor langen Abschnitten der Hungerqual im Wechsel mit überreicher Ernährung. Sie ließ ihn die Nahrung gleichmäßig verteilen, so daß eine große Zahl von Menschen die Qualen des Hungers in ihrem ganzen Leben nicht ein einziges Mal kennenlernt. Aber mit diesem Umstand brauchte sich der Mensch nicht einmal zu begnügen, sondern er gestaltet sich die Ernährung so abwechslungsreich, bereitet die Speisen unter andächtiger Berücksichtigung seines Geschmacksinnes mit so viel Aufwand an Geisteskraft, daß ihm tatsächlich die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses zu einer unerschöpflich abwechslungsreichen Quelle der Lust wurde, die manchen Menschen ein hohes Glück bedeutet und sie allein schon mit dem Leben trotz

seiner Vergänglichkeit vollkommen aussöhnt. Weit mehr aber kann eine andere Lustempfindung zum Tröster, zur Glücksbereicherung des Lebens werden. Die Erfüllung der Fortpflanzungsaufgabe hat – wie wir schon erfuhren – schon vor denn Erwachen der Vernunft als Vorbedingung die Höherentwicklung der Lustempfindung notwendig gemacht, als bei den Wirbeltieren um des Schutzes des kommenden Geschlechtes willen die innere Befruchtung und somit die körperliche Gemeinschaft der Geschlechter notwendig wurde. Wenngleich innerhalb der Entwicklung diese tierische Beglückung noch eine ganz gewaltige Bereicherung erfuhr durch die allmählich immer inniger werdende Verknüpfung des Paarungswillens mit dem ganzen Seelenleben, so ist doch die stumpfe Art sexueller Beglückung der Säugetiere heute noch für viele Menschen die einzig erlebte Form. Trotzdem aber konnte sie ihnen zum „Lebensglück“ werden, weil die Vernunft in der Lage ist, die Lusterfüllung der Zeugung häufiger zu verwirklichen, als dies beim Tiere möglich ist (wir werden hierauf später noch zurückkommen). So wird denn das sexuelle Erleben für viele Menschen ein ausreichender Tröster.

Aber die Entwicklung vom Säugetier zum Menschen hatte nicht nur diese „Verschönerung“ des Daseins als Folge, und die meisten Menschen, die sich mit der Lust an der Nahrung und der Lust der Zeugung trösten, denken dabei gar nicht an das Altern und Welken und das Todesmuß als einen Schrecken, sondern sehen sie hauptsächlich als „Trost“ an für die Mühen und Plagen, an denen das menschliche Dasein so reich ist, Plagen, von denen der tierische Daseinskampf noch nichts weiß. Allein schon die zunehmende Vermehrung der Menschen – die möglich wurde, weil die Vernunft trefflichen Schutz in so vielen Todesgefahren ersann –, ja, eine allmähliche Übervölkerung machte den Kampf um das Dasein für unzählige Menschen im hohen Grade mühereich, und machtgierige, listreiche Aussauger machten dann das Leben von Millionen zu qualreichem Elend. Aber die Wachheit der menschlichen Seele hat auch sonst noch gar schlimme Erschwernisse, unsagbares Unglück in die Welt gebracht und dem Worte Schillers „Die Welt ist

vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“ seine Berechtigung gegeben. Wir werden hierüber noch so eingehend nachdenken müssen, daß vorläufig nur kurz erwähnt sei, was eigentlich die Wurzel des Übels ist.

Vor allen Dingen trägt das Gedächtnis, so harmlos es uns erscheint, hieran viel Schuld. Es ist wach geworden, vergißt nicht mehr wie das Tier das eben Erlittene, und so erlischt auch im Menschen der Haß gegen den Feind nicht wie beim Tiere, sobald die Gefahr beseitigt ist. Da ferner der Durchschnittsmensch – wie wir sahen – sich nach der Häufung der Lust als dem Inhalt des Lebens sehnt, so hat die höhere Bewußtheit noch eine zweite furchtbare Wirkung gehabt. Er begreift und bewahrt seine eigene Unlust und die Lust eines andern im Gedächtnis. Es regt sich der „Neid“ und vergiftet das Dasein der Umwelt. So ist denn tatsächlich das Leben der meisten Menschen eine fortgesetzte Häufung von Qualen, und die Lehre, daß es ein Jammertal sei, hat noch zu allen Zeiten ein reiches Beweismaterial zur Verfügung gehabt. So konnte neben den Tröstungen durch die Häufung der körperlichen Lusterfüllung eine zweite, ganz entgegengesetzte möglich werden: Der natürliche Tod, die sichere Vergänglichkeit des Daseins wird als Trost gepredigt, als einzig versöhnende Gewißheit, die das Leben, „die Häufung der Qualen“, erträglich macht. Zu dieser rein negativen Trostart bekennen sich nicht nur alle vom Unglück und von Qualen Verfolgten, sondern auch jene, die das Leben auch dann noch als Glückshäufung ansehen und bejahen, wenn sie durch Alter oder Krankheit lustunfähiger geworden sind. Dieser Scheintrost kann dazu führen, daß schließlich der Mensch den Unsterblichkeitwillen als gänzlich törichten Wunsch verleugnet, und nicht selten treibt er kranke und an Lebenswillen arme Geschöpfe zum Selbstmord.

Eine eigentliche Entschädigung kann dieser Trost dem Unsterblichkeitwillen wahrlich nicht bringen, so sehr er auch der Vernunft in vielen Lebenslagen einzuleuchten vermag. Das Ahnen der Seele wußte, sobald es im Menschen bewußt geworden war, besser zu

trösten. Es verließ sich auf die vom Einzeller herstammende Erberinnerung, die Gewißheit der Unsterblichkeit, und leugnete die Erkenntnis der Vernunft mutig ab. Es konnte natürlich der Tatsache des unerbittlichen Todeszwanges nicht widersprechen, bestritt aber, daß dieser Tod überhaupt ein wirklicher Tod sei. Nur das äußerlich Wahrnehmbare stirbt, so verkündet es, nur die Erscheinung, nicht aber die Seele (das „Ding an sich“), der unsichtbare Beleber dieser Erscheinung.

Merkwürdigerweise liegt dem Mythos der meisten Religionen sehr viel daran, diese Unsterblichkeit im Unterschiede zu allen übrigen Erscheinungen nur dem Menschen zu sichern, mochte auch die Vernunft sich überzeugen, daß der Mensch ganz ebenso wie jedes Tier dem Tode gesetzmäßig unterworfen ist, daß alle seine Zellen, ganz ebenso wie bei jedem Tiere, nach der langsamen Verbrennung, Verwesung genannt, wieder zu einfachsten „toten, anorganischen“ Stoffen abgebaut werden. Dieses Ahnen ließ sich nicht erschüttern: das Unsichtbare, Lebendige im Menschen sei – im Gegensatz zu allem im Tier Lebendigen – des Jenseits teilhaftig! Wir werden noch erkennen, wie weise dies Ahnen der Unerlösbarkeit der Tiere war!

Und so entsetzt war offenbar der Unsterblichkeitwille über das Todesmuß, daß er in seinen Mythen das für die Vernunft noch entsetzlichere Muß des ewigen bewußten Seins nach dem Tode schuf. So wurde in den Mythen aus der wirklichen Erscheinungswelt eine Welt des Scheines, ein Jammertal, das die ewige Seligkeit gefährden kann, das leider durchschritten werden muß, wenn wir zur „ewigen Heimat“ wollen. Der durch den Tod aufs tiefste verletzte, glühende Lebenswille schmückte sich dies Jenseits mit allem aus, was ihm lebenswert dünkte. (Wie rührend sind z. B. die Jenseitsschilderungen der „Naturvölker“!) Die Vernunft zwingt dem Ahnen ab, dies Jenseits in einem Raum zu verlegen, und da der Mythos sich hierzu betören läßt, so muß er es erleben, wie die fortschreitende Vernunfterkenntnis ihm immer wieder diesen „Himmel“ zertrümmert. Selbst über den Wolken darf er

nicht sein. Kopernikus hat an Stelle dieses Mythenhimmels den luftleeren Raum mit kreisenden Weltsystemen nachgewiesen, aber frohlockend läßt der Unsterblichkeitwille einen neuen mythischen Himmel jenseits des Universums – „dessen unendlicher Raum ein Nichts bedeutet für die vom Leibe erlöste Seele“ – siegreich erstehen.

Durch unsere Betrachtungen und deren Ergebnisse hat nun zum erstenmal die Vernunft den Himmelsmythos an seinen Wurzeln angefaßt, nun hat sie ihn weit wesentlicher erschüttert, als wenn sie die an sich doch schon gänzlich irrige räumliche Einordnung des Himmels angriff! Das Vordringen der Vernunft in die Zusammenhänge der Entwicklungsgeschichte erklärt zum erstenmal, weshalb der Unsterblichkeitwille selbstverständlich auch den vergänglichen Körperzellen innewohnen muß, da sie sich ja sonst schwerlich für die ewigen Keimzellen abmühen würden. Andererseits aber gibt sie den sicheren Beweis, daß alle Körperzellen – also auch die Gehirnzellen der Vielzeller – von der Unsterblichkeit der Keimzellen ausgeschlossen sind. So hat uns die Entwicklungsgeschichte eine ganz eindeutige Erklärung dafür gegeben, wie es überhaupt kommen konnte, daß ein vergängliches Einzelwesen – der Mensch – in dem unerschütterlichen Bewußtsein der eigenen Unsterblichkeit leben kann, ohne dabei doch unsterblich zu sein. So reißt die Entwicklungsgeschichte grausam den sicheren Unterbau nieder, auf den sich der Himmels-Mythos der Vergangenheit immer wieder stützte und auf dem er allen Zweifeln der Vernunft so siegreich trotzte, hielt er diesen Bedenken doch immer wieder entgegen: „Wie könnten in einem wirklich vergänglichen Geschöpfe eine so brennende Unsterblichkeitssehnsucht und eine Unsterblichkeitsgewißheit überhaupt wohnen?“

Ja, wenn wirklich diese Unsterblichkeitsgewißheit in nichts anderem ihre Erklärung hat als in der unbewußten Erinnerung, in der Mneme, an die Entwicklungsnotwendigkeit, auch den Körperzellen den Unsterblichkeitwillen trotz ihrer Todgeweihtheit zu erhalten, dann ist der Unsterblichkeitsmythos nun wirklich und endlich von

der Vernunft zugrundegerichtet. Dann bleibt den Menschen nichts übrig, als sich endgültig mit ihrer Todesgewißheit abzufinden. Aber das muß im Gegensatz zu den darwinistischen Behauptungen festgestellt werden: Der Glaube an ein unsichtbares, unfaßbares, nur erlebbares Wesen aller Erscheinung, ein Wesen, das wir mit dem Namen Gott oder „Ding an sich" oder das Göttliche oder die Genialität zu belegen gewohnt sind (ohne je in die plumpen Irrtümer der Vernunft zu verfallen, die sich Gottpersonen vorstellte), ist nicht durch die Tatsachen der Entwicklungsgeschichte erschüttert! Das Göttliche ist nicht tot, ganz im Gegenteil: es hat eine ungeahnt herrliche Bestätigung gefunden. Die mechanistische Erklärung der Entwicklung erkannten wir als Irrtum. Für alle wesentlichen Fortschritte zur Bewußtheit wurde bewiesen, daß ein Wille, zielgerichtet, in den Lebewesen – wenn auch ihnen selbst unbewußt – sich die Form erzwang. Und so hat uns die Entwicklungsgeschichte die herrliche Möglichkeit gegeben, nicht wie die Vergangenheit zu sprechen: ich glaube an einen Gott, sondern sagen zu dürfen: ich weiß, daß jedes Lebewesen, ja, alle Erscheinung des Weltalls die Erscheinung unsichtbaren Gehaltes, des Göttlichen ist, daß dieses sich in den sterblichen Körperzellen das Erwachen aus dumpfester Unbewußtheit zur höchsten Bewußtheit des Menschen erzwang.

Aber auch unser Unsterblichkeitsglaube kann zu einem Wissen erstarken! Nach der erlebten Intuition der Wahrheit über den Anteil des Menschen am Unsterblichen wäre es selbstverständlich eine Leichtigkeit, in dem weiteren Gedankenaufbau die Tatsachen so zusammenzustellen, als sei dies Wissen nicht auf intuitivem Wege, sondern durch Vernunfterkennen geworden. Denn für jede wahre Intuition kann natürlich die Vernunft nachträglich die Stufenleiter bauen, die zu ihr hinführt. In einer Zeit aber, in der an sich die Vernunfterkenntis so sehr überschätzt, das E r 1 e b e n einer Wahrheit so sehr vernachlässigt wird, wäre es großes Unrecht, unerwähnt zu lassen, daß die Vernunft nur bis zu diesen geschilderten Erkenntnissen hinführte, die Lösung des Widerspruches zwischen natürlichem Tod und Unsterblichkeitwillen aber nicht fand. Erst ein Versenken

in die Mythen der Völker und ein Versenken in das eigene Erleben der Seele weckte die ganzen Zusammenhänge, und so wollen auch wir in unseren Betrachtungen noch einmal darüber nachdenken, inwiefern eine nichtdarwinistische Betrachtungsweise der Mythen nicht zu ihrer Verwerfung, sondern im Gegenteil zu einer recht hohen Bewertung ihres mit Irrtum verwobenen wahren Gehaltes führt.

In all den buntschillernden fantastischen religiösen Dichtungen der verschiedenen Völker kehren am häufigsten vier große Mythen wieder, von denen sich zwei mit der Vergangenheit und zwei mit dem zukünftigen Schicksal der Seele befassen.

Die Schöpfungsmythen erzählen, daß die Geschöpfe durch den Willen eines höheren, unsichtbaren Wesens in ihrer Mannigfaltigkeit entstanden sind, und zwar in einer bestimmten Zeit der Erdgeschichte und in ziemlich rascher Aufeinanderfolge; daß der Mensch unter all diesen Geschöpfen eine ganz besondere, eine innigere Beziehung zu dem unsichtbaren Wesen hat und das „Brahmandurchdrungendste" ist. Sie schildern, daß dieses Werden heute nicht mehr statthat. Und der indidische Schöpfungsmythos deutet uns endlich noch an, wie einheitlich, innerlich verwandt, diese ganze vielgestaltige lebendige Erscheinungswelt ist. Unsere nicht vom Darwinismus beschränkte Betrachtungsweise der Entwicklungsgeschichte bestätigt uns die Wahrheit dieses Mythos, vorausgesetzt, daß wir alle fantastische Umkleidung abstreifen, besonders von der irrigen Personifikation des göttlichen Gehaltes aller Erscheinung absehen und nur den wesentlichsten Kern der Gedanken herausschälen.

Ein zweiter Mythos, der sich mit der Vergangenheit befaßt, ist die fantastische Schilderung des verlorenen „Paradieses". Hiernach erkannten die Dichter: Es gab auf der Erde einmal eine Zeit, in der das Altern, Verwelken und Sterbenmüssen dem Lebenden noch fremd war, in der die ersten Seelen, ohne Leid zu empfinden, ohne sich nach Wunscherfüllungen zu sehnen, in ewiger Jugend lebten.

Auch diese Wahrheit wird durch die Lehre der Entwicklungsgeschichte bestätigt; es lebte in den Dichtern ein dunkles Erinnern an die potentiell unsterblichen, einzelligen Vorfahren, die Lust und Leid noch nicht empfinden konnten und weder alterten noch Alterstod erlitten.

Mit der Zukunft des Menschen – dem Schicksal der menschlichen Seele – befaßten sich vorzüglich zwei Mythen. Zunächst ein Glaube, der sich bei wenigen Religionen findet, so z. B. bei den Germanen und den in den alten indischen Veden niedergelegten religiösen Vorstellungen. Es ist dies der Glaube an die Wiedergeburt, dessen letztes Aufflackern in der Edda eine wundervolle poetische Einkleidung erlebte.

Dort wird uns erzählt, wie der tote Held Helge nur noch einmal und nur als Ausnahme auf Stunden dem Leben zurückgegeben wird. Aber der Schluß des Sanges berichtet uns, daß ursprünglich ein fester Glaube an das Wiedergeborenwerden in den Vorfahren lebte und daß Helge und Siegrun als Helge Habdingenheld und Kara wiedergeboren worden seien. Die Veden haben diesen Mythos viel inniger beibehalten und ihn weitgehend ausgestaltet. Sie lehren, daß die Seele wieder und wieder geboren wird, zunächst in tiefgefesselter Tierheit und allmählich in immer höherer, Gott näherer Form. Auch diese Lehre der Wiedergeburt ist ein wahres Erinnern der Entwicklung, eine „Mneme" des tatsächlichen Schicksals der Seele. Sie konnte allerdings nur ein dunkles Erinnern sein, unsicherer als jenes Erinnern an das verlorene Paradies, da dieses ein Erberinnern an das Erleben aller Urtierchen ist und da also das erinnernde Lebewesen zwar Abkömmling verschiedener Keimzellen, doch von allen Ahnzellen das gleiche Erinnern an die unsterblichen Urahnen erbte. Aber die Mneme an das schon einmal erlebte Leben irgendeines Tieres oder Menschen ist für die Hirnzelle nicht so ohne weiteres denkbar, denn die Keimzelle, von der das erinnernde Hirn abstammt, ist ja nicht ein Abkömmling jenes Einzelwesens allein, sondern sie entstammt der Vermischung

der Vererbungsträger vieler Einzelwesen. Um eine derartige Erinnerung als wissenschaftlich möglich zu erachten, bedürfen wir aber nicht etwa neuer Hilfsannahmen, sondern sie kommt auf ganz die gleiche Weise zustande wie die „Mneme“, die bei der Vererbung der Instinkte des Tieres wissenschaftlich ganz allgemein angenommen wird (z. E. für den Instinkt des Nestbaues der Vögel). Auch hier muß unbedingt die Vererbungssubstanz der Keimzellen innerhalb des Einzeldaseins im Zusammenhang mit den Hirnzellen stehen, also doch im Zusammenhang mit der Seele des Tieres, das sich mit dem Nestbau beschäftigt. Nur so konnte das Können des Nestbaues, als es zum ersten Mal von einem Vertreter der Tiergattung getätigt wurde, auf die kommenden Geschlechter vererbt werden.

Gerade weil nun aber unsere eigene Seele nicht ein ungemischter Nachkömmling eines früheren Einzelwesens ist, deshalb erleben wir in unserem eigenen Dasein das Wissen – als ob wir irgendeine Lebenslage in ähnlicher Form schon einmal in einem früheren Leben erlebt hätten – nur so flüchtig, nur wie ein kurzes Gesicht, denn wir sind ja nicht seelisch wesensgleich mit jenen anderen Einzelwesen der Vergangenheit, welche diese Lebenslage erlebten, und so tragen wir in uns eine riesige Fülle von Bruchstücken unbewußter Erinnerungen an Erlebnisse einzelner Vorfahren vor Abschluß des plastischen Zeitalters, deren Erbgut wir in buntem Gemische in uns tragen. Gerade weil dies Tatsache ist, deshalb hat ja auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Art den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit durchaus nicht ersetzen können. Denn auch in den kommenden Geschlechterfolgen wird ja nicht unsere eigene Persönlichkeit rein erhalten, sondern bestenfalls leben in ihnen einige Eigenschaften, gemischt mit anderen Zügen, die uns ganz fremd sind. So ist es also sehr begreiflich, daß der Glaube an die Wiedergeburt nur sehr flüchtige Scheinbestätigungen durch die Mneme fand und nicht so allgemein überzeugend wirken konnte wie der Glaube an die übrigen großen Mythen, vor allem an den Mythos von der verlorenen, im Paradiese, oder wie die Edda sagt: in „Midgart“, einst den Ahnen geschenkten Unsterblichkeit.

Der letzte der vier Mythen ist gleichzeitig der allgemeinste und wird von allen Völkern als der wesentlichste mit Inbrunst verehrt. Es ist der Unsterblichkeitsmythos, der Glaube an ein Leben im „Jenseits“ nach dem Tode. Wenn er uns weiter nichts besagte als die Unsterblichkeitssehnsucht und die Unsterblichkeitsgewißheit, so würde er uns kein Nachdenken mehr abringen, nun wir diese beiden Tatsachen entwicklungsgeschichtlich begründet sahen. Aber schon die erwähnte, fast überall so eifrig beteuerte Ausschließung aller Tiere von dem Jenseitserleben macht uns nachdenklich, denn eine Mneme im entwicklungsgeschichtlichen Sinne müßte doch ganz im Gegenteil die Einheitlichkeit des menschlichen und tierischen Schicksals betont haben! Wir finden da ferner immer wiederkehrend die Versicherung, daß das Jenseitserleben gar nicht allen Menschen zuteil wird, sondern ganz im Gegenteil an ein ganz bestimmtes seelisches Verhalten geknüpft ist, und wir finden endlich immer wiederkehrend den Mythos, daß dieses Jenseitserleben durch ein bestimmtes Verhalten von vielen Menschen für immer verscherzt wird, ein Mythos, der dann in manchen Religionen zu ewigen Höllenqualen der Ausgeschlossenen schauerlich verzerrt wurde.

Der Mythos vom „Jenseits“, an dem nur Menschen, und zwar nur ein Teil aller Menschen, sich selbst Anteil verschaffen, kann niemals dem Erberinnern fernster vormenschlicher Vorfahren entstammen; denn er widerspricht all den Erfahrungen der entwicklungsgeschichtlichen Vergangenheit, wie die Naturwissenschaft sie gibt, die ja doch die Einheit der Tierwelt mit dem Menschen vor allen Dingen nachweisen will. Vielleicht – so wollen wir zunächst einmal vermuten – haben einzelne Menschen selbst ein „Jenseits“ im Erleben kennengelernt, und nachkommende Geschlechter sangen den von ihnen geschaffenen Mythos nach, weil ein unbewußtes Erinnern an dies Erleben eines ihrer Ahnen, in ihnen schlummernd, es bejaht, vielleicht erwachte also hier in den Dichtern dieses Mythos ein Erberinnern aus jüngster Zeit nach der Menschwerdung, oder

dichteten diese Menschen gar aus einer Erfahrung ihres eigenen bewußten Erlebens heraus?

Da die drei ersten der genannten Mythen sich in ihrem Kerne als tiefe Wahrheit erwiesen, werden wir dem immer wiederkehrenden Jenseitsmythos jedenfalls bei unseren weiteren Gedankengängen Bedeutung beimessen.

Kapitel 5

Unsterblichkeitwille und Genialität

Unser Blick auf des Menschen irrige Gedankengänge, die den unheilvollen Konflikt zwischen Todeszwang und Unsterblichkeitwillen lösen sollten, zeigte uns, wie einerseits die Vernunft durch die Häufung der Lust und durch die Besiegung der Unlust bei der Erfüllung der Triebe bis zu einem gewissen Grad zu trösten vermochte, wie aber andererseits gerade sie in ihrer Seelenwachheit den Mitmenschen soviel Unheil schafft, daß der umgekehrte Trost seine Berechtigung hatte: gerade der Todeszwang wurde der Tröster, er war der sichere Erlöser aus dem Jammertale des Lebens. Weiter führt uns die Vernunfterkenntnis nicht; es sei denn, daß sie uns noch eine Möglichkeit aufdeckt. Der Todeszwang ist nicht zu beseitigen, der Unsterblichkeitwille ist ebenfalls nicht auszulöschen, aber er ist ein Bestandteil der menschlichen Seele und könnte sich deshalb im Laufe der Geschichte abgewandelt haben!

Zwar entstanden, nachdem der Mensch geboren war, keine neuen Arten von Geschöpfen; eine Fortsetzung der Entwicklungslinie Einzeller-Mensch bis hin zum Übermenschen erkannten wir als Irrtum, aber die Menschengeschichte beweist uns, daß alle die seelischen Möglichkeiten, die im Menschen angeboren liegen, dadurch lebendiger und kraftvoller werden konnten, weil ein Geschlecht das Erlebte und Erfahrene den kommenden Geschlechtern hinterlassen

konnte. An Stelle der Erbinstinkte der Tiere war ja nun die Möglichkeit einer gegenseitigen Verständigung getreten. Des Menschen Geist ist befähigt, die Früchte seines Denkens und Erlebens den kommenden Geschlechtern in Wort, Schrift und Kunstwerk zu übermitteln; so konnte ein Geschlecht das kommende Geschlecht auf seinen Schultern tragen, und eine wunderbare Entwicklung und Vertiefung der geistigen Erkenntnis war möglich. Freilich ist dies nicht eine Entwicklung in dem Sinne, wie sie vom Einzeller bis zum Menschen stattfand, und doch hat sie des Menschen Leben so unendlich bereichert, daß – wie wir sahen – die Welt, die sich im Kopfe eines hochstehenden Kulturmenschen malt, wenig gemein hat mit der eines stumpfen Daseinsstreiters seiner Umgebung. So besteht die Möglichkeit, daß dank dieser seelischen Entfaltung der Selbsterhaltungstrieb, der Unsterblichkeitwille, sich abgewandelt, sich vergeistigt hat; denn in dieser Art der Wandlung besteht jene kulturelle Entfaltung. Wir erwähnten ja schon, daß das Gebiet der Sexualität innerhalb der Menschengeschichte sich allmählich mit geistigen Werten mehr und mehr verwob und sich in wunderbarer Weise vergeistigte, aber dies ist nur ein Beispiel; das gleiche findet auf allen Gebieten statt.

Aber was war es, was die Abwandlung des Selbsterhaltungstriebes bewirkte, ja, möglich machte?

Wir erkannten als ersten und wesentlichsten Unterschied zwischen der höchsten Tierstufe und der niedersten Menschenstufe jene Entwicklung des Verstandes zur Vernunft, durch welche der Mensch Raum- und Zeitform und Kausalitätsgesetz zum Erkennen der Umwelt, zur Begriffsbildung anwenden lernte und, seiner selbst bewußt, das Ichbewußtsein erlebte. Hierdurch wandte er dann die Erkenntnis des Todesmuß auch auf sich selbst an, gelangte zum Todwissen. Es ist nun ganz erstaunlich und für unsere weiteren Gedankengänge sehr wichtig, daß alle Mythendichter und Mythengläubigen der Vergangenheit, wann immer sie in ihrer stumpfen Naturerkenntnis den wesentlichen Unterschied zwischen

den Menschen und allen Tieren betonen, ganz andere Dinge hervorheben! Wann immer der Mensch sich allein unter allen lebenden Geschöpfen die unsterbliche Seele zuschrieb, so sprach er nie von diesem auffälligen Unterschied der Verstandesentwicklung zur Vernunft als dem ausschlaggebenden! Nein, es war etwas ganz anderes, das ihn in seinen Augen zu dieser Sonderstellung voll berechtigte. Es waren Wünsche seines Willens, die bei den höchstentwickelten Tieren nur in Spuren in Erscheinung treten, so daß sie sich – da wir allein auf die äußere Beobachtung angewiesen sind – weit eher übersehen als nachweisen lassen. Es waren Wünsche seines Willens, die überzeugend überhaupt nur durch das innere Erleben bewiesen werden und bei der großen Mehrzahl der Menschen gar nicht so sehr viel deutlicher und bewußter sind als bei den tierischen Vorfahren.

Diese eigenartigen Wünsche, die den Menschen so seelensicher und so seelenstolz machen, stehen so oft und so auffällig im Widerspruch zu den Wünschen seiner Triebe der Selbsterhaltung, z. B. zum Nahrungs- zum Fortpflanzungstrieb, ja, sie erweisen sich für diese als so eigenartig zwecklos und erscheinen deshalb auf einem ganz anderen Gebiete als alle seine übrigen Wünsche, daß er sie schon frühzeitig als aus einer gänzlich artverschiedenen Welt kommend ansah. Diese wundersamen Wünsche des Willens waren es, die die Uranfänge aller Religionen die Seelenkulte – vertieften.

Der Mensch sah sich leiden, sah sich bedroht von zahllosen Fährnissen, die ihm zum großen Teil, wenn sie von Naturgewalten herrührten, trotz des Erwachens der Vernunft noch unbegreiflich waren. Er sah aber auch seine Angehörigen sterben. Ihr „Leben“ war nicht mehr im toten Leibe, „ihr Geist war dem Leibe entflohen!“ So weilte der Geist wohl im Grabe, und wahrscheinlich war er es, der mit allen anderen Toten das unbegreifliche Leid brachte, aber auch vor Leid schützen konnte. Da aber Leid und Fährnis so häufig, da vor allem der Tod jedes Menschen unerbittliches Schicksal, so war wohl die Schar der Geister über irgend etwas zornig. Was

mochte das sein? Nun gesellte sich diesen Gedanken das Ahnen aus dem Erberinnern von der früheren leidfreien Unsterblichkeit der Einzeller. So entstanden die ersten Vorstellungen des verlorenen Paradieses. Leid und Tod waren die Strafe für eine Schuld vergangener Geschlechter gegenüber den Geistern; sie waren nicht von Anbeginn an das Los der Menschen. Also mußten die erzürnten Toten beschwichtigt werden, damit sie nicht immer noch neues Leid brachten, sondern Schutz gewährten, wohl gar vom Tode befreiten. Es gab da verschiedene Versöhnungsmittel; man opferte ihnen gutes Essen, verehrte sie usw., kurz, es entstanden allmählich ausführliche Kultvorschriften, und das größte Unrecht war: Kultgesetze unerfüllt zu lassen oder ihnen gar zuwider zu handeln. Dies war der ursprüngliche Totenkult am Grabe. Viele Rassen umkreisen auch bei fortschreitender Erkenntnis in ihrer Religion nur diese Gedankengänge. So sehr sich ihre Erfahrung auch im Laufe der Geschlechter bereichert, immer bleibt ihr Glaube von der gleichen Geisterfurcht durchzittert. Hierdurch unterscheiden sie sich grundlegend von dem Verhalten, das wir noch beschreiben werden. All ihr Sinnen umkreist die Furcht vor dem Tode und den Dämonen; ihre Götter verehrten sie ursprünglich in dunklen Höhlen und suchten sie durch Kultopfer zu versöhnen. Die Wissenschaft nennt ihre Kulte die „chthonischen Kulte“, das heißt Erdkulte.

Ganz anders verhalten sich andere Rassen. Sie zeigen auf jeder Stufe der Erkenntnis, wie sehr sich ihr Blick immer wieder von Leid und Tod und den Schicksalsschlägen wegwendet und die tiefen Rätsel des Werdens und Vergehens weit eher mit großem Erstaunen als etwa mit Furcht betrachtet. Ihr Blick wendet sich der Weite des Kosmos zu; der nächtliche Sternenhimmel ist die älteste heilige Schrift Gottes. Die zuverlässige, unantastbare kosmische Gesetzmäßigkeit, die sie bei ihrer Erforschung der Ereignisse am Sternenhimmel entdecken, erfüllt sie mit Vertrauen zu dem Göttlichen. Und alles, was in ihrer Umwelt ähnliche Gesetzmäßigkeit zeigt, ist für ihr Auge von göttlichem Willen erfüllt, so die Gezeiten des Jahreswechsels und Geburt und Tod, Werden und Vergehen

aller Lebewesen. Aus der Tatsache, daß sie selbst alle dieser unerbittlichen Gesetzmäßigkeit unterworfen sind, entnehmen sie voll Freude die Erkenntnis, daß auch sie vom göttlichen Willen erfüllt und deshalb eins sind mit dem gewaltigen Weltall. So suchen sie ihr Leben, auch Geburt und Tod, den Gezeiten des Jahreswechsels einzufügen. Diese Kulte nennt der Forscher „siderische", d. h. Sternenhimmelkulte.

An solchem Schauen und Wissen erstarb den Völkern dieser Rasse Todes- und Geisterfurcht. Die allmähliche Vertiefung dieser Gotteinsicht wurde überall gewaltsam unterbrochen. Bei den Vertretern solcher Rasse, die in der Urheimat blieben, wurde sie durch Gewalt und grausame Gesetze vor 1000 Jahren von dem Christentum verdrängt. Bei den Völkern dieser Rasse, die die Urheimat verließen, erlitt dieser siderische Kult ein anderes Schicksal. Die in andere Länder einziehenden Völker, so z. B. die Dorier und Ionier in Griechenland, bemühten sich, die Religion der Ureinwohner mit der ihren in Einklang zu bringen: ein törichtes, völkermordendes Bemühen. Sie kamen ihnen buchstäblich „auf halbem Wege entgegen". Sie holten ihre weltumspannenden Götter vom Sternenhimmel auf Bergeshöhe herab, auf den Olymp, und beließen ihnen einzelne Merkmale der weltallumspannenden Sternengötter. (So behielt die „große Mutter" Frigga das Halsband, die zwölf Fixsternbilder.) Da die Dorier und Ionier ihrem artgemäßen Gottglauben soweit untreu geworden waren, konnten nun die Höhlengötter, scheu im Tageslicht blinzelnd, auf den Olymp kriechen und sich unter die Göttergestalten mischen. Diese gegenseitige Anpassung sah zwar versöhnlich aus, widerspricht aber Gesetzen der Arterhaltung, Seelengesetzen des Rasseerbgutes, die ich in meinem Werk „Des Menschen Seele", Abschnitt „Unterbewußtsein", aufzeige. Beide Völker hatten nun das artgemäße Gotterleben und hiermit auch die artgemäßen Heilslehren und klaren Rassenideale miteinander vermengt. Das Gemütserleben war gefährdet, und die Gesetze der Rassereinheit wurden allmählich mit Füßen getreten. Entartung und Untergang, ganz ähnlich wie bei den gewaltsam zum Christentum

bekehrten Völkern, waren die unausbleibliche Folge.

Wie sehr beide grundsätzlich unterschiedenen Kultformen, die chthonische und die siderische, im Laufe der Jahrhunderte sich durch den Erfahrungsschatz, den die Geschlechter einander hinterlassen, entwickelten, können wir vor allem da beobachten, wo dieser Weg erst sehr spät durch Bekehrung unterbrochen ward, so z. B. an dem Seelenkult der Chinesen. Wir können das gleiche an dem siderischen Kult der nordischen Völker da am klarsten beweisen, wo die gewaltsame Bekehrung zum Christentum fehlte und auch die Anpassung an Kulte der Ureinwohner erst spät einsetzte, so z. B. bei dem siderischen Kult der Inder.

Das Merkwürdige an dieser Entwicklung der Kulte ist aber, daß sie immer nur die Seltenen, die Wachsten im Volke voll erfaßt, die große Mehrheit aber nur ein mehr oder minder großes Stückchen Weges von den Seltenen mit hinaufgezogen wird, die allermeisten aber ganz unberührt von dem weiten Weg der Wenigen noch heute trotz ihrer „Zivilisation", die dies so geschickt verbirgt, auf der ursprünglichen Stufe stehen. So ist bei vielen Menschen auch heute noch das ganze religiöse Erleben nichts anderes als Dämonenfurcht und angstvolle Erfüllung der Kultvorschriften, der öffentlichen der Kirche und der heimlichen des Aberglaubens. Sich vor Leid vor und nach dem Tode oder vor den vermeintlichen „Höllenqualen" nach dem Tode zu schützen, ist der einzige Beweggrund ihres religiösen Handelns.

Welch eigenartige Wünsche aber waren es, die allmählich die Gestaltung des Glaubens vertieften, das Sinnen über das Todesmuß, die kosmischen Gesetze und den Sinn des Menschenlebens befruchteten? Der Mensch entdeckte schon früh, daß er bei seiner natürlichen Kampfeseinstellung auf die Umwelt – in der er sich mit rücksichtloser Selbstsucht, seinem Selbsterhaltungstrieb folgend, durchsetzte, List und Tapferkeit mit gleicher Selbstverständlichkeit wie das Tier zu seiner Erhaltung verwertend – manchmal mit

sich selbst nicht voll zufrieden war. Er empfand eine Unlust, als ob er irgendeinem wichtigen Wunsche in sich zuwidergehandelt hätte. Wollte dies Wünschen die Selbsterhaltung nicht? Nein, dies konnte nicht angenommen werden, denn das Unlustempfinden trat merkwürdigerweise nicht bei allen Daseinskämpfen, nicht bei allen Triebhandlungen auf, sondern nur in ganz bestimmten Fällen, während allerdings manchmal eine Handlung, die vom Standpunkte des Selbsterhaltungstriebes aus gerade unklug genannt werden mußte, diesen Wunsch offenbar befriedigte. Die Unlust empfand aber nunmehr der Triebmensch, er hatte zu klagen! Aber, und das war das Allermerkwürdigste, eine Regel konnte hieraus auch nicht geschaffen werden, denn der unbekannte Wunsch war manchmal wieder mit Triebhandlungen sehr zufrieden. Dabei zeigte er noch eine andere Eigenschaft, die den Triebwünschen fernliegt. Ein übergangener, nicht beachteter Triebwunsch rächte sich rasch mit einer starken Unlust, die sich gar bald zur Qual steigerte, aber – und das war das Tröstliche – er war nach der Trieberfüllung vollkommen beruhigt. Ganz anders dieser merkwürdige Wunsch. Seine Unzufriedenheit äußerte sich bei der Handlung oft nur ganz schwach, aber die Unlust währte merkwürdig lange. Die mißbilligte Handlung konnte trotz allen Bemühens nicht vergessen werden. Sie war auffallend lebhaft im Gedächtnis eingeprägt und immer mit dieser Unlust des Wunsches gepaart. Es war ihr schlechterdings nicht zu entrinnen, ja, das ganze Leben konnte durch die Qualen dieser Unlust nachhaltig gestört werden.

Durch diese Unruhe, die so dauerhaft war und die das Lustgefühl bei erfüllten Triebwünschen sogar zu stören vermochte, wurde dem Menschen dieses Wünschen so wichtig, daß er all sein Handeln nach ihm wertete. Er gewöhnte sich daran, die Handlungen, die der Wunsch billigte, die „guten“ zu nennen, die er aber mißbilligte, die „bösen“. Die so unangenehm dauerhafte, mahnende Unlust, die einer „bösen“ Tat folgte, aber nannte er das „schlechte Gewissen“, Zufriedenheit mit dem Handeln das „gute Gewissen“. Da er sich den Wunsch dieses Willens zum Guten aus sich selbst nicht erklären

konnte, weil er doch so manches Mal im Widerspruch stand mit seinem der Lust so sehr versklavten Selbsterhaltungstrieb, so mußte er von jemand anders herkommen, und zwar von jemand, der größer war als er selbst, weil er ihm doch scheinbar befehlen konnte; aber der auch unwandelbarer war als er selbst, denn er ließ sich nicht so leicht beschwichtigen wie seine Triebe. Wer konnte der Größere und der unwandelbar Dauerhaftere anders sein als die „Geister“, die Götter, der Gott? So sprachen die einen und vertieften ihren Seelenkult durch das Ausstatten ihrer persönlichen Götter oder des Gottes mit diesen Wünschen; das führte zur Vergeistigung des chthonischen Kultes. Wenn also die Geister nicht nur in der Umwelt als gute und böse Gewalten Leid oder Lust bereiten konnten, wenn sie sogar eindrangen in die Seele des Menschen und über sie Gewalt hatten, so war es selbstverständlich, daß nicht nur die guten, sondern auch die „bösen Geister, der Teufel“ in der Seele Macht hatten, daß sie oder er es überhaupt waren, die dazu antrieben, dem Wunsche zum Guten, dem Willen Gottes zuwider zu handeln. Die Religionen rechneten zu diesen Werken des Teufels in dem Menschen nicht nur die Handlungen, die dem Guten klar widersprachen, sondern auch alle die, die den Menschen ablenkten von dem ausschließlichen Dienst für diesen Willen. Ja, man hielt sogar den Fortpflanzungstrieb, der den Menschen so leicht verleitete, den Wunsch zum Guten zu „überhören“, für „unrein“ und führte dadurch in Verwirrung und Volksuntergang.

So waren also die Geister sogar in des Menschen Seele eingedrungen und stritten in dem gleichen Kampfe, der auch die Umwelt erfüllte, um die Obermacht. Sie stritten um die Seele selbst! Aber was wollten sie mit der Seele? In diesem Augenblick, als der Glaube diesem Irrtum verfallen war, verwob sich der durch den Todeszwang verwundete Unsterblichkeitwille der Körperzellen mit diesen Vorstellungen. Die guten und die bösen Geister hatten also nicht nur – wie die ursprünglichen Seelenkulte meinten – die Macht, dem Menschen Leid und Todesgefahr im Leben zu bereiten oder Glück zu schenken, nein, ihre Macht reichte noch weiter: Sie

kämpften im Menschen um die Unsterblichkeit seiner Seele!

Hatte der alte ererbte Kult durch Opfer die Geister versöhnen sollen für die Sühneschuld vergangener Geschlechter, damit sie nicht immer wieder aufs neue den Menschen Leiden und Qualen senden, sondern sie schützen sollten, so wurde die Erfüllung der Gewissensforderung nun der Weg, um der Seele die Unsterblichkeit nach dem Tode zu sichern. Damit war aber, wie wir erkennen werden, dem wunderbaren Wunsch des Guten die außergewöhnliche Eigenschaft, die er besitzt: die Erhabenheit über jeden Zweck, abgesprochen! Dies war der Einfluß des seltsamen Wünschens der Seele auf die chthonischen Kulte. Wie aber wirkte es auf die siderischen Kulte?

„Wie gleicht doch dies Wünschen in meiner Seele aller Schönheit der Natur und der Erhabenheit des Sternenhimmels“, so sprachen die Völker der siderischen Kulte und vertieften ihre Sagen über Götter, ja, nannten sich selbst deren Freunde, erkannten das Wollen in sich selbst als göttlich, erkannten Irrtum und Vernunft und Lustversklavung ihres Selbsterhaltungstriebes als äußerliches Übel, das man abwirft – doch blieben ihnen trotz alledem das Rätsel und die Gefahr, daß auch sie das Wesen des Göttlichen verkannten.

Die Vernunft – die gar nicht ahnt, daß ihr die Erkenntnis des Wesens der Dinge verschlossen ist – lockte alle Menschen von dem Wege zur Erkenntnis ab. Ihr Grundsatz, alle Wirkung müsse eine Ursache haben, ihr Zweckbedürfnis verzerrt und trübt die Schau. Da ein Wunsch zum Guten in der Seele lebt, so muß er doch auch einen Zweck haben, meint die Vernunft! Ja, am besten sogar einen doppelten Zweck! Er dient dem Unsterblichkeitwillen und dem Wunsche nach Lust, nach Glück! Durch das gute Handeln verdient sich der Mensch die Unsterblichkeit im Jenseits. Die Erfüllungen der Kultvorschriften gehören als Teil zu diesen guten Handlungen; sie sichern ihrerseits vor Leid und Not, und so dient also die gute Handlung zwei Zwecken. Sie sichert dem Menschen das Glück im

Leben („auf daß es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden") und die ewige Seligkeit nach dem Tode. Das böse Handeln aber bringt Unglück im Diesseits und Strafen, Wiedergeburten oder ewige Verdammnis nach dem Tode. Wir werden noch erkennen, wie sehr diese Zweckunterschiebungen dem innersten Wesen dieses Wunsches zum Guten Hohn sprechen, wie sie deshalb die Völker Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch fast unfähig machten, die so wundersame Wunschrichtung, die sie „gut" und mit ihres Gottes Willen wesensgleich nannten, in sich zur lebenskräftigen Entfaltung zu bringen, da sie solchen Irrlehren restlos erlagen.

Unabhängig von diesen Verzerrungen menschlicher Vernunft wollen wir hervorheben: das Kennzeichnende dieses Wunsches zum Guten besteht darin, daß er erhaben über Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit im Daseinskampf seine Werte aufstellt und weder immer zweckvoll, noch immer zweckwidrig ist. Ferner müssen wir ausdrücklich betonen, daß es der menschlichen Vernunft niemals gelungen ist und auch nie gelingen kann, den Begriff „gut" zu definieren. Alle Versuche müssen scheitern und tragen sehr oft das Gepräge der Phrase. Der Mensch kann immer nur Handlungen aufzählen, die dem Wunsche zum Guten entsprechen. Er kann auch von mehreren Handlungen, die in einem Augenblicke möglich wären, die bessere und die beste von allen herausgreifen, aber jeder Mensch wird dabei in einem anderen Grade des Einklanges mit diesem Wunsch des Guten entscheiden.

Lange hat man geglaubt, daß der Begriff des Guten zwar nicht vollkommen zu bestimmen („definieren") sei, daß aber jeder Mensch einen unbestechlich sicheren Maßstab des Guten in sich trage: das schon erwähnte Gewissen, das sich als Unruhe, als „schlechtes Gewissen" nach einer bösen Handlung regt und als „gutes Gewissen" eine Tat als gut bezeichnet. Aber die Vorstellung, dieses Gewissen sei eine zuverlässige Wertung, eine „Stimme Gottes" in uns, ist einer der unheilvollsten Irrtümer und hält die Menschen in unbeschreiblichem Grade von der Vervollkommnung

fern. Es gibt gar nichts in der ganzen Welt der Erscheinungen, das so wenig zuverlässig wäre wie die „Stimme des Gewissens“. Sie ist bei einem moralisch hochentwickelten Menschen ein hochempfindlicher Seismograph, der auf die geringsten Abweichungen mit einem großen Ausschlage antwortet, und sie ist bei anderen ein plumper schwerfälliger Apparat, der bei den stärksten Erschütterungen nur einen ganz schwachen Ausschlag zeigt. Aber viele Gewissen sind nicht so einheitlich in der Empfindsamkeit; es zeigen sich da die unwahrscheinlichsten Mischungen. Ein Mensch kann z. E. eine solch plumpe, schwerbewegliche Gewissensmaschine auf allen Gebieten des moralischen Handelns besitzen, sein Gewissen ist aber in Bezug auf die herrschende Unmoral, die sich „Gesellschaftsmoral“ nennt, ein hochempfindlicher Seismograph. Es gibt ferner z. B. in einem Gebirgsdörflein eine Gemeinde, die für den Begriff des Stehlens ein merkwürdig stumpfes Gewissen hat, aber in Bezug auf eine Art des Diebstahls, den Holzdiebstahl, ist ihr Gewissen ein empfindliches Meßgerät. Ja, die Verschiedenheit der Gewissen ist so groß, daß sie sich inhaltlich bei einzelnen Menschen vollkommen widersprechen können, so daß ein Mensch bei den gleichen Handlungen ein gutes Gewissen hat, die der andere verwirft, und umgekehrt. Wie unzuverlässig das Gewissen der Menschen ist, ersehen wir ja allein schon aus den widersprechenden Morallehren verschiedener Zeiten und Völker und den grauenvollen Massenmorden, Folterungen und Verbrennungen bei lebendigem Leibe, die im „Namen Gottes“ veranlaßt wurden.

Ein Begriff des Guten ist also weder durch die Vernunft noch durch das innere Erleben vollkommen zu fassen, es sei denn, daß ein Mensch sich bis zur Vollkommenheit umschuf, eine Möglichkeit, über die wir noch eingehender nachdenken werden.

Es ist nun wichtig zu wissen, ob auch im Tierreiche schon dieser Wunsch zum Guten in der Seele bemerkbar ist. Da wir lediglich auf die äußere Beobachtung angewiesen sind, dürfen wir diese Frage nicht verneinen, um so mehr, als manche Beobachtungen

am Haustier uns nachdenklich machen. Wenn der Hund im engen Umgang mit der wachen Seele des Menschen von diesem dadurch charakterlich erzogen wird, daß er Strafen erleidet, wenn er die Gebote übertritt, so entwickelt sich bei ihm ein sehr sicheres Schuldbewußtsein, und er zeigt nach einer solchen Handlung, die dem Gebote widerspricht, ähnlichen Gesichtsausdruck, ähnliches Verhalten wie das Kind in der gleichen Lage. Wir könnten nun meinen, dies sei lediglich der Ausdruck der Angst, da sein Verstand ihm in unbewußter Anwendung des Kausalitätsgesetzes die Folgen weissagt. Wenn wir aber erleben, daß ein gutgearteter Hund durch Strafen und Belohnung viel weniger zum Gehorsam veranlaßt wird als durch Lob und jenes schlechte Gewissen auch zeigt, wenn wir keine unangenehmen Folgen an seine Handlung reihen, so müssen wir schon sagen, daß ein derartiges Tier den Wunsch zum Guten, den es ganz wie das Kind mit den Wünschen seines Herrn gleichstellt, in sich besitzen muß, wenn er auch in ihm, dem unterbewußten Tiere, nur weit stärker erweckt wurde durch das Zusammenleben mit dem bewußteren, wacheren Menschen.

Viel deutlicher als bei dem Wunsche zum Guten treten die ersten Anfänge eines zweiten wunderbaren Wunsches des Willens schon bei den niederen Lebewesen zutage. Aber erst bei dem Menschen ist dies Wünschen bewußt als ein Wohlgefallen an bestimmten Formen, Farben und Bewegungen, die das Auge wahrnimmt, und an Tönen, Zusammenklängen und Rhythmen, die das Ohr dem Gehirn zuträgt. Er hat diesen Wunsch seines Willens den Wunsch zum Schönen genannt. Vergeblich hat seine Vernunft sich bemüht, ihn begrifflich umfassend klarzulegen. Im Grunde aber kann er ihn immer nur umschreiben; er wählt dann andere Worte, spricht von Harmonie, von Rhythmus, von Übereinstimmung von Form und Inhalt, von Melodie usw. Ebenso wie bei dem Wunsch zum Guten kann er natürlich sehr vieles aufzählen, was für ihn schön ist oder was er häßlich nennt. Die Begriffsbestimmungen des Schönen, die die Menschen in Überschätzung ihrer Vernunft versuchten, sind oft ganz ähnlich wie die des Guten so phrasenhaft ausgefallen,

daß in unserem Jahrhundert das Gute, besonders aber das Schöne selbst zur „Phrase“ herabgewürdigt wurde. Das Schöne kann also ebenso wie das Gute nur innerlich erlebt werden, aber auch hier ist der Grad der Wachheit dieses Wunsches im einzelnen Menschen unendlich verschieden. Auch für die Entscheidung zwischen Schön und Unschön findet sich in jedem Menschen eine unbeirrbare Stimme, die zufrieden ist, sobald sein Schönheitswunsch befriedigt, unzufrieden, sobald er verletzt ist. Wir können sie ruhig das „Schönheitsgewissen“ nennen. Wenn der Wunsch zum Schönen von religiösen Vorstellungen entfaltet und hochgewertet ist, wie z. B. im griechischen Volke, so wird er in den meisten weit lebendiger und kraftvoller betont, erfährt eine reichere Erfüllung, als wenn die Religion, wie z. B. das christliche Evangelium, sich gleichgültig oder gar feindlich diesem Wünschen des Willens gegenüberstellt.

Das Schönheitsgewissen ist ebenso unzuverlässig wie das Gewissen für Gut und Böse. Es ist ebenso wie dieses bei dem hochentwickelten Menschen ein empfindlicher Seismograph, beim stumpfen Menschen eine plumpe schwerfällige Maschine, die nur bei den stärksten Erschütterungen einen kleinen Ausschlag gibt; und auch dieses Schönheitsgewissen unterscheidet sich nicht nur durch den Grad des Ausschlages, sondern das Gewissen der Hochentwickelten widerspricht fast immer dem der Stumpfen.

Daß dieser Wunsch zum Schönen, wenn auch unbewußt, in aller Erscheinung lebt, haben wir schon erkannt. Bei der Besprechung der darwinistischen Entwicklungslehre betonten wir unsere Erkenntnis: Dieser Wunsch zum Schönen spielt eine so allgewaltige Rolle in allen Lebewesen, daß er immer in Erscheinung tritt, die Form bestimmt, sobald es die Selbsterhaltung nur irgend ermöglicht, und daß er dem Kampfe um das Dasein so wenig wie möglich opfert. Wenn wir die Erscheinungswelt in ihrer Einheitlichkeit erkennen, so wird es uns dann auch nicht wundern, daß gerade die Tiere mit unförmigen, häßlichen Körperformen ausgestorben sind. Es war das sicherlich nicht lediglich ihrer Unbeholfenheit im Daseinskampf

zu danken. Ja, die Einheitlichkeit dieses unbewußten Wollens des Schönen in allen Erscheinungen ist so groß, daß auch das Zusammenstimmen der Pflanzen- und Tierformen einer bestimmten Landschaft sich überraschend im Einklang sieht mit dem Wunsche zum Schönen, wie er in uns lebt. Aber nicht nur in der unbewußten Schöngestaltung aller Erscheinung offenbart sich dieser Wunsch zum Schönen in den Lebewesen, sondern wir können erste Ansätze seines Bewußtwerdens in der Tierwelt nachweisen. Es sei hier nur an die durch Darwins Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl so bekannt gewordene Erzählung des italienischen Reisenden Beccari erinnert. Unter den durch ihre wunderbare Farbenpracht ausgezeichneten Paradiesvögeln (die Männchen der Tiere tragen bunte Gefieder, die Weibchen können sich soviel Schönheit, weil sie unersetzlicher für die Art sind, nicht leisten) gibt es eine unscheinbare schwarzbraungefärbte Vogelart, Amblyornis inornata. Das Männchen dieser Art baut zur Paarungszeit ein Liebesgärtchen, einen großen, mit weißem Sand bestreuten Platz, den es eifrig mit glänzenden Steinen und bunten Beeren schmückt, um hierdurch wahrscheinlich auch das Weibchen zu erfreuen. Der Erfolg dieser Bemühungen kann aber nur darauf beruhen, daß dem Weibchen dieses buntgeschmückte Gärtchen gefällt. Ebenso verrät sich auch das Wohlgefallen an bestimmten Tonfolgen schon in der Tierwelt, denn es scheint durch viele Beobachtungen außer Zweifel, daß das Vogelweibchen, welches ja durch W e r b u n g gewonnen werden muß, durch den Gesang der Singvögel zur Paarungszeit angeregt zu werden vermag. Beide angeführten Fälle zeigen den innigen Zusammenhang, den dieses erste Bewußtwerden des Schönheitswunsches mit dem Fortpflanzungstriebe hat. So hebt dieser Trieb das Tier, das sonst noch ganz restlos dem Daseinskampfe verfallen ist, über ihn zum höheren Leben empor, insofern, als mit seiner sexuellen Erregbarkeit hier eine Freude am Schönen verknüpft ist.

Nun wundert es uns nicht mehr, daß auch beim Menschen die ersten Anfänge des bewußten Schönheitswunsches, z. B. die erste Freude an der Musik, mit der Liebesbegeisterung verwoben

ist. Später wurde dann die Musik mit der Kampferregung als Kriegsgesang verknüpft, und von diesen beiden Quellen aus hat sie sich mehr und mehr vergeistigt.[1]. Der Begriff der Schönheit deckte sich daher in den frühesten Zeiten bei der Bewertung des andern Geschlechtes mit dem, was den Paarungswillen weckte, und der bunte Steinschmuck der Wilden erinnert noch gar sehr im „Geschmack“ und in seiner Wirkung an das Liebesgärtchen des Kolibris. Das Vogelmännchen konnte noch nicht bei der Werbung wie der Mann das Weib selbst mit bunten Steinen schmücken, so legte es dem Vogelweibchen das Kleinod zu Füßen!

Aber von dieser Quelle aus entfernt sich in steter Vergeistigung der Wunsch zum Schönen, einer Vergeistigung, die den Schönheitswillen immer deutlicher und entschlossener loslöst von jeder das Leben erhaltenden Aufgabe.

Welch ein gewaltiger Schritt der Loslösung von der zweckbeherrschten Endlichkeit war es, als einer unserer ältesten Menschenvorfahren zum erstenmal mit einem stumpfen, halb unbewußten Lächeln des Wohlgefallens eine Form der Umwelt betrachtete, zum erstenmal Schönheit bewußt wahrnahm, ein Gestein oder ein Lebewesen mit Aufmerksamkeit beachtete, obwohl sie keine Beziehung zum Daseinskampf hatten, obwohl sie auch seine Sexualität nicht erfreuen konnten. Da erwachte der teilnahmslose, stumpfe Geist des Tieres – der nur das wahrnimmt, was bedroht, was eßbar oder sonst irgendwie nützlich ist – zu einem Wollen, das zuvor niemals kraftvoll genug war, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. In jener wunderbaren Stunde hat wohl der Vorfahre für ein kurzes Weilchen den verklärten Blick gezeigt, der den Menschen wie aus einer anderen Welt erscheinen läßt, sobald er seine Seele von den dürftigen Nützlichkeitsfragen des Daseinskampfes befreit und sie einem jener wundersamen Wünsche widmet. Aber spärlich und flüchtig genug mögen jene ersten Erlebnisse der Vertiefung in die Schönheit einer für den Daseinskampf gleichgültigen Erscheinung wohl gewesen

[1] Siehe Mathilde Ludendorff: „Der Minne Genesung“

sein; zu selten waren die Augenblicke, in denen das Leben nicht bedroht war! Es liegt etwas Ergreifendes und Rührendes gerade in der unsagbaren Dürftigkeit jenes ersten Erlebens, das der Uranfang von all denn gewaltigen Kunsterleben höherer Kulturen war.

Machtvoller aber als dieses erste Genießen des Schönen muß das Erleben in jenem Menschen gewesen sein, der, erschüttert von diesem Wohlgefallen, den scharf gerandeten Stein ergriff und mit schüchterner, ungeschickter Hand den ersten schwachen Versuch machte, dieses Erleben der Schönheit Erscheinung werden zu lassen (wie Schopenhauer sagt: zu „objektivieren“), in Stein oder Sand die wunderbare Form wiederzugeben. Nun adelte der Mensch allmählich seinen Daseinskampf durch solches Wünschen und solches Wiedergeben. Er „verschönte“ sich seine Geräte durch die Verzierung mit den bewunderten Linien und schuf so den Anfang all der erhabenen Kunstwerke.

Aber die unselige Vernunft, die den Wunsch des Guten so früh schon in das Joch der Zweckgedanken gespannt hatte, duldete auch nicht lange die zwecklose Reinheit des Wunsches zum Schönen. Weil das Erleben dieses Wollens so merkwürdig frei machte von dem Daseinskämpfen und -wollen, so kam es doch wohl aus einer anderen und höheren Welt, also natürlich aus der Welt der Geister, der Dämonen! Da bemächtigte sich bei all jenen Völkern, deren „Urreligion“ angstdurchsetzter Seelenkult war, die Dämonenangst dieser ursprünglich reinen Freude am Schönen, die die ersten Ornamente schuf. Die Vernunft flüsterte der Seele ein, daß diese ersten Kunstwerke, diese Linien, einen Zweck haben. So wurden sie in den Dienst des Seelenkultes gestellt. Das Ornament wurde ein Zauber, mit dem man in wirksamster Weise die Dämonen beschwören konnte, und diente von da ab zur Beruhigung der Angst vor den Geistern.

Andere Völker, die größere Ruhe gegenüber Tod und Schicksalsschlägen zeigten, die nur ehrfürchtiges Staunen vor dem Göttlichen erlebten, verwoben den Wunsch zum Schönen inniger mit den

religiösen Vorstellungen, wenn auch lange nicht so allgemein wie den Wunsch zum Guten. Aber nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach war diese Verwebung bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene, und ganz im allgemeinen erschien er den Heilslehren der Religionen weit weniger wichtig als jener andere Wunsch. Das hatte den großen Vorteil, daß er lange nicht so sehr vom Zweckmäßigkeitsfanatismus entstellt und verzerrt wurde und deshalb viel gewaltigere Entfaltungen erlebte, wie es uns z. B. die Blütezeiten der Kulturen durch unsterbliche Kunstwerke beweisen.

Niemals wurde der Wunsch zum Schönen wie der Wunsch zum Guten zur Voraussetzung der Erlangung der Unsterblichkeit nach dem Tode, wohl aber verwob er sich in hohem Grade mit der religiösen Ehrfurcht und wurde das erhabene Mittel, diese zum Ausdruck zu bringen. Wo immer man das Göttliche darzustellen wagte, wurde es „schön“ gestaltet. So war das religiöse Empfinden eine gewaltige Anregung für das künstlerische Schaffen. Die Gottheit verlangte nicht den Wunsch zum Schönen wie den zum Guten, aber sie war selbst der Inbegriff aller Schönheit. Die Verbindung des Schönheitswunsches mit dem der religiösen Ehrfurcht führte zu einer ganz eigenartig abgewandelten Erscheinungsform, die sich am besten mit dem Ausdruck „erhaben“ bezeichnen läßt und in unserer Kultur ihren vollendeten Ausdruck in dem gotischen Baustil und in Johann Sebastian Bachs Musik findet.

So also hat der Mensch in seiner Ehrfurcht vor dem Mythos den Wunsch zum Schönen zum Ausdruck gebracht; wie aber verhielt sich der Mythos diesem Wunsche gegenüber? In der griechischen religiösen Vorstellungswelt findet sich in Andeutungen und in der sokratischen Philosophie in klaren Worten die innigste Verwebung, die höchste Bewertung des Wunsches zum Schönen, wird er doch hier dem Wunsche zum Guten sogar gleichgestellt („Das Schön-Gute“) und somit fast zur Forderung der Gottheit an die Menschen. Aber viele Religionen haben im Gegensatz dazu auch den Wunsch zum Schönen als gefährlich bezeichnet. In den indischen Veden

wird vor ihm gewarnt, weil durch ihn das Blendwerk, die „Maya“, an Macht über den Menschen gewinne. Doch es sprechen aus den Legenden und Gleichnissen des Jisnu Krischna und der Legende des ersten Menschenpaares „Adima und Heva“ stark entfalteter Schönheitssinn und Liebe zu allem Schönen; dagegen haben jüdische Bibelschreiber, die diese indischen Lehren und Legenden entlehnten, sie ihrer Schönheit beraubt.

Im Urchristentum wie auch in den alttestamentarischen Schriften bestand ein merkwürdig hoher Grad der Gleichgültigkeit gegenüber dem Wunsch zum Schönen; so blieb er denn unentwickelt, und eine religiöse Bau- und Bildkunst im Sinne der abendländischen Kultur entstand nicht. Im „abendländischen“ Christentum wurde der Wunsch zum Schönen sofort viel wichtiger; er wurde unter bestimmten Umständen zum Bösen, unter anderen wieder zum Guten. Soweit das Schöne die Minnebegeisterung zu wecken vermag, ward es dem Bösen gleichgestellt. Im übrigen blieb der Wunsch zum Schönen ganz wie im Urchristentum etwas recht Belangloses, Unwichtiges. Nur überall da, wo sich die Sehnsucht der nordischen Christen nach dem ererbten Gotterleben in einem schöpferischen Umdichten des Christentums in Kunstwerken kundtat, die in äußerlich christlichem Gewande nordisches Gotterleben und nordische Schönheitsideale ausdrücken, da war das Schöne gottwohlgefällig, denn es diente zur Verherrlichung der Kirchen und ward gefördert. So wird denn das Schönheitsgewissen durch die religiösen Vorstellungen der christlichen Kirchen in einer ganz eigenartigen Weise gestaltet und dem Gewissen von Gut und Böse einverleibt, aber leider in etwas anderem Sinne als in Griechenland. Das sexuell „Schöne“ ist verabscheuungswert, ist böse. Das Schöne aller „weltlichen“ Künste ist gleichgültig und unwichtig. Das das Christentum umdichtende, verherrlichende Schöne aber ist gut. Hierdurch konnte sich in den abendländischen Kulturvölkern – solange der christliche Mythos noch unantastbar war – der Wunsch zum Schönen nur da voll ausleben, wo er bis zur Schöpferkraft entfaltet war, wo das Genie mühelos sein gewaltiges Schönheits-

empfinden den Erzählungen des Christentums andichtete, jenen Erzählungen, die selbst so merkwürdig frei sind von dem Wunsche zum Schönen.

So sehen wir in den christlichen Völkern die ganz widersinnige Tatsache, daß die herrlichsten Schöpfungen der Musik, der Baukunst und der Bildkunst für eine Glaubenslehre geschaffen wurden, die selbst von sich aus gar nicht daran dachte, den Wunsch zum Schönen in ihren Gläubigen zu wecken und zu pflegen. In den vollendet schönen Domen erklingen die Harmonien einer vollendet erhabenen Musik; aber die Gläubigen in diesen Kirchen sind im Durchschnitt unsagbar stumpf geblieben in ihrem Wunsch zum Schönen und wissen das Erhabene, das ihnen in den Kunstwerken geboten wird, kaum wahrzunehmen. Ihnen ist diese Kunst selbst nicht wie den Griechen das ersehnte, bewußte Erleben, sondern die meisten beschwichtigen durch Gebet und Opfer ihre Dämonenfurcht. Ihre überladenen Altäre sind daher oft der Beweis ihres verkümmerten Gewissens der Schönheit.

Die Kunst des Mittelalters, die Fülle schöpferischen Willens trotz der engen Umgrenzung des Erlaubten, gibt uns schon jetzt ein wichtiges Erkennen. Wenn wir sie mit der unsagbaren Dürftigkeit der Schaffenskraft des darwinistischen 20. Jahrhunderts vergleichen und dabei bedenken, daß der Künstler ungehemmt alle Stoffe darstellen durfte, daß er auch bis ins Kleinste die Möglichkeit hatte, die Form ohne jede Anlehnung an das Herkömmliche zu wählen, so bleibt uns gar nichts anderes übrig, als die Zeit der Herrschaft des Darwinismus als Unfruchtbarkeit zu benennen. Dies hat seinen einfachen Grund darin, daß das Gotterleben zum Schaffen befruchtet (eine Fremdlehre kann hier noch zu ihrem Umdichten durch Schaffen regelrecht anspornen), daß aber nüchterner Materialismus die Seele verödet, sie unfruchtbar macht. Selbstverständlich verstehen wie hier unter dem „Gotterleben“ nicht etwa einen Dogmenglauben und unter dem durch dieses befruchteten Kunstwerk nicht etwa allein religiöse Werke im engeren Sinne, und selbstverständlich

erkennen wir auch in jener Fruchtbarkeit des Mittelalters die unselige Einengung und die Verzerrung des Schaffens. Nur ideenarme Talentbetätigung bleibt, wenn das Gotterleben im Materialismus erstickt ist.

Alle übrigen Auswirkungen des Wunsches zum Schönen blieben – wie schon erwähnt – unter dem Einflusse religiöser Lehren auf einer unsagbar tiefen Stufe; deshalb ist so wenig Schönheit in dem Alltagsleben der christlichen Kulturvölker verwirklicht. Jeden Menschen, der sich nur einmal die Zeit nahm, sich das schönheitsreiche Alltagsleben unserer Ahnen der vorchristlichen Jahrtausende vorzustellen – wie es uns aus den Gräberfunden, besonders der Bronzezeit, bezeugt ist –, faßt ein Grauen über das Häßliche des Lebens unserer Tage.

Neben diesem Wunsch zum Guten und zum Schönen war da endlich eine ganz eigenartige Neugierde im Menschen, die ihn drängte, die Erscheinungen seiner Umgebung in ihren Zusammenhängen zu erfassen, die allerdings in ihren ersten schwachen Anfängen sehr wohl verwechselt werden konnten mit dem Triebe der Selbsterhaltung. Denn dieser verlangte gar oft ein Erkennen der ursächlichen Zusammenhänge der Dinge. Durch das Begreifen der Gesetze der Umwelt konnte der Feind ja oft unschädlich gemacht werden. Sahen wir doch gerade in diesem Umstande einen Ansporn zur Höherentwicklung des Verstandes zur Vernunft. Die Gesetze der Witterung, die Lebensbedingungen der Feinde, die Gesetze der Krankheiten zu erforschen, das war doch wahrlich wichtige und nützliche Arbeit des Daseinskampfes! Und wie wertvoll war es erst, durch Forschen den Willen der Götter zu erfahren! Die Sterne, der Flug der Vögel, die Stimme des Windes wurden von diesem Wunsche befragt, und so diente er dem Kampfe ums Dasein. Je machtvoller sich aber diese Neugierde in einzelnen, seltenen Menschen entfaltete, und je größer das Forschungsgebiet durch die Erkenntnisse vergangener Geschlechter wurde, um so mehr zeigte es sich, daß der Zusammenhang mit den Wünschen des

Daseinskampfes nur gelegentlich vorhanden war. Ja, je höher sich der Erfahrungsschatz vergangener Geschlechter türmte, desto klarer löste sich dieser Wunsch von dem Zusammenhang mit den Nützlichkeitserwägungen des Daseinskampfes.

Merkwürdigerweise lockte dieser Erkenntnisdrang auch dann den Menschen unwiderstehlich zur Wahrheit, wenn die Forscherarbeit eines ganzen Lebens nicht einen einzigen Vorteil im Daseinskampf zeitigte, ja, selbst wenn ganz im Gegenteil dies Forschen und dessen Früchte den Menschen in Lebensgefahr brachten, wie dies besonders durch den grausamen Kampf der Kirchen gegen die Forscher nur zu häufig der Fall war. Die Geschichte ist reich an Beweisen, daß Forscher um dieses Wunsches willen ihren stärksten Trieb, den Trieb der Selbsterhaltung, überwanden; sie erlitten um seinetwillen qualreiche Verbrennung bei lebendigem Leibe (Giordano Bruno nach sieben Jahren Kerker und Folter).

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß dieser dritte Wunsch im Gegensatz zu den beiden übrigen in den ersten Ansätzen noch ganz im Dienste des Zwecks stand. Er hat eine weit innigere Verwebung mit der Vernunft selbst. Während der Wunsch zum Guten die Handlungen leitet, der Wunsch zum Schönen die Wahrnehmungen wertet, ist dieser Wunsch der Lenker des Denkens und als solcher mit der Vernunft verknüpft. Die Gesetze der Logik sind das Rüstzeug, durch das sich der Wunsch zur Wahrheit die Erfüllung verschafft. Aber er ist durchaus nicht auf diese Art der Mitwirkung, auf die Hilfe der Vernunft allein angewiesen. Ganz im Gegenteil erlebt er seine tiefsten Erkenntnisse nicht durch sie, sondern durch die innere Wahrnehmung, das Erlebnis des Ichs, das wir Intuition oder schöpferische Schau nennen. Zur reichsten Entfaltung gelangt dieser Wunsch nach Erkenntnis der Wahrheit nur dann, wenn die Vernunft hoch entwickelt, die Denk- und Urteilskraft also kristallklar, aber auch die schöpferische Schau kraftvoll ist. Ist diese selbst stark entwickelt, die Denk- und Urteilskraft aber nur gering entfaltet, so erlebt der Mensch neben verblüffend

tiefen Erkenntnissen ganz irrtümliche, unbrauchbare Denkresultate. Matte schöpferische Schau ist am wenigsten bei der Erforschung der Gesetze der Erscheinung hinderlich; hierzu bedarf es hauptsächlich einer kraftvollen Vernunftentwicklung. Daher strömen diese Begabungen immer wieder der Forschung der Naturwissenschaften zu. Hierdurch stehen aber diese Wissensgebiete in der großen Gefahr, das Erkennen der Wahrheit durch das Erlebnis des Ichs zu sehr zu unterschätzen. Sie stehen in der Gefahr, dem Materialismus (im naturwissenschaftlichen Sinne) zu verfallen.

Wegen des innigen Zusammenhanges des Wunsches zum Wahren mit der Vernunft ist es uns – ganz im Gegensatz zu dem Wunsche des Schönen und Guten – eher möglich, ihn klar zu umreißen. Wir können sehr wohl sagen: das Wahre ist die Übereinstimmung des Tatsächlichen mit dem Vorgestellten oder dem Erlebten.

Der Wunsch zur Wahrheit ist also der Wunsch, immer mehr Vorstellungen zu besitzen und anderen zu geben, die sich mit dem Tatsächlichen decken, und hierdurch in das Wesen der Dinge einzudringen. Die Sehnsucht nach solcher Erkenntnis durch das Denken ist aber nicht etwa auf das Erkennen der Gesetze der Erscheinungswelt (Naturwissenschaft) und das Erkennen des innersten Wesens des Lebens (philosophische Wissenschaften) beschränkt, sondern sie wünscht auch die Übereinstimmung der Vorstellungen über die eigene Seele, die wir und andere von uns haben, mit dem Tatsächlichen. Sie erstrebt Selbsterkenntnis und „Echtheit“ – im Gegensatz zur Heuchelei und Verstellung – und Wahrhaftigkeit in Wort und Tat gegenüber den andern.

So greift also dieser Wunsch des Denkens in der letztgenannten Auswirkung über zu dem Wunsch des Handelns, dem Wunsch zum Guten. Diese letztgenannte Teilauswirkung des Wunsches – die Forderung der Wahrhaftigkeit – wurde schon früh bei vielen Völkern im Sittengesetz bewußt gepflegt. Durch sie wurde der

List im Daseinskampfe entgegengewirkt. Dieser Teil des Wunsches erwacht, von Moralunterweisungen unterstützt, auch früh schon im Kinde und prägt sich dem Gewissen von Gut und Böse ein. Im übrigen aber wird der Wunsch nach Wahrheit durch Denken von all den Religionen, die einem starren Dogma zuliebe Erkenntnisse der Wissenschaft fürchten müssen, nur sehr bedingt geduldet. Deshalb ist er nur in wenigen Menschen voll entwickelt. Nur in ihnen gibt es ein Gewissen des Wahren, wie es ein Gewissen des Guten und ein Gewissen des Schönen gibt. Es läßt sich z. B. als eine Unruhe vernehmen, wenn bei der wissenschaftlichen Forschung oder bei der Selbstprüfung oder endlich bei der Charakterbewertung des Mitmenschen irgendwelche Affekt- und Triebwünsche, irgendwelche Regungen anderer Art – z. B. Wünsche und Hoffnungen des Glaubens das logische Denken in seinem unbeirrbaren Wege ablenken wollen. Das höchstentwickelte Gewissen des Wahren aber zeigt die lebhafteste Unruhe, wenn es eine schöpferische Erkenntnis der Vernunft geopfert hat, weil diese sich auf Gebieten für urteilsfähig hielt, zu denen sie nicht hindringen kann. Eine köstliche Befriedigung aber erlebt dieses Gewissen des Wahren, wenn der Wunsch zum Wahren bei dem Denkakte über alle störenden Wünsche auch in den schwierigsten Fällen siegt.

Die Christen gerieten in eine ganz besonders starke Feindschaft gegenüber diesem Wunsche des Forschens nach der Wahrheit, und dies ist der Grund, weshalb er in den meisten Menschen unserer Umgebung so unbegreiflich matt und stumpf geworden ist. Die Hüter der Mythen und Dogmen hatten nur ein Interesse daran, die Wahrhaftigkeit in Wort und Tat als Tugend zu unterstützen. Der Wunsch der Wahrheit im Forschen war, sofern er dem Mythos keine Gefahren brachte, im übrigen gleichgültig. Aber je weiter die Vernunft in ihrer Erkenntnis schritt, desto häufiger geriet sie in feindseligen Widerspruch mit den Dogmen und erlebte Feindseligkeit, Haß, Verfolgung von seiten des Christentums. Und so wurde denn gerade in unserer Kultur der Wunsch zur Erkenntnis des Wahren noch viel öfter und erbitterter bekämpft, als nur je

der Wunsch zum Schönen selbst in den fanatischsten Zeiten des asketischen Ideals befehdet worden war. Und dies ist begreiflich. Jeder religiöse Mythos steht zur Zeit seines Entstehens sehr wohl im Einklang mit den herrschenden Erkenntnissen der Umwelt. Wird er aber in den folgenden Jahrhunderten als unabänderliche Glaubenswahrheit gelehrt, wie der christliche, so gerät er in verhängnisvollen Zwiespalt mit der immer tiefer dringenden Erforschung der Wahrheit. Je weiter die menschliche Vernunfterkenntnis sich durch die immer reichere Erbschaft der Kenntnisse vergangener Geschlechterfolgen bereichert und vertieft, desto mehr mußte sie zum gefürchteten Feinde der Dogmen werden, und sie hat ja bisher auch allen „Religionen" die Lebenskraft schließlich genommen. So fand denn der Wunsch zum Wahren bedingter noch als der Wunsch zum Schönen Einlaß in die Reihe der „Tugenden". Nur sofern er die Dogmen nicht erschüttert, ist er gut; im entgegengesetzten Fall ist er Teufelswerk und wird wie die „schöne" Hexe verbrannt. Waren nun schon die anderen Wunschrichtungen durch die Einengungen und Zweckverwebungen zum Teil entstellt, so wurde die Liebe zur Wahrheit durch den befohlenen Glauben an die absolute Wahrheit des christlichen Dogmas in ganz ungeheuerlicher Weise bedrückt. Und so lange dieses Dogma noch unangreifbar war, konnte sich der Wille zur Erkenntnis der Tatsächlichkeit wegen des kirchlichen Druckes nur beim Genie klarste Bewußtheit erhalten.

Weil dieser Wunsch zur Wahrheit an das Erkennen durch die Vernunft so eng gebunden ist, kann er beim Tiere noch nicht einmal in jenen schwächsten Ansätzen bewußt werden, die wir für den Wunsch zum Schönen bei jenem Kolibri und bei den Singvögeln nachweisen konnten. Denn wir dürfen ihn ja nicht verwechseln mit dem vom Selbsterhaltungstriebe befohlenen Willen, die schädlichen und nützlichen Erscheinungen der Umwelt zu beobachten. Aber ebenso, wie wir behaupten durften, daß alle Lebewesen unbewußt sich so schön gestalten, wie es nur eben die Selbsterhaltung zuläßt, so sind sie auch so wahrhaftig, so „echt", wie es der Kampf um das Dasein gestattet. List und Verstellung sehen wir nur als Retter aus

der Todesnot verwertet. Und ganz ähnlich wie die häßlichen Tiere die seltenen sind, sind auch die listigen die Ausnahmeerscheinungen. Der vom menschlichen Standpunkt aus brutale, selbstische Kampf ums Dasein zeigt sich bei jedem Tiere gewöhnlich ohne einen Versuch der Verhehlung der Absichten. Ebenso werden die Wünsche der Sexualität in der Tier- und Pflanzenwelt mit natürlicher „Echtheit“ zum Ausdruck gebracht. Kurz, es zeigt sich bei allen lebenden Wesen – mit den seltenen Ausnahmefällen der List in der Todesnot – eine Übereinstimmung der Beweggründe mit dem Verhalten. Deshalb sind wir berechtigt zu sagen: Der Wunsch zur Wahrheit äußert sich als unbewußter Wesensbestandteil aller Lebewesen durch die Übereinstimmung der Willensantriebe mit dem wahrnehmbaren Gebaren. Wir werden sehen, wie weit die Menschen unter der Herrschaft ihrer Vernunft von dieser Wahrhaftigkeit abirrten und wie nur ein Bruchteil des Wunsches zur Wahrheit als „Forschersinn“ den Irrwegen entging. An diesem Abirren trugen die verworrenen Moralforderungen der Menschen nicht zum geringen Teil Schuld, welche in gänzlicher Unkenntnis der Entwicklungsgeschichte und der seelischen Gesetzmäßigkeiten oft ganz unsinnige Forderungen an die Menschen stellten und sie in ganz eigenartiger Weise zu verbiegen trachteten.

Es wäre sehr fesselnd und lehrreich, das Schicksal der genannten drei Wünsche innerhalb der verschiedenen Rassen, innerhalb der verschiedenen Religionen und endlich innerhalb der verschiedenen Stufen einer einzigen Kultur vergleichsweise zu betrachten; wir müssen uns aber damit begnügen, nur einzelnes zu erwähnen. So möchte ich z. B. an das verschiedene Schicksal des Wunsches zur Wahrheit in den christlichen Lehren und in den verwerteten indischen Religionsquellen erinnern. So unmöglich und unannehmbar der indische religiöse Mythos unserer Entwicklungsstufe der Naturerkenntnis ist, und so gekünstelt und widernatürlich all die Versuche der Anthroposophen und Theosophen sind, Krischna- und Buddhalehren etwas anders zugeschnitten als im Neuen Testament zu predigen, so wenig dürfen wir uns der Tatsache verschließen,

wie hoch die Krischna- und Buddhalehren trotz ihrer alle Volkserhaltung gefährdenden Moral noch über vielen der verzerrten Entlehnungen stehen. Dies zeigt sich vor allem in der Wertung des Forscherwillens nach Erkenntnis, den diese Lehren indischer Verfallszeit noch ebenso hoch ehren wie die alten indischen Lehren der Veden. In ihnen sehen wir einen unerschütterlich ernsten, inbrünstigen Willen, die Wahrheit über die letzten Fragen zu erforschen, und deshalb auch eine Hochentwicklung des philosophischen Interesses und Spürsinnes, welche in einem eigenartigen Widerspruch steht zu der gänzlichen Hilflosigkeit ihrer Naturerkenntnis. Bei vollständiger Ahnungslosigkeit und Unkenntnis über die elementarsten Naturgesetze, bei kindlich verschwommenen Vorstellungen über die einfachsten Zusammenhänge der Umwelt, herrscht ein ausschließlicher, unbändig starker Wille, das Rätsel des Lebens und des Todes zu erfassen. Neben diesem brennenden Verlangen nach den tiefsten Erkenntnissen schwindet fast der Anteil am eigenen persönlichen Schicksal, und daraus folgt dann das zweite erschütternd erhabene, auch unseren Ahnen eigene Freisein von dem erbärmlichen Wimmern nach Glück, welches den Menschen ihrem Schicksal gegenüber eine so furchtbar würdelose Haltung gibt. Das Schlimmste, was der Inder sich denken kann, ist denn auch nicht die Sünde, sondern der Irrtum, nicht das Versagen des Wunsches zum Guten, sondern das Versagen des Wunsches zum Wahren. Und während der Christ seinen Unsterblichkeitwillen mit Glücksehnen innig verwoben hat und das Leben nach dem Tode ihm „ewige Seligkeit" ist, ersehnen die alten Inder, unsere Blutsbrüder, das unsterbliche Leben nach dem Tode, weil es die Erkenntnisse der letzten Geheimnisse verheißt. Aber freilich, der Inder hatte auch keinen Grund zur Erbitterung gegenüber dem Wunsche nach Erkenntnis der Wahrheit! Da er von vornherein die „Maya" der Erscheinungswelt verachtete, dachte er gar nicht daran, die Umwelt naturwissenschaftlich zu erforschen, sondern widmete sich nur dem philosophischen Sinnen. So wurde der Mythos niemals durch den Wunsch nach Erkenntnis der Wahrheit erschüttert und konnte sich freihalten von Feindschaft und Erbitterung, weil sich die indische

Kultur frei von Fortschritten in der Naturerkenntnis hielt, also eine ganz andersartige Verwebung des Wunsches zum Wahren und des Wunsches zum Guten mit dem Unsterblichkeitwillen unternahm.

Entsprechend unserem Erbgut und dem durch keinerlei Grausamkeit und Gewalt einzudämmenden Ringen unseres Volkes nach Freiheit und Wahrheit, zeigt sich auch eine allmähliche Wandlung des Schicksals jener Wünsche, ein allmähliches Loslassen von den plumpen Zweckverwebungen. Wir erkennen das Tröstliche, daß die plumpen Zweckverzerrungen, die wir besonders hinsichtlich des Wunsches zum Guten in der „heiligen Schrift" der Christen antreffen, allmählich nicht mehr befriedigen und an ihre Stelle nun verfeinerte Zweckverwebungen treten. Ja, wir erkennen, wie der Christ die Lockerung der Wünsche vom Zweck insofern anstrebt, als er die ursprüngliche Verwebung des Wunsches zum Guten mit dem Unsterblichkeitwillen allmählich aufgibt und ihn schließlich nur noch mit dem Willen zum Glück verschwistert. Innerhalb der christlichen Kirche sehen wir in der vorlutherischen Zeit eine ganz plumpe Zweckmäßigkeit der guten Werke, die die alttestamentarischen Handelsbeziehungen mit Jahweh noch übertreffen. Man konnte sich mit guten Werken nicht nur die Erlassung einzelner Sünden, nein, auch die „ewige Seligkeit" erkaufen. Man konnte für Verstorbene, denen dieser Handel im Leben nicht voll geglückt war, durch gekaufte Seelenmessen die Strafzeit abkürzen. Ja, es gab sogar einen „Überschuß an guten Werken" (bei den Heiligen) und dieses „Habenkonto" konnte für das „Sollkonto" anderer Schuldner nutzbar gemacht werden. Offenherziger konnte die Nützlichkeitsherrschaft über den Wunsch zum Guten nicht zum Ausdruck gebracht werden. Sie befriedigte denn auch den tieferen Menschen nicht.

Da entdeckte im 16. Jahrhundert Luther ein Bibelwort, das zu seiner Freude dem Handel mit den guten Werken entschieden widerspricht und geeignet war, den Wunsch zum Guten von dem Zweckgedanken mehr zu befreien oder zum mindesten den letzte-

ren mehr zu verschleiern. Schon dies allein wirkte auf Luther wie Befreiung von denn großen Drucke einer unwürdigen Auffassung. Er fand in der Bibel die Worte: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht wird nicht durch des Gesetzes Werke, sondern allein durch den Glauben.“ Paulus lehrte, daß die guten Werke deshalb nicht die ewige Seligkeit verschaffen konnten, weil auch bei innigstem Bestreben zum Guten, bei wahrhaftiger Reue über das begangene Unrecht, das Schuldkonto immer viel zu groß ist, um getilgt zu werden. Helfen, erlösen kann nur der Glaube an die Gnade, der Glaube an die erlösende Macht des Todes Christi. Eine eigentliche Befreiung des Wunsches zum Guten von dem Zweckgedanken oder gar eine für unsere Gotterkenntnis und Moral vorstellbare Regelung ist diese Gnadenlehre durch den Sühnetod eines unschuldigen Gottessohnes nicht, wenngleich sie das Aufblühen des Guten ganz erheblich fördern konnte durch die Befreiung von dem plumpen Handel, der diesen Wunsch so sehr verzerrte.

Auch die Verwebung des Wunsches zum Guten mit dem Wunsche zum Glück, sofern dies nicht das ewige Glück im Jenseits betraf, lockerte sich allmählich. Das Glück vor dem Tode sollte nach dem Alten Testament ja auch ein Lohn für Erfüllung des Wunsches zum Guten sein. Gott belohnt die guten Taten mit langem Leben und Wohlergehen. Der stete Gegenbeweis dieser Behauptung erschütterte sehr häufig den Glauben an diesen Lohn, und im Laufe der Jahrhunderte erfuhr diese plumpe Lohnlehre eine allmähliche Verfeinerung.

In unserer Zeit hat sich bei vielen der Widerwille vor jeder Zweckverwebung des Wunsches zum Guten so verstärkt, daß sich nur eine ganz vergeistigte Glücksverwebung in ihre Seele einschmuggeln kann, sie lautet: Tue das Gute, denn das gibt dir inneren Frieden und somit inneres Glück und Freude über dich selbst; und tue anderen Gutes und vermehre so ihr Glück, das aber bedeutet für dich selbst eine Bereicherung deines Seelenglückes; das böse Handeln aber bewirkt inneren Unfrieden und seelisches

Leid. Diese Lehre scheint deshalb wertvollen Menschen berechtigt, weil ja das innere Erleben diese Behauptung so sehr zu unterstützen scheint und weil das schlechte Gewissen doch so sehr den inneren Frieden gefährdet!

Mögen wir nun diese „Stimme Gottes“ im streng christlichen Sinne oder im pantheistischen Sinne auffassen, immer lehrt uns das eigene Erleben die Unruhe nach der bösen Handlung, den wunderbaren Frieden nach der guten Tat! Dann „ruhen wir in Gott“, wir sind „im Frieden mit unserem Gotte“, warum sollten wir diesen Zustand im Vergleich zu dem entgegengesetzten nicht „Glück“ nennen? Dies ist die verhüllteste Form der Zweckdeutung des Guten, der wahrlich nicht nur die dogmengläubigen Christen anhängen, und diese Deutung wird noch lange die Menschen befriedigen und deshalb beherrschen. Sie ist ein vortrefflicher Trost im Unglück, alle Glücksehnsucht vermag sie zu stillen! – „Mag der Böse nur immer im Daseinskampf siegen!“ – Und er siegt tatsächlich fast immer. – „Sein Glück ist nur Schein, in seinem Herzen erleidet er die Qualen des schlechten Gewissens, und niemals würde ich meinen Seelenfrieden, mein inneres Glück aufgeben und mit seinem Scheinglücke vertauschen.“

Ach, es ist eine gar vortreffliche Lehre, diese letzte, verfeinerte Zwecklehre des Wunsches zum Guten! Eine so meisterhafte Trösterin für unsere so enttäuschte Glücksehnsucht, die sehr oft auch in geistigen Wunscherfüllungen zurückstehen muß hinter jenen minderwertigen Menschen. Ich fürchte, die Menschen werden noch lange Zeit nicht die Kraft haben, und es wird zunächst die heftigste Erschütterung ihrer „Moral“ bedeuten, wenn sie einst die Kraft finden, dieser Wahrheit ins Auge zu sehen: Es ist das Gegenteil des Tatsächlichen, wenn man behauptet, daß die Menschen vom schlechten Gewissen gestraft seien, die moralisch skrupellos, selbstisch ihr Glück im Daseinskampf erjagen und denen der Sieg fast immer zufällt, weil sie ohne jede moralische Hemmung ihren Vorteil verfolgen. Sie sind fast niemals vom schlechten Gewissen

verfolgt; sie genießen: ihren „inneren Frieden“ in vollen Zügen; nur ist es zufällig kein „Frieden in Gott“, sondern ein Frieden im Mammon oder in den Genüssen des Gaumens oder der Sexualität oder wie immer die Götzen heißen mögen, denen sie huldigen.

Es ist eine Irrlehre, die die Köpfe der Menschen aufs gefährlichste verwirrt, daß die „Erinnyen“ jeden Mörder, daß Schamgefühle über ein Unrecht jeden Verbrecher irgendwann oder gar immer verfolgen! Nein, wir sehen ganz im Gegenteil, wie verschieden das Gewissen jedes Menschen geartet ist und wie es jeden einzelnen nur dann als Unruhe, als Vorwurf plagt, wenn eben ihm selbst, nicht aber dem Gewissen eines anderen Menschen durch die Handlung widersprochen wird. Ein Mörder kann also nur dann nach der Tat Qual empfinden, wenn diese eigentlich seinen Gewissensforderungen widerspricht oder wenn er selbst oder ein anderer nach der Tat durch Gedankengänge diese Gewissensforderungen ändert. Tatsächlich leidet der gute Mensch mit seinem stark entwickelten Wunsche zum Guten, seinem hochempfindlichen Gewissen viel häufiger unter Gewissensqualen als der Böse, dessen Wunsch zum Guten stumpf und dessen Gewissen noch viel stumpfer ist.

Diese Erkenntnis führt zu unendlich bedeutsamen Gedankengängen über die Erziehung und ihre Macht. Hier darf uns nur die wichtige Tatsache beschäftigen, daß der Wunsch zum Guten sich königlich frei gegenüber den Glückszielen der Menschen erweist und daß alle, die ihn erfüllen, um sich dadurch den „inneren Frieden“, das seelische Glück zu sichern, es sich gesagt sein lassen mögen, wie weit müheloser und rascher sie dieses Ziel erreichen können, wenn sie ihr Gewissen möglichst stumpf erhalten, es möglichst frei von moralischen Bewertungen lassen. Dann haben sie Aussicht, außer dem inneren Frieden auch noch die Sicherheit des Sieges im Daseinskampf, Befriedigung der Geldgier, des Ehrgeizes und aller Daseinswünsche zu erleben! Wie hoch wird die Erkenntnis dieser Wahrheit den Menschen zu der herrlichen Zweckerhabenheit des Wunsches zum Guten hinaufführen können!

Es darf freilich nicht verkannt werden, welche machtvolle Scheinbestätigung die vergeistigte Glückslehre („Eudämonismus“) durch die Tatsache erfährt, daß eine Gruppe guter Handlungen unter Umständen Freude bereitet. Da gute Handlungen von der christlichen Kirche und in noch ausdrücklicherer Art von der Philosophie – so z. B. von Schopenhauer – als d i e Moral, als die Vollerfüllung des Wunsches zum Guten gepredigt wurden, so wird uns die Dauerhaftigkeit dieses Irrtums noch begreiflicher. Die Taten der Nächstenliebe, die, aus dem Mitleid geboren, anderen Menschen Glück bringen oder zum mindesten Leid erleichtern, sind von einem Glückserleben begleitet, wie wir es kaum so lebhaft bei eigenem Glücke erleben. Diese Tatsache scheint eine Bestätigung. Aber alle Menschen, die wirklich stark mit den Mitmenschen fühlen, werden trotz der Ausübung einer guten Handlung nicht ein Glückserleben, sondern ein lebhaftes Mitleid empfinden, sobald sie nicht in der Lage sind, das Leid zu beheben. Da dies aber viel häufiger vorkommt als die Möglichkeit der Abhilfe, die Mitfreude veranlaßt, wird jeder nicht ganz oberflächliche helfende Mensch durch sein Handeln weit häufiger leiden als sich freuen. Die Menschen aber, die in krasser Selbstsucht sogar noch mit dem Unglück ihrer Mitmenschen schachern, erfahren nicht einen Bruchteil des Leids, welches ein seelenvoll mitempfindender helfender Mensch durchlebt.

Obgleich wir auch diese letzte verfeinerte Zweckverwebung als Irrtum ablehnen, wollen wir gern zugeben, daß der Mensch sich selten so nahe an die Wahrheit herangetastet hat wie in dieser Krischnalehre der Inder, die von den Evangelisten übernommen wurde. Sie wäre eine der schönsten Blüten des indischen Mythos, wenn sie nicht ohne jede sittliche Begrenzung durch die Pflichten der Gotterhaltung in der eigenen Seele gegeben worden wäre, wie ich das an anderer Stelle nachweise.

Die Hilfsbereitschaft, die nur eine kleine Gruppe der Auswirkungen des Wunsches zum Guten ist (der Beweis hierfür wird uns

noch beschäftigen), konnte sich erst entfalten dank eines vierten Wunsches der Seele, der im Menschen zur Bewußtheit erwachte. Und so führt uns der Gedanke an sie zu diesem Wunsche des Willens, der das Fühlen der Menschen so hoch über den Daseinskampf erhob, zu dem Gefühl der Menschenliebe.

Der Mensch sah sich ursprünglich wie seine tierischen Vorfahren allein im Kampfe ums Dasein stehen, umgeben von gehaßten Feinden oder bestenfalls gleichgültigen Wesen. Nur die sexuelle Gemeinschaft löste einen flüchtigen Annäherungswillen aus. Die einzige etwas dauerhaftere Art der Anhänglichkeit war das Zusammengehörigkeitsgefühl des Muttertieres zur Brut. Dank der höheren Bewußtheit der Menschenseele und der bedeutend länger dauernden Hilflosigkeit seiner Nachkommen entfaltete sich jenes mehr und mehr zur Mutterliebe. Doch blieben diese beiden Arten nicht die einzigen, es gesellten sich dazu allmählich die Gefühle der Freundschaft und der Menschenliebe. Zu ihrer kraftvollen Entfaltung mögen die drei genannten Wünsche nicht wenig beigetragen haben. Je mehr sie erstarkten, um so mehr litt die Seele unter der ununterbrochenen Feindseligkeit aller. Der Wunsch zur Erkenntnis des Wahren führte dazu, die Ähnlichkeit der Seele des Mitmenschen zu erkennen, der Wunsch zum Guten erleichterte die Möglichkeit der Versöhnung nach dem Kampfe, und der Wunsch zum Schönen fand Wohlgefallen an der friedlichen Harmonie der Kampfpausen. Selbstverständlich fühlte der Mensch die Zuneigung zu dem Artgenossen zunächst am lebhaftesten da, wo die beiden älteren Annäherungswillen, sexuelle Begeisterung und Zusammengehörigkeitsgefühle zur Brut, an sich schon vorhanden waren. Bei der seßhaften Lebensweise dehnte sich dann dieses Gefühl auf die Blutsverwandtschaft ganz unabhängig von seelischer Verwandtschaft aus. Viele Menschen stehen heute noch auf dieser Stufe. In einer Zeit, in der noch fast alle Menschen – abgesehen von der sexuellen Zusammengehörigkeit und der Familienverwandtschaft – der Umwelt hassend oder gleichgültig gegenüberstanden, ahnte und erlebte, ja lehrte das Genie in verschiedenen Völkern ein vertieftes

und erweitertes Gefühl der Liebe zu dem Volke gleichen Blutes und ein Gefühl der Menschenliebe. Unseliger Irrtum der nicht mehr rasserein lebenden Inder ließ ihre Erlöserlehren (Krischnas und Buddhas Lehren), unter Unterschätzung der heiligen Lebenskraft der Sippen- und Völkerliebe, die „Menschenliebe“ schlechthin als „Tugend“ lehren, als ob diese nicht nur dann und da herrschen dürfte, wo Selbsterhaltung, Sippenerhaltung, Volkserhaltung keine gegenteilige Forderung stellen. Noch wahlloser ist die christliche Lehre der Nächstenliebe. Mögen wir immerhin Gefahren und Mängel der unterschiedslosen Menschenliebe ernst verurteilen, mögen wir immerhin neue Tafeln schreiben müssen: dies wird uns niemals den Blick dafür trüben, daß die Krischnalehre, die die Evangelisten Jesu von Nazareth zusprachen, zwar das Erstarren in Selbstsucht nicht behob – denn Hilfsbereitschaft sichert ja vor Hölle! –, aber das Leid oft lindern half.

Es wundert uns nicht, daß auch dieses vierte Wünschen des Willens nicht zwecklos gedacht werden konnte, daß auch es nach dem Tod seinen Lohn finden sollte. Aber dieser Wunsch machte den ungeheuren Zwiespalt zwischen dem natürlichen Tod und dem Wünschen der Seele ungleich fühlbarer. Er erhöhte das Bedürfnis nach Tröstung durch die Verkündung einer ewigen Seligkeit nach dem Tode. Gerade die Liebe zum anderen Menschen macht ja das Todeslos so ganz unbegreiflich und unüberwindlich. Gar vielen Menschen geht es ganz wie Gilgamesch: Die Tatsache des Todes erschüttert sie erst dann, wenn ein lieber Freund ihnen im Tode entrissen wird. Sie brauchen nicht wie er unwirtliche Wege zu Utnapischtim, dem Fernen, zu wandern, um Antwort auf die bange Frage zu erhalten. Das Christentum tröstet liebreich: Der andere ist nur vorangeeilt in die Heimat, später wird dort ein ewiges Zusammensein erlebt werden. Ein neues inniges Band zum Dogma ist geschlungen, und die Vernunft mit ihren Zweifeln muß schweigen.

Trotz allen Irrens, trotz all der Zweckverwebungen und teilweisen Hemmnisse führten die Religionen die Menschen in mancher

Beziehung zu schöner Entfaltung dieses wunderbaren Wollens der Seele. Tief war der Fall nach diesem Fluge, als die Vernunft dank ihrer Fortschritte in den Naturerkenntnissen den Mythos in Trümmer schlug und der Materialismus im naturwissenschaftlichen Sinne obsiegte. Wenn schon die Religionen – die doch noch von einem Jenseits sprachen – der Gefahr erlagen, die vier wunderbaren Wünsche des Willens dem Zwecke einzubeziehen, so läßt sich denken, mit welcher Selbstverständlichkeit und in welch weit umfassenderem Maße im Zeitalter des Darwinismus diesen Wünschen der Ehrentitel der Nützlichkeit verliehen wurde. Umfassender war also diese Einbeziehung in den Zweck, dabei aber ungleich eintöniger als die christliche. Vorteil im Kampf ums Dasein, Nutzen für die Gattung „Menschheit" sind die einzigen Zwecke, in denen sich die darwinistische Lehre bewegt, und in dieses dürftige Prokrustesbett wurden nun mit Eifer die vier Wünsche des Willens gezwängt. Welcher eingeengten Geistesverfassung wäre es je mißglückt, den unermeßlichen Reichtum erhabenen Gotterlebens so zu verkleinern, bis er sich endlich in den eigenen engen Gesichtskreis einzwängen läßt!

Wenn man von dem Wunsche zum Guten alles abstrich, was nicht zu „den sozialen Tugenden" gehörte, dann ließ sich dieser Wunsch vortrefflich in jenes darwinistische Prokrustesbett zwängen. Man fügte noch die „Menschenliebe" im Sinne der „gesunden ewigen Gattung" hinzu.

„Ewige Gattung" ist aber beileibe hier nicht etwa in dem Sinne gemeint, daß Völker und Stämme in ihrer rasse- und volkstumsmäßigen Erbeigenart bewahrt bleiben, sondern „Gattung" im Sinne dieser Materialisten ist ein Rassengemisch, „Menschheit" genannt. „Menschenliebe" und Hilfsbereitschaft dienen hier also der „Menschheit", einem Rassengemisch, und die Darwinisten nennen dies Dienst zur Erhaltung der „Art". Sie feuern den Menschen an, sich dem Dienste für das Wohl der „ewigen Gattung" zu opfern. Da die „sozialen Tugenden" hierzu dienen, ist ihr Auf-

tauchen im Menschen befriedigend erklärt. Sie sind innerhalb der Entwicklungsgeschichte durch Zuchtwahl entstanden, ähnlich etwa wie die Krallen einer Katze, und deshalb nicht „wunderbarer“ als diese. Ganz vortrefflich gedacht! Besonders wenn man vergißt, daß die von dem Wunsche zum Guten wirklich beseelten Menschen meistens im Kampfe ums Dasein vorzeitig erliegen und sich weit seltener fortpflanzen als unmoralische Daseinsstreiter. Vortrefflich, besonders wenn man noch nicht erkannt hat, daß die „sozialen Regungen“ nur einen Bruchteil des Wunsches zum Guten ausmachen und den Wunsch der Menschenliebe erst recht nicht erschöpfen. Die Genügsamkeit der Jünger dieser Lehre ist eines der größten Kulturwunder zu nennen.

Etwas schwieriger, ja fast undurchführbar scheint es, den Wunsch zum Schönen in das darwinistische Prokrustesbett zu zwängen. Selbstverständlich – so meinen die Darwinisten – steht auch er mit all seinen Auswirkungen – den Gestaltungen der Kunstwerke und ihrem Erleben – im Dienste der „ewigen Gattung“, aber er hat nur eine recht mittelbare und deshalb auch recht untergeordnete Bedeutung. Niemals kann er auch nur annähernd so wesentlich und wertvoll werden wie z. B. der Bienenstachel. Er hilft nicht unmittelbar zur Arterhaltung, sondern hat gerade noch genügend Nützlichkeitswert, um nicht allmählich durch Zuchtwahl verschwinden zu müssen. Am wertvollsten ist ihnen selbstverständlich jener von uns als recht plump erkannte Schönheitssinn, der die Sexualität beeinflußt und somit der unsterblichen Gattung dient. Unwesentlicher ist der Wunsch zum Schönen, der nicht im Zusammenhang mit der Sexualität steht, wir nannten ihn den hochentwickelten; unter ihn fallen die Werke eines Bach, Beethoven usw. Diese können vom darwinistischen Standpunkte aus nur den Zweck haben, dem manchmal etwas sehr betrüblichen Kampf ums Dasein angenehme Erholungspausen zu bescheren, dadurch den Menschen zu neuen Opfern für die ewige Gattung anzufeuern und somit dem neuen Gotte zu dienen. Vortrefflich gedacht auch dies, besonders wenn man vergißt, daß nicht nur, das Schaffen,

sondern auch das Genießen des Schönen den Menschen so leicht unlustiger und unfähiger zum Daseinskampfe macht und ihn auch viel häufiger von der Ausübung „sozialer Tugenden“ abhält als zu ihr antreibt.

Wir können natürlich nicht von dem darwinistischen Jahrhundert verlangen, daß es den Nachweis seiner furchtbaren seelischen Dürftigkeit durch derartig klare Angaben über die Bedeutung der Kunst gibt. Im Gegenteil hat es seine Dürftigkeit sehr erfolgreich verborgen hinter dem Glauben an den „Aufstieg der Menschheit zum Übermenschen“, hinter dem Gedanken an den „Fortschritt“, in den man leicht im gegebenen Augenblicke auch alle kulturellen Werte einschmuggeln kann. Aber die genannte Auffassung ist eine bitter notwendige, unumgängliche Schlußfolgerung aus dieser Weltanschauung, wenngleich auch niemand, der ihr huldigt, den Mut hatte, ihr eindeutig klaren Ausdruck zu verleihen. Der einzig wirklich mutige Bekenner der letzten Folgerungen der mechanistischen Entwicklungslehre ist der Chemiker Ostwald, der in seinen Sonntagspredigten für den Monistenbund seine Lehre der „Energetik“ wacker auf die Wünsche der Genialität anwandte und so ein kulturhistorisches Zeugnis von hoher Bedeutung geschaffen hat! Wie sehr aber im Laufe eines Jahrhunderts diese Schlußfolgerungen – auch wenn sie gar nicht ausgesprochen sind – dennoch gezogen werden und somit die Wertungen bestimmen, dafür bietet uns das Jahrhundert des Darwinismus unzählige Beweise. Woher würden z. B. sonst die nicht Geisteskranken unter den Futuristen, Kubisten, Dadaisten und anderen „isten“ die Unverfrorenheit gewonnen haben, ihren Unsinn als Kunstwerk der Mitwelt aufzudrängen, als aus der in die Völker eingedrungenen darwinistischen Wertung des Kunstwerkes überhaupt? Wenn irgendein Mensch, der niemals das Göttliche in seiner Seele erlebte, verkündet, daß diese Machwerke „ihm etwas sagen“, so sind sie „Kunst“, d. h. sie sind zu der Wichtigkeit und Nützlichkeit eines erfrischenden Genußmittels im Daseinskampf erhoben!

Der Wunsch zur Erkenntnis des Wahren, der sich in seinen Äußerungen gerade auf dem Gebiet der Naturwissenschaft als so unendlich bedeutungsvoll erwiesen hat, läßt sich am leichtesten in das darwinistische Prokrustesbett einzwängen. Hat doch dieser Forschersinn den Kampf ums Dasein durch die Naturerkenntnis ungeheuer erleichtert. Er dient der unsterblichen Art, er hilft dem Menschen „Energien sparen", was nach Ostwalds Auffassung „ethisch" ist, und also dient er dem neuen Gotte! Vortrefflich, wenn man vergißt, daß ein großer Teil der machtvollsten Bekundungen dieses Wahrheitswunsches – die philosophische Forschung – den Kampf ums Dasein gar nicht erleichtert, gar nicht „Energien spart" ; wenn man vergißt, daß es „leider" (!) weite Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung gibt, die keine praktischen Ergebnisse haben. Immerhin bleibt hier doch noch die tröstliche Hoffnung, irgendwann einmal in einer späteren Zeit würden diese Forschungen ein Endergebnis zeitigen, welches einen Nützlichkeitswert für den Daseinskampf haben wird! Und so sind sie nichts anderes als jene ersten kleinen Farbfleckchen, von denen uns Darwin so „überzeugend" nachwies, daß sich aus ihnen durch Zuchtwahl die Nachahmung einer anderen Tierfärbung, die „Mimikry", entwickelt habe! Dies ist die Bewertung von seiten der darwinistischen Weltanschauung gegenüber dem Wunsche zur Wahrheit. Sein Lenken der Forschung im einzelnen wurde durch den Darwinismus – wie wir schon erkennen konnten – gar sehr beengt und gehemmt. Wie oft führten uns unsere Betrachtungen schon zu der Tatsache, daß die Forscher des darwinistischen Jahrhunderts an den wesentlichen Wahrheiten der Entwicklungsgeschichte wie blind vorübergingen und die widersinnigsten Trugschlüsse für Wahrheit nahmen, nur weil sie das Ableugnen des Göttlichen so sehr erleichterten.

Das war also im 19. und 20. Jahrhundert das Schicksal jener wunderbaren Wünsche, die der Mensch ursprünglich als „Stimme Gottes" deutete. Gewiß, er hatte sie trotz dieser richtigen Ahnung schmählich verkannt und sie immer wieder in die aprioristischen Formen seines Denkens, in die Kausalität, in Raum und Zeit einge-

zwängt, aber vor der Verkündung von Darwins Lehre, da wußte er doch alle Zeit noch, daß sie zumindest aus einem „Jenseits“ dieser Denkformen stammen.

Ja, sie sind wahrlich im „Jenseits“ von Zweck und Raum und Zeit geboren, denn sie sind erhaben über zeitliche, räumliche und ursächliche Bedingtheit, „jenseits“ von jedem Zweck. Erst dann wird des Menschen Wissen zur Weisheit, erst dann hat er den „Stein der Weisen“ gefunden, wenn er erkannt hat, wie unbegreiflich sie für die Vernunft sind und wie erhaben sie über deren Denkformen stehen.

Wir wollen diese vier Wünsche die „Genialität“, das „Göttliche“ oder „Gott“ nennen, obwohl die Religionen das Wort zu dem Irrtum eines persönlichen Gottes mißbrauchen und unsere Erkenntnis von solchem Gottverkennen ebenso scharf abrückt wie von dem „Pantheismus“. Dieser sieht das Göttliche im Menschen nicht wesentlich anders als in der übrigen Natur erwacht, und deshalb spricht er dem Menschen auch keine nur ihm zukommende sittliche Verantwortung zu.

Wir erkennen, daß diese Genialität trotz des verschieden hohen Grades ihrer Bewußtheit in aller Erscheinung schlummert. Es war Schopenhauers Weisheit, auch der anorganischen Welt der Erscheinungen den lebendigen Willen, der in den Lebewesen wohnt, zuzuschreiben, während er andererseits die vier göttlichen Wünsche in der Menschenseele gar sehr unterschätzte. Wir dagegen erkennen gerade in ihnen das wesentliche Erleben der Menschenseele, ja, sehen besonders einen der vier Wünsche des Willens – den Wunsch zum Schönen – in der „anorganischen“ Welt (z. B. in den Kristallen) und in der „organischen“ Welt allmählich immer deutlicher in Erscheinung treten; wir sehen ihn in den vormenschlichen Lebewesen, diesen unbewußt, schon deutlich die Form erzwingen, bewußt aber erst im Menschen, und zwar später als die Vernunft, erwachen. Da gerade das Bewußtwerden der Wünsche der Genialität den

Menschen in eine so grundsätzlich andere Stellung erhebt, so möchten wir vom philosophischen Standpunkte aus fast versucht sein, nur diejenigen Menschen zu den Hyperzoen zu rechnen, die nicht nur vernunftbegabt sind, sondern ihre Genialität bewußt leben. Da aber in den meisten Menschen – auch wenn sie ihre Genialität verkümmern ließen – trotz aller Unwahrscheinlichkeit immerhin noch die Möglichkeit bestehen kann, daß ihre Genialität im Laufe des Lebens zur Bewußtheit erwacht, so dürfen wir sie nicht von der Zugehörigkeit zu den „Hyperzoen", den Menschen, ausschließen.

Die göttlichen Wünsche überstrahlen unser ganzes Seelenleben und lassen sich nicht sklavisch an eine Fähigkeit des Bewußtseins fesseln; aber doch hat sich jeder von ihnen eine Lieblingsstätte erwählt, auf der er sich auswirkt. Wir können auch sagen, daß das wunderbare Wünschen für jede dieser Fähigkeiten eine andere Färbung annimmt und wir deshalb verschiedene Worte für diese verschiedenen Färbungen wählen. So verleiht der Wunsch zur Wahrheit unserem Denken, der Wunsch zum Guten unseren Handeln, der Wunsch zum Schönen unserer Wahrnehmung und der Wunsch zum göttlich gerichteten Lieben und Hassen unserem Fühlen die Flugkraft. Die Ohnmacht der Vernunft zur Begriffsbestimmung dieser Wünsche wurde uns schon begreiflich, und selten wohl tritt uns die unheimlich zerstörende Macht rationalistischer Denkweise auf das Ahnen der Seele so deutlich vor Augen in der Tatsache, daß Schopenhauer sich vom Rationalismus seiner Zeit so ankränkeln ließ, daß er die drei Worte – das Gute, das Wahre und das Schöne, die so viel des Reichtums unseres seelischen Erlebens stammeln – „platte Phrasen flacher Philosophen" nannte, weil flache Denker sehr oft verkannten, daß diese Wünsche nicht definiert werden können, und sich deshalb sehr oft in Phrasen über sie ergingen.

Da das Gemeinsame dieser Wünsche und ihres Erlebens in der Seele sich vor allem in der Erhabenheit über Zeit, Raum und das Gesetz von Ursache und Wirkung zeigt, können wir auch sagen,

daß sie jenseits dieser Denkformen der Vernunft stehen, mit der wir die Erscheinungen des Weltalls erfassen, die ja alle diesen drei Formen eingeordnet sind. So können wir also das bewußte Erleben dieser Wünsche mit Fug und Recht ein Erleben des „Jenseits“ [2] nennen, im Unterschied zu allem Erleben, das den Denkformen der Vernunft untergeordnet ist. Dies wäre dann das Diesseitserleben.

Die Genialität liegt also – wenn auch gar häufig begraben – in allen Menschen. Wenn in einzelnen ein Teil all der göttlichen Wünsche so stark entfaltet ist, daß sie die Kraft haben, sie im Gleichnis in Erscheinung treten zu lassen – also ein Kunstwerk entsteht –, so wollen wir diese die „genialen Menschen“ nennen. Zu ihnen gehört auch der, dessen Wunsch zum Guten so stark ist, daß er ihn immer erfüllt, und aus dessen Seele allmählich ein Kunstwerk wird, welches dann für die anderen Menschen in all seinen Handlungen in Erscheinungen tritt.

Wie uns die Geschichte beweist, ist sehr häufig bei den Menschen eine einseitige Entfaltung nur eines Wunsches der Genialität zu finden; um so gewaltiger aber wirkt – zum Teil gerade durch die Seltenheit – eine allseitige bis zur Gestaltungskraft gesteigerte Entfaltung aller Wünsche. Diesem seltenen Menschen allein wollen wir die Bezeichnung „Genie“ vorbehalten.

Wie wohltuend und beglückend ist solche Erscheinung im Vergleich zu einer einseitigen Blüte eines Wunsches der Genialität unter gänzlicher Vernachlässigung eines anderen. Wie schmerzt uns die Verkümmerung des Wunsches zum Guten bei manchen Künstlern der Renaissance, wie entsetzt uns die Verkümmerung des Wunsches zum Schönen bei den Weltreligionen.

[2] Wir sind uns voll bewußt, welch große Gefahr diese Bezeichnung in meinem Werke hat. Die Christen sind in den Himmelsvorstellungen befangen und stellen sich deshalb unter dem Jenseits den „Himmel“ vor, während wir ausdrücklich betonen, daß wir um der leichteren Faßlichkeit willen leider die Worte „Jenseits“ und „Diesseits“ den Raumvorstellungen entnehmen müssen und deshalb die Bezeichnung „Jenseits“ - wie alle Worte für die göttlichen oder genialen Wünsche - fehlerhaft sein muß.

Man könnte nun aus der häufig erlebten Hochentfaltung eines einzelnen Wunsches der Genialität auf die Unabhängigkeit dieser Wünsche schließen; wir könnten meinen, es sei z. B. für das Kunstwerk selbst nur diejenige Wunschentfaltung wichtig, die das Werk sinnbildlich ausdrückt. Dies ist in begrenztem Maße wohl auch richtig. Nur der Genialität des Handelns – dem Wunsche zum Guten – müssen wir eine Sonder-, eine Art Herrscherstellung zuweisen. Nicht, als ob wir hier – wie dies die Religionen getan haben – alle genialen Wünsche in den Wunsch zum Guten einbeziehen wollten oder einer bewußt moralisierenden Kunst das Wort reden möchten, aber es läßt sich gar nicht leugnen, daß man den meisten Kunstwerken sehr leicht ansieht, inwieweit der Schöpfer seinen Willen zum Guten entfaltet hat. Diese Genialität möchte ich, wenn ein Bild aus der Erscheinungswelt, aus der Chemie, zum Vergleich herangezogen werden darf, den Katalysator[3] der Genialität des Denkens und der Genialität der Wahrnehmung nennen. Aber entsprechend dieser schöpferischen Befruchtung, die sie ausübt, erfährt sie dann durch die Gestaltung der Schöpfung selbst wieder einen weiteren, höheren Grad der Entfaltung. So befruchtet der Wunsch zum Guten das Kunstwerk, das selbst einerseits wieder den Wunsch zum Guten im Schaffenden stärkt und entfaltet. Das Kunstwerk selbst aber redet für den Beschauer eine deutliche Sprache über die Art und den Grad dieser befruchtenden und fördernden Wechselwirkung. Beethoven hat dies Bettina von Arnim gegenüber in die Worte gefaßt: „Auch der Musik liegen die hohen Zeichen des Moralsinns zugrunde, wie jeder Kunst; alle echte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt."

Das Erleben der Genialität ist jedem möglich, solange er sich selbst die Seele noch nicht erstickte, nicht etwa nur dem genialen Menschen und dem Genie. Er wird hierzu um so eher gelangen, je vollkommener er die Wünsche der Genialität von Zweckgedanken fernhält. Bei den meisten heute lebenden Menschen bedarf es, bis dies erreicht ist, noch einer gründlichen Lösung von den unseligen

[3] Eine Substanz, deren Anwesenheit einen chemischen Vorgang beschleunigt.

Lohn- und Straflehren. Erst von dem Augenblicke an kann sich ihre Genialität voll entfalten, in welchem sie aus innerster Überzeugung sagen können: „ich tue das Gute, erforsche das Wahre, liebe oder hasse nach göttlicher Wahl und ersehne das Schöne, nicht um mir die Seligkeit nach dem Tode oder Güter im Diesseits, aber auch nicht, um mir geistige Glücksbereicherung und inneren Frieden zu erringen; nein, es ist mein der Vernunft unbegreiflicher, grundloser, zweckloser Wille.“

Schwierig wird allen mehrwertigen Menschen hierbei nur sein, des oben genannter, verfeinerten „Eudämonismus“ Herr zu werden. Ja, dies dünkt uns zunächst ganz widersinnig! Segnet denn nicht die Genialität das Leben mit einem unsagbaren inneren Reichtum, der doch wohl von allen angestrebten Glücksgütern an erster Stelle diesen Namen verdient? Welch reiches, glückseliges Erleben ist nicht das Versenken in ein herrliches Kunstwerk! Wie schrumpft daneben alles Glückserleben der Diesseitsmenschen zusammen! Dies scheint so wahr und wird auch dadurch noch so wahrscheinlich, daß der Mensch, der zu Erlebnissen im Bereiche der Genialität fähig ist, dabei aber die Diesseitsfreuden alle kennt und erlebt, niemals mit einem Menschen tauschen möchte, dessen verkümmerte Genialität unberücksichtigt bleibt! – - Es scheint so wahr und ist dennoch ein Irrtum!

Wer je das Reich der Genialität betritt, wer je sein Leben ihren Wünschen unterstellt, wird dadurch nicht etwa allein an Glück reicher. Gewiß, er erlebt ein unendlich vertieftes und bereichertes Glück, wie es nur das Reich der Genialität zu geben vermag; aber noch öfter erlebt er ein Leid, das die letzten Tiefen seiner Seele erschüttert, ein Leid, wie es stumpfer Ungenialität ewig fern bleibt. Was die Diesseitszwerge Leid, was sie Trauer nennen, dünkt ihm im Vergleich mit seinem Erleben Mißvergnügen oder eine oberflächliche Traurigkeit; ganz ebenso wie ihr Glück – an seinem Maßstabe gemessen – nur die Bezeichnung Vergnügen verdient. Da die Stunden des tiefsten Leids bei den unsagbar häufigem Verwundungen,

die die Genialität im Dasein erfährt, so viel zahlreicher sind als die Stunden des Glücks, so können wir sicher nicht behaupten, daß die Entfaltung der Wünsche der Genialität das Glück fördert. Am deutlichsten zeigen uns dies die Menschen, deren Genialität bis zur Gestaltungskraft entfaltet ist; wie sie uns ja auch durch ihr Verhalten am eindeutigsten beweisen, daß die Wünsche der Genialität jenseits des Zweckes sind. Ihr Leben ist sicher nicht ein glücklicheres als das der stumpferen Diesseitsmenschen, sondern es zeigt eher Ähnlichkeit mit einem lebenslänglichen Marthyrium, und wenn diese Tatsache auch zum Teil in der furchtbaren Entartung der Christenvölker und in der seelischen Verarmung der Massenmenschen seine Ursache hat, so liegt sie doch zum anderen Teil auch in dem unsagbar tiefen Leid begründet, welches die Genialität allein kennt.

So vertiefen sich also bei Entfaltung der Gottkräfte Glück und Leid, und gleichzeitig tritt das ein, was der Buddhismus lehrte – aber einseitig lehrte -: Daseinsglück und -leid werden matter empfunden, werden unwichtiger, die Seele wird freier von ihnen. Aber sie kennt auch Stunden der vollen Loslösung von allem Glück und Unglück. Dieses Freisein von Leid und Freude im Erleben der Genialität beruht aber nicht – wie der Buddhismus lehrt – auf einem Verachten von Leid und Freud; denn die geniale Freude und die geniale Trauer kann doch unmöglich von dem Genialen verachtet werden! Aber auch Daseinslust und -leid ist ihm nicht verächtlich, sondern erscheint ihm nur unbedeutend im Vergleich zu dem andern Erleben. Nein, es ist ein ganz anderes, eigenartiges Freisein von Lust- oder Unlustempfindung, das mit jenem tiefen Glücks- oder Leiderleben wechselt.

Obgleich es natürlich unmöglich ist, etwas zu schildern, das nur durch das Erleben wahrgenommen werden kann, so möchte ich doch zum wenigsten die beiden verschiedenen Möglichkeiten andeuten. Solange der Mensch sich selbst noch nicht zur Vollkommenheit umschuf, somit sein „Jenseitserleben“ mit „Dies-

seitserleben“ wechselt, kennzeichnet sich die Erhebung in das Reich der Genialität erst durch eine erhabene, seelische Erregung, die unmöglich geschildert werden kann. Krankhafte Zustände werden von den Menschen mit solchem Erleben verwechselt! Handelt es sich nicht um solche, sondern um gesundes, natürliches Erleben, so löst es entweder geniales Leid oder geniale Freude aus – es wird dann eine „Gemütserschütterung“ erlebt –, oder aber es ist eine Erregung ohne die geringste Andeutung von Lust und Unlust, also ein Erleben, ein Ergriffensein, wie es der Vernunft kaum vorstellbar ist und wie es das Diesseitsdasein nicht kennt. Wir nennen diesen Zustand „die Versenkung in das Göttliche, die Kontemplation“. Sie gleicht in nichts dem gewöhnlichen Zustand der Ruhe. Der schaffende Künstler läßt gewöhnlich ein vollendetes Kunstwerk nicht aus der Erschütterung erstehen, sondern entweder nur aus einer Versenkung oder aus einer Erschütterung, wenn sich diese zuvor zur Versenkung geklärt hat.

Das Erleben selbst duldet gewöhnlich nur die erste Schau des Werkes; das Schaffen ist dann meistens ein Erinnern des Erlebten. In diesen Werken ist entweder die vom Leid oder der Freude durchglühte Erschütterung des Gotterlebens oder aber die ganz empfindungsfreie Versenkung in Erscheinung getreten. Am deutlichsten wird dieser Unterschied in den Werken der Musik. Beethovens Werke sind häufiger empfindungsdurchglüht als kontemplativ, und so wird sie auch der Hörer am tiefsten erleben, wenn er das gleiche Empfinden in sich aufflammen läßt. Bachs Werke sind häufiger die empfindungsfreie Versenkung und werden denn auch kontemplativ am tiefsten erfaßt.

Es wäre nun sehr verfehlt, wenn wir Erschütterung und Versenkung verschieden bewerten wollten und dementsprechend etwa eine Stufenleiter der Kunstwerke aufstellen würden. Dies wäre eine ganz gewaltsame, unbegründete Rangordnung. Eine Landschaft, die uns in genialem Erleben ihrer Schönheit in Trauer oder Freude erschüttert, ist nicht etwa weniger schön als eine andere, die zur

empfindungsfreien Versenkung hinleitet.

Genialität will also nicht die Empfindung ausschließen, wie das buddhistische Heilslehren meinen, sie bedarf aber auch nicht einer Empfindung, um sich zu erleben, und beweist gerade dadurch die vollkommene Unabhängigkeit von Glück und Unglück ganz ebenso, wie sie nicht grundsätzlich zweckwidrig ist, sondern ganz unabhängig vom Zweck bleibt.

Das, was hier über das geniale Erleben gesagt wurde, kann nichts anderes sein als eine schwache Andeutung; voll beschreiben und hierdurch begreifen läßt es sich nicht. Das geniale Erlebnis ist eine gänzlich anders geartete höhere Stufe des Bewußtseins, die sich ein Mensch, der sie nicht erlebt hat, ebenso wenig vorstellen kann wie ein Tier die Bewußtseinsstufe des Diesseitserlebens. Mit dieser Unfähigkeit hängt natürlich auch die Urteilslosigkeit aller Menschen, die nie die Genialität oder – wie wir im Bilde auch sagten – das „Jenseits“ erlebten, über den Wert eines Kunstwerkes zusammen, das uns ja zum Jenseitserleben führen kann. Selbstverständlich mögen solche Menschen ein vorzügliches Kunsturteil im landläufigen Sinne haben; das Kunstwerk hat sich ja, indem es in die Erscheinung tritt, dem Raum und der Zeit eingeordnet, und so lassen sich durch die Vernunft eine Fülle von Anhaltspunkten erlernen, nach denen der Kunstwert eingeschätzt wird. Aber alle diese Kunstverständigen verraten sich irgendwann einmal. Irgendwann einmal bewundern sie ein Werk, welches für alle die, die Ohren haben, zu hören, und Augen, zu sehen, klar gekennzeichnet ist als eine Talentleistung, die ohne jenes geniale Erlebnis geboren wurde. Nie erreichen sie trotz aller theoretischen Kenntnisse – obgleich sie ihre Bewertungen ausführlich begründen können – die unerschütterliche Sicherheit dessen, der Genialität bewußt erlebt. Eine letzte und gerade die bedeutsamste Unsicherheit bleibt ihnen, und sie zeigt sich ganz besonders den Werken der Gegenwart gegenüber, die noch keine Bewertung erfuhren. Hier bewundern sie oft unerlebte Machwerke, weil dieselben „neu“, weil sie „originell“ sind, lehnen

Werke tiefen Erlebens ab, weil sie „nicht neu“ sind. Kurz, sie zeigen hier unzweideutig, daß sie überhaupt nicht erkennen können, ob ein Werk aus dem Jenseits stammt! Es ist nun für manchen vielleicht erstaunlich, aber sehr begreiflich, daß sich derartige vollständige Urteilslosigkeit in Bezug auf das Wesentlichste so sehr häufig unter den „Kunstfreunden“, den „Kunstverständigen“ findet. Der letztgenannte Name ist äußerst sinnreich gewählt und verrät den Grund dieser Erscheinung! Sie wollten Genialität mit der Vernunft erfassen. Die Beschäftigung mit der Kunstwissenschaft wurde ihnen zum Verhängnis. Sie half ihnen nicht zum genialen Erleben, sondern sie machte sie unfähig dazu; unfähiger, als es vielleicht eine Bäuerin ist, die in einem seltnen Augenblick ihres Daseins das Erstaunliche erlebt, in der Betrachtung eines Bildes dem Diesseits vollkommen entrückt zu werden!

Erst wenn es den Menschen voll bewußt ist, daß ein Kulturwerk ein zur Erscheinung gestaltetes Jenseitserleben, daher Gleichnis des Göttlichen ist, wird es ihr Miterleben vertiefen können, wenn sie sich mit den Vernunftforschungen über die Gesetze von Rhythmus, Form, von Licht- und Schallwellen dieser Erscheinungen beschäftigen. Der von vornherein genial Miterlebende dagegen ist unerschütterlich sicher in seinem Urteil und unbekümmert um die Meinung der Umwelt, und je höher sich in ihm die Genialität entfaltet, um so rascher erkennt er, ob ein seelisch Toter das Werk schuf und ob es seelisch Tote sind, die darüber reden!

Doch nicht nur die Art der Kunstbewertung, auch das Urteil über alle Fragen des genialen Erlebens kennzeichnet oft so deutlich die Menschen, die die höhere Bewußtseinsstufe – d. h. das Jenseitserleben – an sich nie erfuhren, aber sich dennoch ein Urteil zutrauen.

Jenseits vom Zweck, unabhängig von Leid und Freud’, ein Leben sui generis (eigener Art) ist also das Erleben im Reiche der Genialität! Aber ist es nicht vielleicht dem Raum und der Zeit verwoben, und bildet nicht dieser Zusammenhang das Band des

Jenseits zum Diesseits? Auch dieses können wir Glücklicherweise verneinen.

Auch über Zeit und Raum ist das Reich der Genialität erhaben. Eine Brücke zwischen den beiden Welten bilden alle jene aus der Erinnerung an das Erleben der Genialität gestalteten Werke der Kunst; eine Brücke bilden die Erscheinung gewordenen Erfüllungen des Wunsches zum Guten und göttlich gerichteten Fühlens: die edlen Taten, und eine Brücke bildet der in der Natur unbewußt in Erscheinung tretende Wunsch zum Schönen und endlich der in den Werken der Wissenschaft Erscheinung gewordene Wunsch zur Erkenntnis der Wahrheit. Sie alle mußten, als sie in die Erscheinung traten, sich Raum und Zeit einordnen, und so sind sie gar wohl geeignet, Brücken zu werden, auf denen die Menschen hinüberschreiten in das Jenseits von Zeit und Raum.

Wir werden uns die vollkommene Unabhängigkeit des Jenseits von der Zeit leichter begreiflich machen durch das Erinnern an die gelockerte Abhängigkeit von der tatsächlich verflossenen Zeitspanne, die das „Interesse“ oder die „Langeweile“ und noch in weit ausgeprägterem Maße „Schmerz“ und „Freude“ dem Menschen geben! Interesse und Freude lassen Monate und Wochen zu „Augenblicken“ zusammenschrumpfen; Langweile und Schmerz dehnen Stunden zu „Ewigkeit“! Aber so groß diese Lockerung. auch ist, eine Unabhängigkeit ist sie noch nicht, sondern eine vielmehr ganz gesetzmäßige Täuschung über die Dauer eines Erlebens.

Einen höheren Grad der Inwieweit das Keimplasma im Menschen für die Wünsche der Genialität plastisch ist, wird in dem Werk "Des Menschen Seelenoch einmal erwähnt. des Zeitschätzens von der tatsächlich verstrichenen Zeitspanne erleben wir im Traume. Hier handelt es sich nicht um ein Dehnen der Zeit bei Unlust, ein Kürzen bei Lust. Nach recht genauen Versuchen spielen sich die meisten Träume innerhalb mehrerer Minuten ab – in Perioden weniger tiefen Schlafes. Trotzdem durchleben wir

in ihnen oft große Zeiträume voll Freude und Leid, führen lange Gespräche, durchdenken lange Gedankengänge. Hierin zeigt sich die märchenhafte Geschwindigkeit seelischer Vorgänge, wenn sie der Vernunftüberwachung entzogen sind, außerdem aber eine fast unbegreifliche Unabhängigkeit des Zeiterlebens von der tatsächlich verstrichenen Zeitspanne, wie sie der Wachzustand im Diesseits nie erlebt. Ein Jenseits der Zeit ist aber dieser Zustand noch nicht, denn die Zeitschätzung selbst begleitet das Erleben und gibt ihm die Bewertungen „langer" oder „kurzer" Dauer, wenngleich diese Bewertungen ganz willkürlich, ohne jede Berücksichtigung der tatsächlich vollführten Erdumdrehung statthaben.

Gar mancher wird der Anschauung sein, daß das Erleben im Reiche der Genialität nicht etwa einen noch höheren, sondern einen geringeren Grad der Unabhängigkeit von der Zeit besitze als der Traum. Sind nicht alle die Erlebnisse der Kunst oder das geniale Erleben der Naturschönheit ganz den Diesseitsfreuden vergleichbar, die uns über die Zeitdauer gar sehr täuschen, die uns die verstrichene Zeit kürzer erscheinen lassen? Wer hätte nicht Stunden vor einem herrlichen Kunstwerk, vertieft in seine Schönheit, verbracht und diese Zeit als „Augenblicke" empfunden? Diese Auffassung ist trotz des angeführten Beispiels irrig. Vielleicht macht es allein schon nachdenklich, daß ein Kunstwerk, das uns zur Trauer hinreißt, nicht das Umgekehrte bewirkt, nicht etwa die vor ihm verlebte Zeit länger erscheinen lassen muß, und wir ganz ebenso oft, aber ganz unabhängig von der erweckten Empfindung, die verstrichene Zeit von längerer Dauer wähnten, als sie es tatsächlich ist! Also eine ganz andere Art der Täuschung, die uns durch die Willkür auffällt. Aber ein derartiges Vertiefen in ein Kunstwerk ist in den meisten Fällen gar nicht ein Erleben des Jenseits, sondern ein Hinschreiten auf die Brücke! Gar oft führt uns ein solches erst lange Jahre später zu einem Erleben der Genialität, zu dem wirklichen Eingehen in das Jenseits!

Ein Bild oder eine Landschaft, die uns auf die Brücke lockte, wo

wir so merkwürdig losgelöst waren von der sicheren Einschätzung der Zeit, kann Jahrzehnte später vielleicht in einer stillen Stunde lebendig vor unsere Seele treten und uns diesmal bis hin in das bewußte Jenseitserleben führen. Ebenso können wir ein anderes Mal gleich bei dem Anblick hinübereilen in das Jenseits selbst. Die meisten Menschen erleben in ihrem ganzen Leben trotz häufigen Hinschreitens auf die Brücken niemals das Jenseits und glauben, die von inniger Bewegung begleitete Vertiefung sei das höchste Erleben. Beethoven faßt diese Tatsache in die Worte: „So treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik und haben doch ihre Offenbarung nicht." Nur wenige sind „die Auserlesenen"; nicht aber, weil ein höchst ungerechter „Gnadenakt" sie auserwählt, wie dies manche wähnen, sondern weil sie selbst die eingeborene Fähigkeit aller Menschenseelen nicht verkümmerten oder erstickten. Wenn nun etwa ein Mensch wissen möchte, ob er zu jenen Vielen oder zu den Wenigen gehört, so mag er sich vor allem prüfen, ob er in diesem Erleben abhängig ist von der „Anregung" durch Werke der Genialität oder durch die Natur, oder ob er dies Erleben auch völlig unabhängig von der Umwelt, ganz aus sich selbst schöpfen kann. Wenn ihm dies ziemlich unvorstellbar, wenn er ein solches Erleben ohne jede „Anregung" durch die Umwelt nicht kennt, dann ist er trotz all seiner innigen Liebe zu Kunst, Wissenschaft, Natur und Menschen in seinem Leben sicherlich stets nur auf die Brücken geschritten, dann kennt er das „Jenseits" noch gar nicht. Und wer häufig auf Brücken schreitet, ohne weiter zu gehen, wer sich an das Umkehren von dort in das „Diesseits" gewöhnt, dem wird aus dem häufigen Kunstgenuß oder der sonstigen „Anregung", die er wieder und wieder aufsucht, eine große Gefahr für sein Jenseitserleben; er kann unfähig dazu werden! Jene wenigen aber schöpfen die Kraft zum Fluge in das Reich der Genialität ebenso häufig aus ihrer Seele wie aus der Umwelt. Sie werden auch durch Fesselung an einen Ort, der fern von allen Werken der Kunst ist, nicht ihr Jenseitserleben verlieren. Andererseits gibt es aber für sie kaum etwas Erfreulicheres, als auf all den unzähligen schönen Brücken hinüberzuschreiten, die – alle so individuell verschieden – in das

Erleben führen. Umkehr von der Brücke und Eintritt in das Reich der Genialität ist für sie ohne Zwang und Gesetz, und das Erleben selbst hat nicht das geringste mit einem mystischen Ereignis zu tun.

Dort aber, in jenem höheren Bewußtsein, im Jenseits, da erleben sie eine vollkommene Unabhängigkeit von Raum und Zeit; diese Formen des Vernunfterkennens ließen sie weit zurück! Sie vergessen den Raum und sind erhaben über jedes Wahrnehmen der Dauer!

Ob in Wirklichkeit Jahrtausende vergingen oder Augenblicke, wird nicht empfunden, aber auch von der Seele gar nicht erfragt; das Erleben weiß nichts von Dauer! Aber gerade dieses vollständige Jenseitssein von aller Zeitberechnung macht diese Menschen so leicht hilflos, wenn sie wieder zurück in das Diesseits kehren. Nun treten sie wieder ein in die Denkformen der Vernunft und müssen das Jetzt in Zusammenhang setzen mit der Zeit, die vor dem Erleben lag. Wenn nicht die Uhren und die Kalender die Erdumdrehungen kündeten, so wäre das oft unendlich schwer. Erst durch dieses Zurückkehren in die Zeitlichkeit werden diese Menschen nachträglich genötigt, dem Erleben eine Dauer zuzuschreiben, was ihnen während dessen ganz unmöglich gewesen wäre. Und nun weiß ihr Zeitwerten nur ein Wort, das sich am ehesten mit dem Erlebnis selbst deckt: das Wort „e w i g“. – Nichts ist solch einem Menschen unfaßlicher, wenn er in das Diesseits zurückkehrt, als daß sein Dasein noch währt, daß seine Kinder noch leben. So gewinnt das Leben in der Zeitlichkeit für ihn etwas Traumähnliches, ohne daß er deshalb das Diesseits matter erlebte als die Menschen, die nur die Zeitlichkeit kennen. Nur im Vergleich zu seinem tiefen Erleben dünkt es ihm so matt und kraftlos!

Es wäre ein vollkommen vergebliches Bemühen, diesen Zustand des zeitlosen Erlebens näher zu schildern. Alle unsere Begriffe sind von der Vernunft gebildet und unseren Denkformen unterworfen. Wir können also nur einiges zur Kennzeichnung dieser höheren Bewußtseinsstufe sagen: Ihr fehlt das Wahrnehmen der

Dauer. Sie wirkt auf uns als das Tatsächliche und läßt uns die Umwelt der Erscheinung als vielgestaltige Einkleidung dieses Tatsächlichen erleben, ein Zustand, der uns von einem gewissen Entfaltungsgrade der Genialität an nie mehr verläßt und aus dem wir mühelos ohne jede Absichtlichkeit in die Versenkung, in das völlige „Übersehen“ der Erscheinungswelt hinübergleiten. Deshalb will es uns so merkwürdig, ja geradezu humoristisch erscheinen, wenn manche Menschen – beispielsweise die Theosophen – sich täglich abmühen, um mühsam durch „Konzentrationsübung“ ein Erleben herbeizuführen, das uns durch die Entfaltung der Genialität so selbstverständlich geschenkt wird und künstlich überhaupt nicht erzeugt werden kann.

Wer immer das erhabene Reich, das Jenseits von Ursache und Wirkung, von Raum und Zeit, betreten hat, der weiß von dieser gesegneten Stunde ab, daß dies die Heimat seiner Seele ist. Er sehnt sich stets zu ihr zurück und freut sich der Brücken, d. h. der Gleichnisse Gottes, der Werke der Kunst und Weisheit, die andere schufen. Wenn seine Genialität mehr und mehr erstarkt, dann beginnt er wohl gar selbst, solche unsterblichen Gleichnisse zu schaffen in sehnsuchterfülltem Erinnern an sein Erleben! Das Herrliche aber ist eben dieses allmähliche Erstarken. Je öfter er die Brücke überschritt, um so kraftloser wird alle Daseinsfessel, die ihn zurückhalten möchte und die ihn im Anfang seines Lebens auch noch zurückhalten konnte! Mehr und mehr wird all sein Tun, all sein Trachten den Wünschen des Jenseits geweiht, und die Diesseitswünsche, die die Genialität duldet, werden geadelt, weil Gotterleben sie begleitet, sie überwacht, sie beherrscht.

Zeitlos nannten wir das Erleben des Jenseits. Aber ist nicht Zeitlosigkeit der Gegensatz der Zeitlichkeit? Ist sie nicht in weit tieferem Sinne „Ewigkeit“ im Vergleich zur Endlosigkeit, weil sie frei ist von denn Wahrnehmen der Zeit? Und ist nicht ein Eingehen in das Reich und ein bewußtes Erleben der Zeitlosigkeit ein Erleben der persönlichen Unsterblichkeit – „Ewigkeit“ genannt – in tieferem

geistigem Sinne als das endlose Dasein des Einzellers? Liegt hierin nicht die Erfüllung jenes unauslöschlichen Unsterblichkeitwillens in den beraubten Somazellen, die dem Absterben geweiht sind?

Wenn sich der Mensch die „Ewigkeit“ als „ohne Ende“ vorstellte, so tat er weise an solcher Einsicht über das Wesen aller Erscheinung; wenn er aber wähnte, er könne diese Ewigkeit bewußt erleben, ohne daß diese seine Teilhaftigkeit an ihr ein Ende hätte, so war dies Wahn und Irrtum. Nur vor dem Eintritt seines Todes – und auch dann nur unter bestimmten Voraussetzungen – kann sein Ich bewußt in das „Jenseits“ eingehen. Ob dies nun Billionen von Jahren gewährt hätte oder nur die tatsächlich verstrichene Frist, ist für ihn belanglos, da das Jenseitserleben die Dauer nicht wahrnimmt und alle tatsächlich im Diesseitserleben wahrgenommenen Zeiten neben diesem Erleben als „Vergänglichkeit“ gegenüber einem als „ewig“ erlebten „Unvergänglichen“ in seiner Seele stehen.

So ward durch die fortschreitende Entfaltung der Unsterblichkeitwille vertieft, vergeistigt und also durch das Bewußtwerden der Wünsche der Genialität erfüllt. Ist ihm doch statt des nicht bewußten endlosen Seins in der Zeitlichkeit, wie sie der Einzeller erlebt, das bewußte endliche Sein in der Zeitlosigkeit, genannt „Ewigkeit“, gegeben!

Diese Umwandlung des Unsterblichkeitwillens möchte uns zunächst unmöglich erscheinen. Das Leben aller Lebewesen, bis hin zu den Menschen, zeigt sich uns beseelt von dem Wunsche des endlosen Seins. Auch der Mensch bekundet in vielen religiösen Mythen noch ein ähnliches Ziel; denn er verheißt als Wunscherfüllung das endlose Sein im Jenseits nach dem Tode. Aber es ist mehr Gedankenlosigkeit als Nachdenken, die diesem Wunsche seine Dauerhaftigkeit gegeben hat. Der Mensch wird sich selten klar, welch eine Hölle dieses der Zeitschätzung entnommene endlose Sein – dies Ahasverlos – im Himmel wäre.

Von dem Augenblicke an, als die Seele des Menschen zur Bewußtheit gelangte, kann nur ein Jenseits von allem Zeitschätzen, niemals aber eine Endlosigkeit für dies bewußte Erleben angestrebt werden. Wenn aber dies Jenseits der Zeit für uns tatsächlich vor dem Tode erreichbar ist, muß sein Erleben den Unsterblichkeitwillen einer bewußten Seele auch voll erfüllen und von ihr nur so lange ersehnt werden, als ihr Bewußtsein noch da ist, also vor dem Eintritt des Todes. Aber ist diese Tatsache nicht die gleiche wie das schon von den Mythen geahnte „Reich Gottes auf Erden“, das wir schon innerhalb unseres Daseins wenn freilich auch nur in Unvollkommenheit – erlebten?

Wir werden sehen, auf welch andere Wege, zu welch ganz anderer Weltauffassung und Moral uns die weiteren Folgen unserer Erkenntnis führen als jene Lehre von dem Jenseitserleben nach dem Tode: Zu einem Jenseits, an dem der Mensch im Dasein vor dem Tode Anteil haben kann.

Wenn immer wir auf unserem Wege zur Erkenntnis eine erhabene Tatsächlichkeit erreichen, haben wir die große Freude, daß diese Tatsächlichkeit – wenn auch ohne klare Gesamterkenntnis – als ein Strahl der Erleuchtung im Laufe der Jahrtausende da oder dort in einer Menschenseele auftauchte. Dies muß ja auch so sein; denn erreichbar ist das Gotterleben auch allen denen, die nicht eine Gesamtschau erlebten. Zehn Jahre nachdem ich dies Werk geschaffen, während ich eine Neuauflage vorbereitete, las ich, daß der Christ Schleiermacher – der Lehre seines Glaubens an persönliche Unsterblichkeit nach dem Tode widersprechend – ganz im Sinne unserer Erkenntnis schreibt: „Mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und so ewig zu sein in jedem Augenblick, das ist Unsterblichkeit.“

Doch ist es etwas anderes um das Glauben, etwas anderes um das Wissen: Weil wir bis hierher niemals – die Erkenntnisse der Vernunft belächelnd – die Tatsachen der Entwicklungsgeschichte

verleugneten, aber auch keinen Schritt gingen, den die Vernunft unter Verleugnung des Erlebens geraten hätte, deshalb können wir nun auch dem Mythengläubigen mit Sicherheit sagen, daß er trotz alles richtigen Ahnens irrte. Und jetzt wird es sich zeigen, wer von uns, der bis hierher mit uns ging, die Wahrheiten der Entwicklungsgeschichte wirklich erfaßt hat. Wenn die Tatsache von der Unvermeidlichkeit des endgültigen Absterbens aller Körperzellen der Vielzeller natürlichen Tod wirklich in sein Denken überging, wenn er erfaßte, daß das Erleben der Seele unlöslich gebunden ist an die Daseinsmühen all der dienenden Zellen unseres Zellstaates Körper, so weiß er: das Bewußtsein erlischt für immer, wenn dieser Zellstaat im natürlichen Tode wieder zur anorganischen Substanz, zur nichtbewußten Erscheinung abgebaut wird. Er weiß: dann ist ihm noch nicht einmal mehr das stumpfe Erleben des Einzellers möglich. Er weiß, die Erscheinungsform, die wir „Ich" nennen, ist dann für immer erloschen.

Diese Wahrheit, die wir uns bewußt erworben haben, sie pocht auch bei dem frömmsten Christen, der an das Jenseitsleben nach dem Tode glaubt, gar vernehmlich an, immer dann, wenn wieder eine Stunde kommt, in der ihn der natürliche Tod am tiefsten erschüttert, wenn ein geliebter Mensch ihm stirbt.

Da gibt es für ihn eine Weile, in der ihn die Wahrheit des Tatsächlichen überwältigt: am offenen Sarge des Toten! Im Anblick seines bleichen starren Antlitzes, da gibt es auch für den gläubigsten Christen einen Augenblick, und sei er noch so flüchtig, wo er die ernste Tatsächlichkeit nicht zu leugnen wagt; tief erschrickt er dann über seinen „Unglauben". Mag immer, schon sobald der Sarg geschlossen ist, er selbst oder das Trostwort des Pfarrers den Glauben an Himmel und Hölle wieder aufrichten, sicherlich wurde seine Seele in jenen Stunden – wenn auch nur flüchtig – gestreift von der ernsten und doch so friedreichen Wahrheit. Wenn dieser Mund es nicht ist, der wieder lächeln wird, wie könnte dann je der Verstorbene in seiner Persönlichkeit erhalten bleiben! Wäre nicht

jede all dieser Zellen notwendig, um diese zu bewahren? Seine charakteristische Art sich zu bewegen, ein ganz besonderer, nur ihm eigentümlicher Ausdruck der Augen, seine bestimmte Haltung des Kopfes, der Klang seiner Stimme, ja, der ganze einmalige und einzigartige Charakter, der aus all diesen Gewohnheiten sprach: das alles gehört unlöslich mit zu seiner Persönlichkeit, und nur auf dem Zusammenwirken all der Einzelerscheinungen beruht ja seine persönliche Eigenart. Ebenso wie sein bewußtes Erleben ist sie nur durch das Wirken der Zellen seines Körpers geworden, und sie ist nun im Tode auf ewig entschlummert, zu Asche geworden.

Ja, es gibt für den Gläubigsten unter den Himmelsgläubigen Stunden, in denen er erkennt, daß sein Unsterblichkeitsmythos ihm die persönliche Unsterblichkeit ebensowenig verspricht, wie dies die Lehre von der Unsterblichkeit der Art, von der Unsterblichkeit in den Nachkommen, dem Darwinisten verheißt. Der Wille zur Wahrheit mache uns stark, auch im herbsten Verluste eines uns nahen Menschen zu erkennen, daß die Persönlichkeit über den Tod hinaus nicht leben kann!

Doch das gleiche Bewußtsein, das uns befähigt, diese ernste Wahrheit zu begreifen, bewahrt uns auch vor der Trennung von dem Toten! Unser Ich kann in das Jenseits gleiten, in dem das Erleben der Zeit schwindet, in dem das Gestern von dem Heute und dem Morgen nicht getrennt ist. Da hier das früher Erlebte dem heute Erlebten vollkommen an Lebendigkeit gleicht, können wir immer wieder im Jenseitserleben Stunden der Gemeinschaft mit dem Verstorbenen durchleben, wenn wirklich sein Wesen und Handeln sich tief in unsere Seele brannte, und wenn wirklich er Wünsche und Werte des Jenseits mit uns tauschte und erlebte. So lange also der Überlebende die Kraft hat, in das Jenseits hinüberzugleiten, erlebt er das Zusammensein mit dem Verstorbenen, und wahrlich in einem vollkommeneren Sinne als das Erinnern an den Toten im Diesseits. Er selbst kann bis zu seiner Todesstunde deshalb nicht von dem Toten getrennt werden, obwohl das Bewußtsein des Toten selbst für

immer erloschen ist. Nur der Tote also verliert uns, aber empfindet nie mehr den Verlust. Das ist die Güte und der Friede des Todes. Und das ist der wahre Kern der so plump materialistischen Geisterlehren, des Spiritismus; der wahre Kern, der sich selbstverständlich vollständig frei weiß von der abergläubischen Vorstellung, als ob der Tote noch lebe und in Erscheinung treten könne. Ein solches Wissen gibt uns Kraft in allem herben Schmerze des Todes und läßt uns auch nicht im Stich im Angesicht des Toten! Mit dem vollen Bewußtsein seines Erlöschens versenken wir uns noch einmal in den Anblick seiner ernsten, stillen Züge, und dies feierlichste Erinnern an seine Erscheinung wird uns ein lieber Führer in das Jenseits, wo der Erloschene in unserer Seele für unser Bewußtsein wiederersteht und wir in ebenso inniger geistiger Gemeinschaft mit ihm leben wie vor seinem Tode!

Was uns von allen Himmelsgläubigen so grundsätzlich trennt und uns zu ganz anderen Menschen macht, uns ganz andere moralische Wertungen abnötigt, ist unser Wissen, daß unsere Unsterblichkeit sich vor dem Tode erfüllen muß.

Unsterblichkeit – das Reich ewigen Erlebens – war der Seele erreichbar bis zur Stunde des Todes, weil sie so lange bewußt das Göttliche erleben konnte. Sterblich ist das Einzelwesen, das sein Leben durch sterbliche Körperzellen erhält, und daher ist auch das Ichbewußtsein sterblich und schwindet auf ewig im Tode. Unsterblich ist allein das Wesen aller Erscheinung und so auch das Wesen der Erscheinung Mensch. Nichtbewußte Erscheinung wird aus dem Menschen wie aus allen sterblichen Vielzellern.

Erst das Bewußtsein des Menschen befähigt zu Todwissen und Todverkennen, aber auch zu solchem Todbegreifen, solange unser Zellstaat noch lebendig ist, mit anderen Worten zu einer Zeit, in der die „Persönlichkeit“ noch besteht. Ist doch der Wunsch nach der persönlichen Unsterblichkeit so ganz besonders machtvoll in uns! Nicht als ob die Genialität uns nicht weit über die Grenzen des

Einzelwesens hinausführte; ja, wir können sogar dieses Erhobensein über die Grenzen der Persönlichkeit als ein sehr wesentliches Merkmal des Jenseitserlebens anführen. Aber die Wege, die wir dahin gehen, und die ganze Eigenart der Gefühlsbegleitung oder -ausschaltung, die Art, in welcher Reihenfolge wir die verschiedenen Fesseln des Vernunftreiches abstreifen, welche göttlichen Wünsche am stärksten betont sind usw., das alles trägt eine bei jedem Einzelwesen eigenartige Färbung, und deshalb ist auch nichts törichter als die Regeln und Vorschriften, ja, man wäre fast versucht zu sagen die „Rezepte", die manche religiöse Gemeinschaften aufstellen, um dies Erleben zu erleichtern!

Unser Wissen, daß nach dem Tode ein Erleben des Jenseits unmöglich ist, wird den Seelen eine etwas bessere Flugkraft geben als der Himmelsglaube und wird die Menschen lächeln lassen über dies mühsame, nach bestimmten Vorschriften versuchte Hinflattern zum Licht! Wie einzigartig das Erleben des Jenseits trotz seiner Erhebung in das Überpersönliche ist, das wird uns am deutlichsten bei der wunderbaren Mannigfaltigkeit persönlicher Färbung all der Kunstwerke, die aus dem Erinnern an Jenseitserleben bewußt geboren sind. Hier ist die Eigenart so deutlich, daß z. B. ein Musikwerk oft schon an wenigen Klängen den Schöpfer erkennen läßt; das Nacherleben all dieser Kunstwerke endlich trägt in jedem Menschen wieder eine persönliche Färbung. So können wir denn das Erleben im Reiche der Genialität die denkbar reichste Erfüllung des Wunsches nach persönlicher Unsterblichkeit nennen! Aber da diese Unsterblichkeit so sehr von Irrtum und von Gottferne verkannt wird, ist sie das seltene Erleben seltener Menschen! Alle die übrigen gehen in den ewigen Tod ein, ohne an der Unsterblichkeit teilgehabt zu haben. Nichts aber könnte so nachdrücklich dies Erleben hindern wie jener Wahn, der da sagt, es begänne erst nach dem Tode.

Ein anderes, ebenso ernstes Hindernis liegt in der innerseelischen Verkümmerung so vieler Menschen. Zu sehr ist das Wollen dieser vielen mit dem Diesseits verwoben; zu sehr wurden die

Wünsche der Genialität überhört, bis sie schließlich zu stumpf wurden, um bewußt zu werden. Aber gar mancher, der sein ganzes Leben hindurch niemals die Flugkraft ins Jenseits hatte, höchstens manchmal auf die Brücken schritt, der sich beim nahenden Tode aufbäumt, mit der ganzen Allgewalt seines Unsterblichkeitwillens gegen das endgültige Erlöschen seinen schweren Todeskampf ringend, der gewinnt in dieser letzten Stunde seines Lebens – in den letzten Augenblicken, in denen ihm die Möglichkeit hierzu noch gegeben – endlich die Flugkraft ins Jenseits! Das furchtbare Ringen und Winden und Kämpfen des Körpers hört auf, seine verzerrten Züge glätten sich, ein Ausdruck verklärter Ruhe verschönt sein Antlitz. Seine Augen scheinen in endlose Weiten zu blicken, und lautlos und schmerzlos gleitet er danach hinweg in das Erlöschen des Seins.

So war das ewige Leben in letzter Stunde erreicht, und der erlöste Unsterblichkeitwille kämpfte nun nicht mehr gegen das Erstarren im Tode. Und wenn die Umstehenden „die Verklärung“ auf dem Antlitz, wenn sie den „heiligen Frieden“, wenn sie den weltfernen Blick sehen und in tiefer Erschütterung erleben, zu welch erhabener Schönheit die Gesichtszüge fähig gewesen wären, die im ganzen Dasein so sehr entstellt waren, dann flüstern sie sich wohl zu: „Er ist schon hinüber, ist schon im Jenseits!“ Und weil die Todesstarre diesen letzten Ausdruck des Antlitzes festhält, so bestärkt es ihren Glauben, daß nun erst das Leben begänne. „Er ist schon im Jenseits“, wie wahr ist es, was sie sahen, wie irrig, was sie meinen! Nein, nicht „schon“, sondern „erst“ jetzt – in höchster Todesnot – fand die Seele zum ersten und letzten Male die Flugkraft zum ewigen Leben; doch im Augenblick des Todes schloß dieses Erleben durch den Tod für immer ab.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, die nach unserer Erkenntnis von der Erfüllung des Unsterblichkeitwillens vor dem Tode und von dem unwiderruflich ewigen Erlöschen unseres Bewußtseins im Tode sehr begreiflich ist, daß das Verständnis für alles Jen-

seitserleben bei dem Herannahen des Todes zunimmt, so bei dem natürlichen Altern des Gesunden und in ernsten Krankheitsfällen. Am auffälligsten ist dieser Wandel in der Kindheit. Das Kind, noch ferne dem Alterstode, kennt keine Jenseitssehnsucht und hat sehr geringes Verständnis für diese Sehnsucht der Erwachsenen. Dabei lebt es unbewußt weit unmittelbarer im Zusammenhang mit den göttlichen Wünschen. Wenn aber eine ernste Krankheit den frühen Tod wahrscheinlich macht, erwacht der Unsterblichkeitwille zu starker Sehnsucht nach Erfüllung und reift das lebensbedrohte junge Seelchen zu abgeklärtem Jenseitserleben, wodurch es dann an Weisheit des Lebens oft ungleich reicher wird als seine im Dasein verstrickte ältere Umgebung und in eine oft ergreifende Unfähigkeit gerät, den törichten Spielen seiner Altersgenossen Freude abzugewinnen.

Wie weise dünkt uns nun dieser Wandel, wie wunderbar enthüllt sich uns, da wir das Ziel erkannten, der ganze Weg der Entwicklung! In tausend und aber tausend Geschlechterfolgen trieb der Unsterblichkeitwille zum Aufstieg, zu höherer Bewußtheit, und alle jene Körperzellen erloschen, ohne daß sich dieser Wille erfüllte, aber auch ohne daß sie das Schicksal wußten. Bis endlich im Menschen zuerst die Vernunft und dann das Wünschen der Genialität im Ich der Seele zu so klarer Bewußtheit erwachten, daß er als erster nicht nur den Raub der Unsterblichkeit begreift, sondern eine neue Unsterblichkeit im Reiche der Genialität erlebt!

Die Aufwärtsbewegung zu höherer Bewußtheit setzte – wie wir sahen – ein, als der erste Vielzeller die „potentielle“ Unsterblichkeit des Einzellers verloren hatte, und die Entwicklung zu höheren Arten hörte auf, als der höchstentwickelte Vielzeller die „potentielle“ Unsterblichkeit in einer vergeistigten Form wiedergewonnen hatte. Nun begreifen wir, weshalb der Naturwissenschaftler eine Aufwärtsentwicklung über den Menschen hinaus im entwicklungsgeschichtlichen Sinne nicht nachweisen, weshalb er nur eine Verkümmerung einzelner Sinnesorgane und das allmähliche

Verschwinden von etwa zweihundert noch von den tierischen Vorfahren überkommenen „rudimentären Organen“ anführen kann. Dies ist nun alles begreiflich geworden.

Die Möglichkeiten der geistigen Entwicklung lagen schon im ersten Menschen, aber eine Vollentfaltung der Wünsche der Genialität kann in der Seele des einzelnen erst dann verwirklicht werden, wenn die Menschen sie nicht mehr mit den Denkformen der Vernunft verweben, ihre Erfüllung vor allem anderen anstreben und so ihre „potentielle“ Unsterblichkeit erst verwirklichen! Der seltene Mensch der Vergangenheit und Gegenwart, der dies tut, er allein ist das den Tod erkennende, aber über den Tod erhabene Hyperzoon.

Haben wir einmal erkannt, daß der Unsterblichkeitwille in den beraubten Zellen der Körper zu der hohen Bewußtheit des Menschen als zu seiner Erlösung hindrängte und sich den Wandel der Formen erzwang, dann werden uns viele Erscheinungen begreiflich, die uns sonst widerspruchsvoll dünken. Wir können nicht alle die vielen neuen Wege des Erkennnens, die unsere Schau uns erschlossen hat, gehen, ohne in Einzelforschungen zu geraten; aber eine Tatsache muß deshalb erwähnt werden, weil sie in unserer Beweisführung an früherer Stelle (siehe Seite 127) angedeutet wurde. Jeder Naturwissenschaftler weiß, daß die Vererbung erworbener Eigenschaften eine Voraussetzung ist, ohne die viele Tatsachen der Entwicklungsgeschichte nicht möglich wären. Aber jeder Naturwissenschaftler weiß auch, daß keiner der praktischen Versuche imstande war, diese Vererbung erworbener Eigenschaften nun auch überzeugend zu beweisen. Unsere Erkenntnis der Zusammenhänge führt uns zu einer überaus einfachen Lösung des „Rätsels“. Nur e i n Antrieb, nur ein einziger Zusammenhang war machtvoll genug, um die Vererbungssubstanz der Keimzellen auch innerhalb des Daseins des Vielzellers noch abwandelnd zu beeinflussen, und das war der Antrieb des Unsterblichkeitwillens, der die Form zur Erlangung höherer Bewußtheit wandeln wollte! Würden auch andere Abwandlungen, die nicht diesem Ziele dienten, sich auf das

Erbgut noch innerhalb des Lebens des Vielzellers übertragen, so wäre der Weg zur Bewußtheit gar manchmal gefährdet gewesen. Es wundert uns daher nicht, daß beim Menschen, bei dem die höchste Bewußtheit erreicht ist, eine Vererbung erworbener Eigenschaften nun nicht mehr statthat.[4] Weshalb sie heute bei den Tierarten nicht zu finden ist, das wird uns noch begreiflich, wenn wir jetzt mit all der gewonnenen Erkenntnis der merkwürdigen Tatsache gegenübertreten, daß jeder Aufstieg aller übrigen Tierarten zu höherer Bewußtheit aufhörte, nachdem der Mensch geboren war.

Unsichtbaren Flügeln vergleichbar trug der Unsterblichkeitwille die Welt der vielzelligen, sterblichen Lebewesen aus tiefsten Stufen der Unbewußtheit in immer höherem Fluge zum Lichte der Wachheit. Unzählige gingen zugrunde, ohne von ferne das Licht zu erblicken, und der Mensch, dem allein es erreichbar, wollte es mit den Denkformen seiner Vernunft „begreifen“! Immer wieder erlagen Kulturen diesem Irrtum. Bis endlich die Vernunft Kritik an sich selbst übte und die Grenzen ihres Erkennens sah. In Ehrfurcht vor dem Unfaßbaren knüpfen wir nach Jahrhunderttausenden Menschengeschichte die erkannten Gesetze des Werdens an das Erleben der Genialität, und nun wird uns Erlösung in der Erkenntnis. Das Erleben der Genialität wird uns der Inhalt des Lebens; das Dasein, alles Handeln und Denken, alles Hassen und Lieben wird von Grund auf gewandelt durch das Erkennen, daß uns dies Erleben nur vor dem Tode erreichbar ist. Für den Erlösten wandeln sich alle Werte!

Begreiflich ist es uns, daß der Mensch – der die „potentielle“ Unsterblichkeit in solcher Erfüllung wieder besitzt – sich nicht höher wandelte, daß es keine „höhere Gattung“ gibt, noch geben wird! Aber wo blieb der Antrieb zur Aufwärtsentwicklung bei allen Tieren, die doch wahrlich weite Wege hinauf zur Bewußtheit geschritten waren? Warum wird nicht auch heute noch aus einem

[4]Inwieweit das Keimplasma im Menschen für die Wünsche der Genialität plastisch ist, wird in dem Werk „Des Menschen Seele“ noch einmal erwähnt.

Amphioxus ein höheres Wirbeltier? Warum wird nicht aus einem höheren Säugetier, warum vor allem wird nicht aus dem Affen ein menschenähnliches, vernunftbegabtes Wesen?

Was sagt uns die Naturwissenschaft über diese merkwürdige Tatsache, daß die Entwicklung aller Tierarten nach der Entstehung des Menschen zum Stillstand kam? Sie weiß es nicht, macht sich aber nicht viel Sorge über das Rätsel. Nun, dann möge sie es dem philosophischen Denken nicht verargen, wenn es in seinem Bereiche zwingenden Gedankengängen folgt, um dieses Rätsel zu ergründen!

Das Reich der Genialität jenseits von Ursache und Wirkung, Raum und Zeit, welches der Vernunft unfaßbar ist, wurde von Menschen bisher „Gott“, oder „Wesen der Dinge“ oder „Ding an sich“ genannt. Doch selten schritt nun von diesem Erfassen des Göttlichen im Weltall der Mensch hinauf zu der Einsicht in das hehre Amt der wachsten Seele im Weltall. Nie wagte ein Mensch, sich die gewaltige Verantwortung auf die Schulter zu laden, die Tatsächlichkeit einzugestehen und auszusprechen. Nur das Wissen, das uns die Tatsachen der Entwicklungsgeschichte boten, gibt im Verein mit dem Erleben des Göttlichen uns den Mut, diese Gewißheit zu künden: Wenn das Ich der Seele in dem Wesen der Dinge bewußtes Erleben findet, so ist es Bewußtsein Gottes, so wie es, wie Kant bewiesen hat, durch die Vernunft Bewußtsein der Erscheinungswelt ist. Da die Aufwärtsentwicklung mit der Erlangung der Möglichkeit, das Bewußtsein Gottes zu sein, aufgehört hat, so war diese wohl das Ziel der Entwicklung und wurde erreicht durch die Ausschließung der Körperzellen von der Unsterblichkeit, wodurch der Unsterblichkeitwille den Antrieb zur Wiedererlangung einer Unsterblichkeit durch die Entwicklung erhielt. Diese Einsicht, daß der Mensch das Bewußtsein des „Wesens aller Erscheinungen“, des Göttlichen sein kann, unterscheidet unsere Einsicht von allen Abarten des Pantheismus und Deismus, die ja auch das Weltall als gottdurchseelt erkennen, das Göttliche nicht als Person dem Weltall gegenüberstellen, aber die gewaltige Verantwortung des Menschen

in diesem Weltall verkennen. Sie aber ist der fruchtbare Kern unserer Erkenntnis, der uns den Sinn unseres Menschenlebens, der uns eine sehr ernste, klare, kraftreiche, unerbittliche Moral schenkt und alle herrschenden Werte, alle Gebiete der Kultur umwertet. Doch noch ahnen wir nur einen Teil des hehren Amtes des Menschen. Er kann nicht nur Bewußtsein Gottes werden, sondern er ist das einzige Lebewesen, das hierzu fähig ist, womit denn die unerhörte Wucht der Verantwortung auf ihm liegt, vor seinem Tode Bewußtsein Gottes zu werden! Dies beweisen uns die Tatsachen der Entwicklungsgeschichte.

Wir sehen, wie auf unserer Erde dieses Sich-zur-höheren-Bewußtheit-Entwickeln bei allen Lebewesen aufhört, die vorher ganz wie der Mensch sich aus einfachsten Vielzellern (Volvox) höher und höher wandelten. So bestätigt diese Tatsache das uralte Ahnen der Seele, daß tatsächlich ein einheitlicher innerster Zusammenhang aller Erscheinungen besteht, den die Philosophie schon lange annahm! So unvergleichbar die Erscheinungswelt mit dem „Ding an sich" ist, so sehr ist es möglich, eine Erscheinungsform des „Dings an sich" mit einer anderen zu vergleichen. Ebenso wie in dem großen Zellstaate Mensch nur eine kleine Gruppe von Zellen, eine Gruppe der Großhirnzellen, Träger des Bewußtseins ist, so sind auch unter allen lebenden Wesen nur die Menschen Bewußtsein aller Erscheinung dank ihrer Vernunft und unter ihnen wiederum nur eine Gruppe Menschen Bewußtsein Gottes dank ihrer selbstentfalteten Genialität.

Die Einheitlichkeit – die „Gottdurchseeltheit" aller Erscheinungen des Weltalls – ließ den gewaltigen Antrieb zur Aufwärtsentwicklung, zur Bewußtheit, der alle Vielzeller von der Stufe des Volvox an in unermüdlichem Formenwandel hinauftrieb zu immer höherer Stufe der Wachheit, erlöschen, als der Mensch geboren war, das Lebewesen, das „Bewußtsein Gottes" dank seiner Wachheit werden kann und so Anteil an dem Unsterblichen vor dem Tode hat. Das Werden der Arten steht nun stille. Die „Schöpfung" ist

vollendet.

Haben wir die Einheitlichkeit des Wesens aller Erscheinungen des Weltalls erkannt, dann werden wir uns nicht so unfähig im Erfassen des Göttlichen erweisen, um nicht auch einen Zusammenhang mit Lebewesen anzunehmen, die etwa auf anderen Sternen leben. Wir dürfen uns da von der Unvollkommenheit des angeführten Vergleiches vom Zellstaate Mensch nicht irreleiten lassen. Für das „Ding an sich" – das jenseits des Raumes ist – besteht die gleiche Beziehung: die Einheitlichkeit mit allen Lebewesen auf allen bewohnbaren Sternen. Haben wir also den Stillstand der Entwicklung der Tierarten auf Erden nach der Entstehung des Menschen in seiner Ursache erfaßt, so folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß auch in den Lebewesen anderer Weltkörper der Antrieb zur höheren Entwicklung erlahmte, als der Mensch geboren war, als das Göttliche sich bewußt erleben konnte. Und so wird der Antrieb zur Höherentwicklung erst dann wieder auf irgendeinem Sterne erwachen, wenn die Menschen mit oder vor der Erde untergehen. Ebenso wie vorher – ehe die Entwicklung der Arten auf der Erde einsetzte – Wesen auf einem anderen Sterne gelebt haben können, die Bewußtsein Gottes sein konnten und wie deren Untergang dann den Entwicklungsaufstieg auf unserer Erde auslöste. Das bewußte Erleben des Göttlichen hat, wie wir erkennen werden, Unvollkommenheit der Menschenseele, die sich aus freiem Willen für den Einklang mit dem Göttlichen in Wahrnehmen, Fühlen, Denken, Wollen und Handeln entscheidet, zur Voraussetzung. Die Auswirkungen dieser Unvollkommenheit und das durch die Naturgesetze ausgelöste Leid machen das Leben dieser bewußten Lebewesen unerhört leidreich, so daß sich mit göttlicher Vollkommenheit nur vereinen läßt, daß jeweils nur die Menschen eines Sternes im Weltall die Träger des Gottbewußtseins sind.

Hiermit bekennen wir uns aber zu der Einsicht, die von unerhörter Bedeutung für das Begreifen vieler tatsächlich vorhandener Seelengesetze und der wesentlichen Grundgesetze der Geschichte

der Völker und ihrer Kulturen ist. Dies dünkt all denen, die die Gesamtschau nicht selbst erlebten, fast wie eine „willkürliche" oder doch „nebensächliche Annahme". Tatsächlich aber ist sie der Schlüssel zur Erkenntnis des Sinnes des Menschenlebens, der Geschichte und Kulturen. Diese Tatsache ist nicht nur von erschütternder Erhabenheit für den Menschen, sondern sie schließt eine weitere Tatsache von großer Tragweite in sich: Das Göttliche ist das Vollkommene, deshalb muß auch das einzige Bewußtsein Gottes in sich die Möglichkeit, der Selbstschöpfung zur Vollkommenheit tragen. Kaum eine andere unserer Einsichten wird die Moralwertungen, die wir geben, mehr befruchten dürfen als das gewaltige Erkennen: Der Mensch ist das einzige Bewußtsein Gottes. Vollkommenheit wird in jedem von uns erreicht seint, wenn wir unser ganzes Leben und Erleben den Wünschen der Genialität untergeordnet haben. Nach dieser wunderbar hohen Wachheit der Seele, nach dem Erleben und Erreichen des Jenseits folgt dann für uns wie für alle anderen Körperzellen der Tod. Nach ihm erlischt das Bewußtsein, und die zum Staube zerfallenen Zellen zeigen wie alles „tote" Gestein nur Willensoffenbarungen in Gestalt physikalischer und chemischer Eigenschaften.

Da also der Mensch das einzige Bewußtsein Gottes sein kann und nur so lange sein kann, als er noch lebt, wird uns das Schuldgefühl der Menschen dem Göttlichen gegenüber sehr begreiflich! Denn wie wenige waren das, was sie sein konnten! Und noch eine andere wunderbare geschichtliche Tatsache erhält einen tiefen Sinn. Wenn dies hohe Menschenamt gefährdet ist, weil alle Menschen der Erde sich im Irrtum, im Diesseits verstrickt haben, dann erwacht in solcher Zeit der äußersten Gefährdung das Göttliche in einem Menschen zu ungewöhnlich kraftvoller Bewußtheit, und dieser führt dann die Menschen zum göttlichen Erleben zurück.

So hat unsere Erkenntnis den Menschen auf ungeahnte Höhe erhoben: er ist Bewußtsein Gottes. Aber da sie ihm auch zeigte, daß er allein im Weltall so hoch steht, gab sie ihm gleichzeitig die

Gewißheit, daß er die Vollkommenheit im Leben erreichen kann und die Verantwortung auf sich trägt, diesen Sinn seines Seins zu erfüllen. Besonders wenn dies Erkennen den Menschen in einer Zeit geworden ist, in der der furchtbarste seelische Tiefstand und grenzenlose Unmoral die Menschen weit von allem Jenseitserleben entfernt haben, einer Zeit also, in der Gottwachheit wie wohl noch niemals gefährdet ist, legt sich diese Verantwortung mit doppelter Wucht auf die wenigen gottwachen Menschen!

Die Erkenntnis unserer einzigartigen und ungeahnt erhabenen Aufgabe im Kosmos gibt uns eine gewaltige Erstarkung unserer Genialität und läßt alles Ungeniale in uns erblassen und ermatten. Ungleich fühlbarer aber ist noch der Ansporn, den unsere Gottkräfte durch die ernste Tatsache erfahren, daß das Jenseits uns nur vor dem Tode erreichbar ist. Sie läßt so vieles, was uns bedeutsam erschien, zu einem Nichts zusammenschrumpfen, und die Sehnsucht, dieses Jenseits teilhaftig zu werden, erwirkt in uns jene höchste Wachheit, jene Bewußtseinsform, in der wir, über alle Erscheinungswelt und über unsere Person erhaben, die Genialität; das Göttliche, bewußt erleben. In diesem Seelenzustande wird es uns zur Tatsache, daß ursächliche Zusammenhänge, daß Raum und Zeit nur Denkformen unserer Vernunft sind, die es uns ermöglichen, die Welt der Erscheinungen zu ordnen.

Unser Gotterleben ist so weit erhaben über sie, daß wir nun die Vernunftfragen, die wir mit vielen anderen Diesseitsverstrickten an das Wesen der Dinge vergeblich richteten, in ihrer Torheit erkennen. Niemals werden wir darüber grübeln, ob und wann ein Anfang und ein Ende des Göttlichen war oder sein wird. Wir erleben das Göttliche und wissen, daß nur die E r s c h e i n u n g e n des Weltalls einen Anfang und ein Ende haben, ebenso wie sie auch dem Raum und der Ursächlichkeit eingeordnet sind und deshalb von unserer Vernunft, die in den gleichen Formen denkt, erkannt werden können. Die Frage nach dem, was räumlich jenseits des Kosmos wäre, und die Frage nach der „Ursache der Gottesexistenz“

erkennen wir als Übergriffe der Denkkraft auf das Gebiet, auf dem sie noch weniger anwendbar ist als etwa ein Barometer für Zeitmessung. In dieser höheren Bewußtseinsform, in der wir das Bewußtsein des Wesens der Dinge, des Göttlichen, sind, ist es uns somit selbstverständliche Tatsache, daß die Vernunft hier versagt. Sie ist nichts anderes als ein sehr wertvolles Werkzeug der Erkenntnis in der Erscheinungswelt, aber wir wenden sie niemals mehr an, um das Wesen der Dinge zu erfassen.

Weil wir uns – wie schon erwähnt – bei allen Gedankengängen nicht allein auf die Stimme unseres inneren Erlebens verließen, sondern an der Hand der Entwicklungsgeschichte den Weg des Wissens, was tatsächlich ist, bis hin zu den Grenzen des Vernunfterkennens schritten, erst hier aber uns von dem inneren Erleben und Schauen leiten ließen, so ist das Ergebnis auch etwas anderes als ein „neuer Glaube“ : es ist Wissen, das vor dem Gotterleben standhält, also Weisheit, welche der Erkennende nicht „glaubt“ , sondern „einsieht“. Die Art aber, wie er zu dieser Weisheit gelangte, läßt ihn in Ehrfurcht schweigen über das, was er nur erleben kann, aber nicht in Worte zu fassen vermag.

Diese Weisheit – das Bekenntnis unserer Gotterkenntnis – läßt sich, soweit es dem Wissen entnommen, etwa mit den Worten ausdrücken, die niemals Dogma sein, noch werden können oder wollen, sondern Einsicht sind wie die erforschten Naturgesetze:

1. Ich weiß, daß nur dem Einzeller und den Keimzellen endloses Sein im Reiche der Erscheinungen möglich ist, ich selbst aber wie alle Körperzellen dem Todesmuß verfallen bin.

2. Ich weiß, daß der Unsterblichkeitwille aller Körperzellen durch das Todesmuß den Antrieb erhielt, Formen höherer Bewußtheit bis aufwärts zum Menschen zu erzwingen.

3. Ich weiß, daß mir dank der so erlangten Bewußtheit, solange ich lebe, die Möglichkeit gegeben ist, das der Vernunft unfaßbare Wesen der Dinge, das „Jenseits“, das Göttliche, die Genialität (oder wie wir ebensogut sagen können „Gott“) bewußt zu erleben und

hierdurch meinen Unsterblichkeitwillen vor dem Tode zu erfüllen.

4. Ich weiß, daß die Menschen durch die Vernunft das einzige Bewußtsein der Erscheinungswelt sind; ich weiß, daß durch die Genialität sich einzelne Menschen zu dem einzigen Bewußtsein Gottes bis zur Todesstunde selbst gestalten können und ihr Ich aus eigener Kraft die Vollkommenheit erreichen kann.

Kapitel 6

Genialität und Daseinskampf

Von dem Kampf ums Dasein und vom Triebleben bedroht und verdrängt, von der halberkennenden Vernunft mißdeutet und entstellt, hat sich die über alles Ahnen der Menschen herrliche Möglichkeit göttlicher Vollkommenheit, hat sich die Genialität so mangelhaft entfaltet, daß die Menschen den gründlichen Betrachter gar wenig von ihrer hohen Möglichkeiten ahnen lassen.

Wir können nun glauben, daß nur die falschen Wege der halberkennenden Vernunft, die Triebentartungen und die dem Tiere noch unbekannte Habgier – besonders die Geldgier – den Kampf um das Dasein so sehr zum Feinde der Genialität gemacht hätten und eine vollkommene Umwälzung, eine Genesung von dieser Entartung zugleich auch dem Daseinskampf seine genialitäthemmende Macht nähme. Tieferes Nachdenken zeigt uns aber das Irrige dieser Auffassung. Denn es besteht tatsächlich eine uns unüberbrückbar erscheinende Kluft zwischen den zweckfremden Wünschen der Genialität und dem von der Nützlichkeit geleiteten Kampf um das Dasein! Es liegt etwas Schmerzliches in der Tatsache, daß die endlich verwirklichte Erlösung des Unsterblichkeitwillens durch das Bewußtwerden der genialen Wünsche einen neuen, ebenso ernsten Zwiespalt geschaffen hat wie jenen zwischen Unsterblichkeitwillen und natürlichem Tode: einen Zwiespalt, der uns um so bedeutsamer erscheint, als wir – im Gegensatz zu den Religionen der Himmelsgläubigen – zu der Erkenntnis von der hohen, ja ausschlaggebenden

Bedeutung unseres Daseins für das Erleben der Unsterblichkeit geführt wurden.

Um uns die unüberbrückbar scheinende Kluft deutlich vor Augen zu führen, wollen wir den Daseinskampf der uns am nächsten stehenden Tiere beobachten, der frei von Entartungen, frei von Einflüssen durch die Genialität blieb.

Wenn das junge Tier nach kurzer Zeit mütterlicher Fürsorge in den Daseinskampf selbständig eintritt, sieht es sich umgeben von manchen Erscheinungen, die es bereits als bittere Feinde fürchten gelernt hat; es sieht sich umgeben von manchem, das ihm schon als bedeutungslos bekannt wurde und deshalb von ihm nicht mehr beachtet wird, und sehr, sehr vielem, dessen Eigenschaften es noch nicht kennt, dem es also vorläufig auf das äußerste mißtrauen muß. Nun gilt sein ganzes Sinnen und Trachten der Abwehr der Todesgefahr und der Beschaffung der Nahrung. Der Selbsterhaltungswille peitscht es immer wieder durch die Qualen des Hungers aus der Ruhe auf, und über seinem Leben lastet der Fluch eines großen Mißverhältnisses zwischen den langen Qualen der Unlust und den flüchtigen Augenblicken jäher Lust. Nichts dünkt uns unbegreiflicher, wenn wir das freudearme, unlust- und mühereiche Dasein des Tieres beobachten, als seine „Geduld“ mit seinem Schicksal, bis wir uns dann wieder der tröstlichen Vergeßlichkeit des Tieres erinnern. Es lebt nur in dem gegenwärtigen Augenblick; die Vergangenheit aber wird nicht b e w u ß t erinnert, und die Mühen und Schrecken der Zukunft werden nicht vorausgeahnt. Auch bleiben ihm die Stunden der Ruhe, die uns im Vergleich mit dem ruhelosen Hasten gar mancher Menschen königlich dünken; denn wir dürfen nie vergessen, daß das Tier immer nur um sein nacktes Leben ringt und wirkt, aber sobald dieses gerettet ist, in Nichtstun verfällt, ein Freisein von Leid und Mühe erlebt, das oft die deutlichen Kennzeichen einer Empfindung trägt, die wir bei dem Menschen „Behagen“ nennen. Nur in Kindheit und frühester Jugend zeigt das Tier eine Daseinsfreude in den leidfreien Stunden der Ruhe, die weit

mehr ist als das Behagen am Sein. In dieser Zeit zeigt es sich auch regsam, wenn es nicht gilt, lebensrettendes Nützliches zu wirken! Da tummelt es sich ganz wie das Menschenkind in „zwecklosen“ Spielen, hat Freude am Necken des Altersgenossen, kurz, es zeigt Übermut und Lebenslust!

Auch das erwachsene Tier wäre wohl zu solcher Heiterkeit noch fähig; dies beweisen uns die Haustiere, besonders die Hunde, denen der Mensch den Daseinskampf abnimmt und ihnen so die Freude am Zwecklosen wach erhält. Aber die übrigen Tiere, die für sich kämpfen müssen, werden im Dasein allmählich mehr und mehr ernüchtert und verlieren schon frühzeitig den Sinn für das Spiel. Dem alternden Tiere endlich liegt dies ferner und ferner; Mürrischkeit unterbricht allein seine schläfrigen Ruhestunden vom Kampf. Dieser allmähliche Abstieg von übersprudelnder Daseinsfreude, von Übermut zu Nüchternheit und von dieser im Alter weiter hinab zu Mißmut und Griesgram ist uns nicht unbekannt. Es ist die allgemein herrschende Stimmungsstufenleiter der verschiedenen Altersstufen bei allen Tieren und bei allen jenen Menschen, die ebenso wie die Tiere ein Diesseitsdasein führen und die ein Erleben der Genialität nicht kennen. In diesem Stimmungsabstieg haben wir nicht allein die Wirkung des Daseinskampfes zu sehen; denn wir finden ihn ganz ebenso bei Menschen, die nicht „kämpfen“ müssen, ja, noch häufiger bei den Müßiggängern, die andere für sich arbeiten lassen. Seine wesentlichste Ursache ist das gesetzmäßige Altern, die allmähliche Abnahme der Lebenskraft (Vitalität) der dem Altern und Sterbenmüssen verfallenen Körperzellen, denen diese Tiere und die Menschen mit verkümmerter Genialität ganz und gar ausgeliefert sind. Bei Menschen, die innerhalb des Lebens ihre Genialität entfalten, wird diese vom Altern der Körperzellen herrührende Abnahme an körperlicher Lebenskraft durch die Zunahme der genialen Entfaltung bewältigt und dadurch jener Stimmungsabstieg verhindert.

So verläuft das Leben des Einzeltieres in einem Wechsel häufi-

ger Mühen und Qualen und seltener Ruhe und Lust; aber dennoch ist sein Los noch „glücklich“ zu nennen im Vergleich zu dem Dasein jener Tiere, die sich in der Todesnot entschlossen, in einer staatlichen Gemeinschaft – wie z. B. die Ameisen – den Daseinskampf aufzunehmen. Sie führen ein überaus rast- und ruheloses Leben, wie die Organe der Vielzeller. Wie das Herz, das von dem ersten bis zum letzten Augenblicke des Lebens ohne Unterbrechung tätig sein muß, so wirken sie ohne Unterlaß – eingespannt in das Joch der Arbeit – für die Gesamtheit. Noch nicht einmal der härteste Lebenskampf des gefährdetsten Einzeltieres ist so mühereich und vor allem nicht von der gleichen Eintönigkeit des Daseins erfüllt. Sicher haben sich die staatenbildenden Tiere durch den Zusammenschluß ihre Wohnung und Nahrung besser geschützt; sicherlich sind sie, die einzeln Schwachen, vereint erstarkt und zum gefürchteten Gegner von Tieren geworden, vor denen sie einzeln hätten angstvoll fliehen müssen. Aber sie haben für diesen besseren Schutz ihre Unabhängigkeit und ihre Ruhestunden die einzigen Lichtblicke ihres Daseins – geopfert! Wie, wenn sie erführen, daß ihrer selbst und der stolzen, so mühereich erbauten Stadt der sichere Tod wartet; würden sie dann ihr ruheloses Hasten wohl fortsetzen? Es gibt Unbegreiflicheres in der Welt der Erscheinungen als diese hastenden Ameisen: es gibt unzählige Menschen, deren Leben ganz jenen Tieren ähnelt; die den schließlichen eigenen Tod und das Schicksal all ihres Diesseitsmühens wissen und dennoch ihr Ameisendasein weiter führen; die sich nicht einmal danach sehnen, zum mindesten das Dasein eines einzellebenden Tieres zu führen, das in Ruhe versinkt, wenn das nackte Leben erwirkt ist!

Das von aller Entartung noch freie Daseinswirken der Tiere läßt klar erkennen, wie sehr es dem zweckfreien, zeit- und raumfernen Wünschen der Genialität gegengerichtet ist. Ein Abgrund klafft zwischen ihm und dem Wollen der Seele. Aber hat nicht die Genialität des Fühlens vielleicht schon im Tierreich die Möglichkeit vorbereitet, Brücken über die Kluft zu bauen?

Wo immer wir hinschauen, immer sehen wir beim Tiere nur ein Grundgefühl der Umwelt gegenüber machtvoll auflodern, und das ist der Haß! Diese Tatsache ist nur deshalb der oberflächlichen Beobachtung unauffällig, weil das Tier noch nicht die Bewußtseinstufe des Menschen erreicht hat und weil sein Gedächtnis das Erleben nicht festhält. Denn es ist vergeßlich, und haßt nur, wenn und solange es bedroht ist. Ist die Gefahr beseitigt, so sinkt das Tier wieder zurück in die Gleichgültigkeit. „Haß allem Lebendigen und Toten, das mich bedroht", das ist die ewige Predigt des Unsterblichkeitwillens, von dem er niemals lassen kann und wird! Das ist die unendlich wichtige Tatsache, die uns alles Lebendige lehrt und die wir uns deshalb so fest einprägen müssen, weil Unkenntnis der Entwicklung und ihrer Gesetze die Menschen auf so irrige Wege lockte. Wie sich bei dem genialen Menschen – dessen Unsterblichkeitwillen sich vergeistigt hat und im Sinne unserer neuen Erkenntnis bewußt erlebt wird – selbstverständlich auch der tierische Haß abwandelt, darüber werden wir noch eingehend nachzudenken haben.

Dieser traurig zweitönige Gefühlswechsel von Haß und Gleichgültigkeit aller Umwelt gegenüber wird nur flüchtig durch den Annäherungswillen an den Artgenossen zu Zeiten der Brunst unterbrochen; aber nur allzubald ist nach der erlebten Lust die genannte Zweitönigkeit wiederhergestellt. Etwas inniger und dauerhafter aber ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der Brut gegenüber. Je höher das Tier entwickelt ist, desto unbeholfener ist es gleich nach der Geburt und um so höher entfalten sich der Muttertrieb, die Fürsorge und der Opfersinn, die die Quelle der unendlich reichen Mutterliebe sind. Aber selbst dieser Trieb wird stumpf und erlischt in Gleichgültigkeit, wenn die Brut selbständig geworden ist. Endlich beobachten wir bei den Tieren, die in einer kleinen Gemeinschaft – z. B. in Rudeln – leben oder jenen, die Dauerehe – wie manche Vögel – pflegen, ein Aneinandergewöhntsein, das uns an das Gefühl der Blutsverwandtschaft bei den Menschen erinnern kann. In dieser trostlos lichtarmen Gefühlswelt des Tieres leuchtet noch nicht der schwächste Schimmer der Genialität des Fühlens. Daß es sich tat-

sächlich hier aber nur um Schlummern der Genialität handelt, das wird uns deutlich an den höheren Tieren, die in längerer Gemeinschaft mit dem seelisch wachsten Geschöpf, dem Menschen, leben. Wir erwähnten schon das Erwachen eines Gewissens beim Hunde, erwähnten auch schon, daß im Zusammenleben mit dem Menschen das Tier ein inniges Anhänglichkeitsgefühl an seinen Herrn zeigt, wie es dies niemals einem Artgenossen in gleicher Stärke und Ausdauer widmet. So kann also der Mensch durch seinen geistigen Einfluß und durch den Liebesdienst der Fürsorge für das Dasein die ersten Ansätze der Genialität des Fühlens und Handelns im Tiere wecken; also müssen sie in ihm nur geschlummert haben.

Es ist also durch den täglichen Einfluß des Menschen auf das Tier ein Geschöpf entstanden, das eigentlich weder Mensch noch Tier ist. Hier handelt es sich, wenn man so sagen darf, um ein „anachronistisches" Erwecken der Genialität des Fühlens und Handelns in dem gezähmten Tiere dem Menschen gegenüber, der ihm den Beweis gab, daß er ihm Freund im Daseinskampfe ist. Überall dann aber, wenn das Haustier – trotz der bevorzugten Stellung – Daseinsstreiter sein muß, tritt auch wieder der traurige Gefühlswechsel von Haß und Gleichgültigkeit in seine Rechte. Unendlich lehrreich ist es, sich davon zu überzeugen, wie ungleich geistiger, ja, man möchte sagen, genialer der Blick eines solchen Tieres sein kann – wenn es aus dem Gefühl seiner Anhänglichkeit, sogar den eigenen Selbsterhaltungstrieb überwindend, handelt, – als der Blick aller der Menschen mit verkümmerter Genialität, die im Dasein, im Dienste der Nützlichkeit vollkommen verstrickt und somit ihrerseits „anachronistisch" vertiert sind.

Daß die Genialität des Wahren sich in dem tierischen Dasein unbewußt in einer überall verwirklichten „Echtheit" – d. h. also in einer allgemeinen Übereinstimmung der Beweggründe des Handelns mit dem äußeren Gebahren – kundgibt, erwähnten wir schon. Aber eine bedenkliche Tatsache dürfen wir nicht unterschätzen. Je höher der Verstand des Tieres sich entwickelt, desto häufiger tritt neben

anderen Kampfmitteln Schlauheit und List auf, die den Gegner über die „Beweggründe“ des Handelns zu täuschen sucht. Das Tröstliche ist allerdings, daß diese List nur angewandt wird, um das nackte Leben zu sichern und deshalb wahrlich nicht mit der alles Leben der Menschen durchsetzenden Verstellung und Unwahrhaftigkeit zu vergleichen ist. Immerhin ist es sehr bedenklich, daß schon von Vorzeiten her – also erst recht in der ersten Stunde des Erwachens der Genialität im Menschen – der Trieb zur Anwendung der List im Daseinskampf als altes Erbteil in der menschlichen Seele lag. So stand also an tierischem Erbe dem Wunsche zum Guten und Schönen das alleinige Interesse für das Nützliche, dem Wunsche zur Menschenliebe der Haß gegen alle, die das Dasein gefährden, und dem Wunsche zur Wahrheit die Anwendung der List in der Todesnot entgegen.

Wenngleich gar manche Menschen in einem ähnlichen trostlosen Gefühlswechsel von Haß und Gleichgültigkeit, von Zweckarbeit und schläfriger Ruhe im Wechsel mit flüchtiger Triebgemeinschaft – doch ohne die Tröstung der tierischen Vergeßlichkeit des Erlebten und ohne Ahnungslosigkeit des Zukünftigen – ihr Leben verbringen, so hat doch die erwachende Vernunft das Dasein des Menschen von Grund auf gewandelt. Ganz ähnlich wie sie den Zwiespalt zwischen dem natürlichen Tod und dem Unsterblichkeitwillen durch Brücken des Irrtums beseitigen wollte, so hat sie sich auch bemüht, die Kluft zwischen Daseinskampf und Wünschen der Genialität zu überbrücken, und ist dabei recht irrige Wege gegangen. Und ganz ähnlich wie die Entwicklung selbst – unbekümmert um all diese Irrwege der Vernunft – durch allmähliche Vergeistigung die klaffende Kluft beseitigte, so ging auch hier die allmählich stärker sich entfaltende Genialität Wege der Vergeistigung, welche die widerstrebenden Wünsche des Daseinskampfes ihr derart unterordneten, daß einheitliches Wollen möglich wurde.

Die unüberwindbare Feindschaft und Gegensätzlichkeit der Diesseits- und Jenseitswünsche wurde dem Menschen schon in

früheren Zeiten bewußt, und sie wurde mit naiven irrigen Mitteln zu überwinden versucht. Die verderblichste Art war jene auch heute noch herrschende Herstellung einer Einheit des Wollens durch Einbeziehung der Wünsche der Genialität in Zweck, Raum und Zeit. War auf diese Weise das Wünschen seiner Jenseitseigenart beraubt, war es entgenialisiert, so war es freilich ein leichtes, den Willenseinklang herzustellen. Wir haben uns mit diesen Versuchen und deren Wirkungen schon beschäftigt.

Der zweite Weg, der mit der gleichen Gesetzmäßigkeit wie der erste bei allen Religionen der Vergangenheit auftaucht, ist ebenso ein Irrweg wie jener, zeugt zwar von viel größerer Ehrfurcht vor den Wünschen der Genialität, aber auch von einer großen Unkenntnis der Bedeutung des Daseins und seiner Gesetze und vor allem von Irrtum über das Wesen der Genialität. Da das Daseinswünschen ihr widerspricht, so lehrt dieser Irrtum: Weltflucht und Askese sind die einzige Rettung. Man flüchtete in die Mönchszelle, um hier mit den Sünden zu ringen und im Gebete die Kraft zu finden, sie zu überwinden, um also ein Leben im Dienste der Genialität, aber in einer ganz irrigen Auffassung ihrer Wünsche und in einer gänzlichen Verkennung der möglichen Triebveredelung zu führen.

Während die Mönchsaskese vor allen Dingen die Sexualität als den schlimmsten Feind der Genialität floh, sich aber oft um so unbefangener dem Nahrungstriebe mit all seinen Genüssen hingab, huldigt eine andere religiöse Idealvorstellung einer äußersten Beschränkung und einer bestimmten Auswahl der Nahrung. Nicht nur die Menge, sondern auch die Art der Speisen beeinflußt nach diesen Vorstellungen die Möglichkeit des genialen Erlebens, und auf diese Weise ist in theosophischen und anthroposophischen Kreisen eine Art Kochbuch der Genialität entstanden, d. h. eine Auswahl und ein Maß der Speisen, die religiöser Vervollkommnung am wenigsten ungünstig sein sollen. Die Lehren der indischen Verfallszeit – die Lehren Krischnas und Buddhas – sind die Quelle dieser Irrtümer, die das Christentum in den Evangelien in dieser Weise

nicht aufnahm. Wohl aber gibt es, ganz wie sie, die Besitzhingabe als Heilsweg an. Dem Schicksal gegenüber zeigten die Inder sich unabhängiger als die Christen. Sie suchten den Widerspruch des Daseins und der Genialität dadurch zu überwinden, daß sie dem äußeren Lebensschicksal – besonders aufgrund des Mythos von der Wiedergeburt – wenig Bedeutung beimaßen. Daseinskampf – aber auch Daseinslust und -leid – muß mehr und mehr verachtet werden, darf überhaupt nicht mehr des Menschen Seele berühren: dann ist die innere Einheit wiederhergestellt und der Mensch kann ungestört in der Versenkung das Göttliche erleben. Wie sehr es auch der indischen Religion ebenso wie allen anderen Religionen, die an irgendeine Lebensform nach dem Tode glauben, an Antrieb und Kraft zu genialer Versenkung mangelt, erkennen wir daran, daß dieses so verinnerlichte philosophische Volk eine besondere Kunst der Versenkung, die Kunst des Yoga, lehrte, die trotz allem Widersprechenden und Hemmenden des Daseins das Jenseitserleben ermöglichen soll! Unsere ernste Erkenntnis – daß das Jenseitserleben nur vor denn Tode möglich ist – gibt unserem Wollen Kraft. Unsere Einsicht aber in die selbstverständliche und zwanglose Weise dieses Erlebens läßt uns nur lächeln über diese Kunstregeln der Selbsthypnose, die hier mit Gotterleben verwechselt werden; sie läßt uns auch den Kopf schütteln über alle jene Lehren, die Armut, Askese und Aufgabe aller persönlichen Freiheit als Wege zur überwindung des Zwiespaltes zwischen Daseinskampf und Genialität ansehen.

Das Göttliche selbst geht ganz andere Wege. Es löst nicht den inneren Zwiespalt der beiden Welten, indem es die Genialität ins Diesseits zerrt, aber auch nicht, indem es das Diesseits mit seinen Wünschen zu fliehen trachtet; nein, in wunderbarer Weise verwebt es die Daseinswünsche mit sich und ordnete sie sich unter.

Als sich die Menschen zu gemeinsamem Leben einander gesellten, während noch des Menschen waches Gedächtnis Totschlag immer wieder aus Blutrache mit Totschlag rächte, hielt die Vernunft diese nie endende Tatenkette mit ihren üblen Folgen im Gedächtnis

fest und ersann allmählich die Sühne des Mordes durch die Abgabe von Hab und Gut. Hierdurch war nicht nur der Begriff der Sühne für eine Schuld geboren, der dann auch bei angsterfüllten Rassen in den Opferhandlungen gegenüber den Geistern hohe Bedeutung gewann, sondern der Besitz hatte einen weit höheren Wert erlangt, war er doch unter Umständen einem Menschenleben gleichgestellt, und andererseits wurde auf diese Weise das Menschenleben häufiger geschützt und mählich höher gewertet. Hiermit waren die Grundpfeiler des aus der Vernunft geborenen Sittengesetzes gegeben; aber gleichzeitig wurde Lebensgefahr nicht durch Kampf, sondern durch die Besitzabgabe beseitigt, und somit war durch Entwicklungsnotwendigkeit ganz ohne diese Absicht dem Wunsche der Genialität nach Frieden und gütlichem Ausgleich eine Brücke gebaut.

Die Erinnerung an erlittenen Gram durch selbstsüchtiges Verhalten anderer aus der Gemeinschaft ließ die Vernunft dieses Sittengesetz weiter und weiter ausbauen auf alle Gebiete des Lebens- und Besitzschutzes nach dem Zweckgrundsatz: Du darfst nichts tun, was du selbst nicht erleiden möchtest.

Gleichzeitig lebte in den Stämmen und Völkern unterbewußt der Erbinstinkt zur Erhaltung der Art, der in den einzellebenden Tieren Brutfürsorge und Abwehrkampf und in den staatenbildenden Tieren (z. B. Bienen und Ameisen) alles Wirken für das Volk erzwingt. Das Erkennen, zu welch törichtem, sich selbst, Kinder, Sippe und Volk zerstörenden Verhalten der Mensch fähig ist, da ihn die Erbinstinkte nicht mehr zwingen, ließ die Wachsten und Klügsten erkennen, daß sie dieses Sittengesetz derart ergänzen mußten, daß die Volkserhaltung sichergestellt ist, wie dies bei den Tieren durch Instinktzwang der Fall ist. So „vernünftig“ dieses Sittengesetz ist, so vollkommen es auch der Zweckmäßigkeit untersteht, so konnten doch unter seinem Schutze die ersten matten Anfänge der Genialitätsentfaltung sich verwirklichen; mit anderen Worten: der Zwiespalt zwischen Dasein und Genialität war, ohne daß dem

Menschen diese Wirkung überhaupt klar geworden wäre, gemildert.

Unvergleichlich wesentlicher für die Herstellung des Einklanges zwischen Jenseits und Diesseits war die Bewußtwerdung der Genialität des Fühlens und die Lehre von den aus Mitleid geborenen Taten der Hilfsbereitschaft, den „sozialen Tugenden". Durch sie wurde eine breite tragfähige Brücke zwischen der Genialität und dem Daseinskampf gebaut. In gänzlicher Verkennung der reichen Auswirkungsmöglichkeiten des Wunsches zum Guten wurde überdies noch jene Hilfsbereitschaft so sehr allein berücksichtigt, daß dieser Forderung die Genialität untergeordnet wurde. Ja, noch mehr: die Wünsche der Genialität wurden sogar dem Sittengesetz untergeordnet, und das ist eine der schlimmsten Verirrungen der auch bei uns herrschenden Moral. Dennoch konnte trotz dieser verhängnisvollen Irrwege die segensreiche – auf die Überbrückung der Kluft zwischen Dasein und Genialität gerichtete – Wirkung des Sittengesetzes und der aus der Genialität geborenen Hilfsbereitschaft nur beeinträchtigt, nicht aber vernichtet werden.

Eine andere Hilfe bot die Vernunftentwicklung selbst. Sehen wir einmal ab von den vielen Irrwegen der Menschen, von den unzähligen Erschwerungen und Entartungen ihres Daseinskampfes, die dem Tier noch fremd sind, so wird uns bewußt, wie sehr die Vernunft an sich in der Lage ist, das den Wünschen der Genialität widerstrebende Zweckmühen um das nackte Dasein zu erleichtern. Vergegenwärtigen wir uns deshalb die unermeßlichen Segnungen der menschlichen Einsicht, der Erkenntnis der jeweiligen Ursachen des kosmischen Geschehens, die allmählich aus dem ohnmächtig der Naturgewalt preisgegebenen Geschöpfe den Beherrscher vieler Naturkräfte werden läßt. Wie vieles, wogegen der Tierverstand machtlos war, vermag die Vernunft des Menschen nicht nur unschädlich, sondern dienstbar zu machen! Hierdurch wird die Sorge um das nackte Leben – wenn nicht außergewöhnliche Naturereignisse oder Kriege die Fährnisse steigern – bei unendlich vielen Menschen mit geringen Mühen bewältigt. So stünden der

Erfüllung der Wünsche der Genialität weit weniger Hindernisse entgegen als noch in fernen Jahrtausenden geringerer Beherrschung der Naturkräfte, wenn nicht die stets anwachsende Vermehrung des Menschengeschlechtes, vor allem aber auch eine vielgestaltige Entartung die Daseinserhaltung wieder erschwert und damit jenen wunderbaren Brückenschlag der Vernunft über die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits in seiner Auswirkung fast gelähmt hätte.

Weit wichtiger und segensreicher aber als jene Brücken vom Jenseits ins Diesseits war die – man möchte fast sagen – „geniale“ Art der Abwandlungen und Verwebungen der Gefühlsrichtungen und Triebwünsche, die wir vom Tiere erbten, durch die Wünsche der Genialität.

Das Grundgefühl alles Lebendigen, welches allein das Gefühl der Gleichgültigkeit gegen die Umwelt unterbricht, war – wir wir sahen – der Haß, der allemal gegen den Bedroher des Daseins aufflammt. Dies Gefühl ist besonders beim Menschen, der das Vergangene nicht wie das Tier sofort vergißt, der Todfeind der Genialität geworden. Es lähmt das Gefühl der Menschenliebe in unheimlicher Weise; es lähmt in so vielen Fällen den Wunsch zum Guten; es gebietet so oft dem Wunsch zum Wahren das Schweigen und fördert die Lüge. Nur der Wille zum Schönen wird von ihm nicht befehdet, und das ist der Grund, weshalb sich eben dieser Wille in manchen Kulturvölkern besser entfalten konnte als alle andere Genialität. Da wundert es uns denn nicht, daß die Schöpfer der „Religion der Menschenliebe“, die Inder Jisnu Krischna und Buddha, angesichts dieser unheimlichen Gefahr für die Genialität die so unheilvolle Lehre der Haßentsagung predigten.

Den Haß sollte der Mensch mit Hilfe der Menschenliebe völlig in sich ertöten, ja, ihn in Liebe umwandeln. Welch unmögliches, unheilvolles Ansinnen! Wer den Haß in sich ausrotten wollte, der müßte – wie wir erkannten – den Unsterblichkeitwillen selbst in sich vernichten, denn er ist die letzte Ursache dieses Hasses, der

in der Lebensgefahr auflodern muß. Die Folge dieser Predigt der Haßentsagung ist denn auch gewesen, daß der Haß zwar äußerlich auf vielen Gebieten überwunden, aber in der Seele des Menschen nur desto unheilvoller wirksam ist. Den wunderbaren, rettenden Weg, auf dem die Genialität den Haß abwandelt, ihn in ihre Dienste stellt, wollen wir hier noch nicht verfolgen, weil er uns zu weit auf die Gebiete unserer Moral hinüberlockt. So sei vorläufig nur versichert, daß auch die tiefste vom Hasse geschaffene Kluft von der Genialität unter kraftvoller Erhaltung des Hasses vollkommen überbrückt werden kann, so daß aus dem Gegensatz Einklang wird.

Nicht ganz so unheilvoll wie der Haß widerstrebt der Genialität das vom Tiere ererbte Triebleben. Auch hier hat sie durch Verwebung oder aber durch Lockerung der Abhängigkeit in wunderbarer Weise den Zwiespalt beseitigt oder herabgesetzt und ist dadurch jenen kümmerlichen Vernunftversuchen der Enthaltsamkeit der Inder und Christen vom Sexualtriebe und vom Nahrungstriebe unendlich überlegen. Sie will den Menschen nicht frei vom Paarungswillen und frei vom Nahrungsbedürfnis wissen. Das kraftvolle Dasein der Art und des einzelnen ist ihr im Gegensatz zu den Irrlehren heilig und wichtig, denn nur solange das Dasein währt, währt auch das Jenseitserleben. So kennt sie die Ehrfurcht vor allen gesetzlichen Bedingungen dieses gesunden Daseins; aber wo immer es gesichert ist, hat sie den Menschen von dem einzigen befreit, das den Nahrungstrieb in Wirklichkeit zum Hindernis des genialen Erlebens machen könnte: in Stunden des Jenseitserlebens kann das Empfinden des Hungers und Durstes nicht zur Seele hindringen; sie fühlt die Unlust nicht, wird nicht von Nahrung gelockt, sondern ist vollständig unabhängig von diesem Trieb.

Am ausgeprägtesten ist dieser Zustand beim schöpferischen Menschen in Stunden des Schaffens. Hier kann sich diese Unempfindlichkeit für Hunger oder Durst über Tage und Nächte ausdehnen. Ist aber der Zustand der schöpferischen Erhebung vorüber, dann „verlangt der Körper seine Rechte“, und im Ge-

gensatz zu jener künstlich gezüchteten Scheingenialität, die sich des Nahrungstriebes als etwas Ungenialem schämt, stellt er mit herzhafter Freude seinen Nahrungstrieb zufrieden. Somit ist die Befreiung der Genialität von dem strengen zeitlichen Rhythmus von Nahrungsbedürfnis und Sättigung für alle die Stunden des Lebens erreicht, in der diese straffe, zeitliche Unterordnung den genialen Wünschen hinderlich wäre: für die Stunden des Jenseitserlebens. Niemals aber geht diese Lockerung bei dem gesunden Menschen soweit, daß sie das nackte Leben und somit das Erleben der Unsterblichkeit schädigen würde. Der Nahrungstrieb an sich wird weder herabgesetzt noch abgestumpft, aber es wird ihm das genommen, was jenem Reich der Zeitlosigkeit, was daher dem Genialen am Daseinskampf so ganz besonders feindlich ist: die sklavisch geregelte, maschinenmäßige Einteilung und Verteilung alles Erlebens und Handelns in die Zeit! Der Mensch hat nun leider dieser weisen Überbrückung des Zwiespaltes zwischen Daseinskampf und Genialität gar sehr zuwidergehandelt. Eine Reihe „Erfindungen“ seiner Vernunft gestatten ihm, an Stelle einer Lockerung von der Zeiteinteilung eine völlige Zeitversklavung des ganzen Lebens zu erwirken. Davon werden wir noch zu sprechen haben.

Eine gleich geniale Lockerung entwickelt sich gegenüber einem Empfinden der Unlust, das dem genialen Erleben hinderlich werden kann: gegenüber den Schmerzen durch Krankheit. Diese werden in den Stunden des Jenseitserlebens buchstäblich nicht empfunden, und es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade bei stark entfalteter Genialität dieses Nichtempfinden des Schmerzes entwickelt sein kann (selbstverständlich ist hiermit nicht die Schmerzunempfindlichkeit der Hysteriker gemeint). Durch die Ablenkung der Aufmerksamkeit allein, die das Schmerzgefühl stark herabsetzt, ist dieser Grad der Unabhängigkeit nicht erklärt. Dieser Tatsache hat sich die „Christian Science“ angenommen und hat sie ganz gründlich mißverstanden. Das eigentümliche Verhältnis gegenüber den Schmerzen in der Krankheit hat sogar zu der Irrlehre verführt, daß sie „ein Zuchtmittel der Gottheit“ zur Förderung der Genialität

sei. Auf Befreiung der Genialität von der Schmerzempfindung in Stunden der Versenkung beruht zum großen Teil auch der auffallende Unterschied im Verhalten von Kranken, obwohl sie die gleichen Schmerzen erleiden (die Schwellenwerte der Schmerzempfindung weichen meist nur gerinfügig von einander ab). Während bei dem einen, dem Diesseitsmenschen, sich das gesamte Seelenleben mehr und mehr um das Befinden des kranken Organs dreht, zwingt sich der andere kaum so viel Beachtung der Krankheit ab, wie sie der Arzt verlangt, ja, wenn sein Daseinsmühen in gesunden Zeiten ihm nur wenige Stunden der Ungestörtheit schenkt, so begrüßt er wohl gar die stille Abgeschiedenheit des Krankenlagers als die Zeit des reichsten Erlebens. Nur die Genialität gibt eine derartige Unabhängigkeit vom Schmerz. Auch rastloses Nützlichkeitsmühen, auch Geldgier und Ehrgeiz können den Menschen aus seinem Schmerz aufpeitschen und ihn diesen vergessen machen: aber die Genialität ist die einzige, die in dem Zustand der Ruhe das Schmerzempfinden nicht zur Seele hindringen läßt. Übersteigen die Schmerzen einen bei den Menschen unterschiedlichen Grad, dann freilich erzwingen sie sich die Aufmerksamkeit.

Wenn wir nun diese Unabhängigkeit der Genialität von den Gebrechen des Körpers erwähnen, müssen wir einen sehr verbreiteten Irrtum zurückweisen, als ob körperliche Gesundheit und Kraft der Entfaltung der Genialität feindlich seien; dies ist sicherlich nicht der Fall, denn am mühelosesten läßt sich den Wünschen der Genialität dann leben, wenn alle Körperzellen in voller Lebenskraft uns die Kraft zur Bewußtheit schaffen. Wenn freilich die Triebwünsche nicht den Wünschen der Genialität untergeordnet sind, sondern – auf tierischer Stufe stehend – diesen Wünschen widerstreben, so können sie ihre Entfaltung eher hemmen, als die an sich schon matten Triebforderungen eines krankhaft geschwächten Menschen es vermögen. Nun sind aber diejenigen Menschen, die alle Daseinswünsche der Genialität unterordnen, zufolge sonderbarster Morallehren der Religionen sehr selten, und daher ist bei den meisten Menschen heute eine matte Entwicklung der Triebe die Vorbedingung, wenn

die Wünsche der Genialität Berücksichtigung finden sollen.

Diese Tatsache führt uns zu der Gegensätzlichkeit der Wünsche der Sexualität und der Genialität und zu ihrer Überwindung. Diese Gegensätzlichkeit wird in ähnlicher Weise herabgemindert durch das Schweigen des Triebes in Zeiten des Jenseitserlebens. Aber eine weit wichtigere Behebung des Zwiespaltes ist die immer umfangreichere Verwebung dieses Triebes mit der Genialität selbst. Mehr und mehr wird die Minnebegeisterung abhängig davon, ob der geliebte Mensch die Wünsche der Genialität verletzt oder befriedigt. Bei voll entfalteter Verwebung ist somit der Zwiespalt vollständig beseitigt; der Paarungswille erlischt da, wo seine Erfüllung der Entfaltung der Genialität schädlich wäre, ohne daß der Mensch diesen Vorgang anders als eine Selbstverständlichkeit empfindet. Mit dieser Unterordnung ist aber die Sexualität zur Minne vergeistigt und sogar ein Helfer der Genialität geworden, denn eine mit der Genialität verwobene sexuelle Begeisterung wird in gar vielen Fällen der Anlaß einer wunderbar kraftvollen Entfaltung der vorher noch halbschlummernden Gottkräfte, und zwar nicht nur im Erleben des Glückes, sondern auch oft durch das Erleben des Leides.

Wie wenig die Menschen den wunderbaren Weg der Verwebung beschritten, wie sehr sie ihn ganz im Gegenteil durch die Irrwege der halberkennenden Vernunft verbauten, wie sie sogar die Kluft zwischen Genialität und Sexualität noch erweiterten, damit werden wir uns bei der Gestaltung unserer Moral der Erotik noch beschäftigen müssen.

Der Wunsch zum Schönen, der – wie wir sahen – vom Haß nicht sehr gefährdet war, hätte sich reich entfalten können, wenn auch der Mensch wie das Tier nur das nackte Leben durch Zweckarbeit sicherte und wenn sich das Leben des Menschen noch immer wie das der Tiere im innigen Zusammenhang mit der Natur abspielte. Aber der erschwerte und vermehrte Daseinskampf in den den Schönheitssinn so schwer verwundenden, lärmenden, licht- und

luftarmen Städten zwingt unzählige schönheitshungrige Menschen, fast die ganze Zeit ihres Daseins in häßlicher Umwelt zu verbringen. Der ursprüngliche Widerspruch des Nützlichkeitskampfes mit der Genialität der Wahrnehmung ist also noch gesteigert. Da ist es denn ein Segen, daß die Genialität auch hier zu Hilfe kommt. So wie sie den Menschen von der sklavischen zeitlichen Abhängigkeit im Triebleben befreite, dieses Band lockerte, so macht sie ihn auch unabhängiger von der räumlichen Häßlichkeit. Einmal läßt sie das dürftige Aussehen von dem Zauberschleier der Einbildungskraft (Fantasie) umspinnen und so auch in nüchterner Umgebung den Menschen Schönheit genießen; dann aber enthebt sie ihn auch gänzlich dem Häßlichen. Der geniale Mensch nimmt es nicht mehr wahr; ganz wie das Tier die Dinge der Umgebung nicht mehr wahrnimmt, die ihm weder nützlich noch schädlich sind. Für den kraftvoll genialen Menschen wird also das Häßliche der Umgebung, dem er nicht entrinnen kann, das „Nichtseiende" des Griechen, ohne daß ihn diese geniale Blindheit daran hinderte, die notwendigen Nützlichkeitsarbeiten zu verrichten. Ganz wunderbar wach aber ist sein Schönheitswunsch. Wo immer und wann immer er eine Erscheinung erspäht, die diesen erfreut, nimmt er sie wahr mit der lebhaften Aufmerksamkeit, mit der das Tier das Nützliche und das Schädliche verfolgt. Auf diese Weise rettet sich der geniale Mensch vor der durch das Verdursten seines Schönheitswunsches veranlaßten Schwermut, die ihn sonst mitten in all der Großstadthäßlichkeit sicher befallen müßte.

So ist also die Genialität weit mehr noch als die Vernunft der Retter geworden, der die durch die Vernunft geschaffene Kluft zwischen Daseinskampf und Jenseitswünschen auch wieder beseitigt, hauptsächlich durch die allmähliche Vergeistigung, die also, wie wir nunmehr deutlicher erkennen konnten, verschiedene Wege geht. Sie wandelt das vom Tier Ererbte ab, indem sie es mit dem Wunsche der Genialität verwebt (wie z. B. die Sexualität). Sie verwehrt ferner den Unlustempfindungen (Hunger und Durst, Wahrnehmen häßlicher Umgebung usw.) zeitweise den Zutritt zum Bewußtsein

und sichert so das geniale Erleben vor Störungen. Der dritte Weg, den die Vergeistigung schreitet, ist endlich die Erstarkung der genialen Wünsche selbst; er ist der wichtigste. Hätten sich dieser wunderbaren allmählichen Vergeistigung nicht alle menschlichen Irrtümer und Entartungen hemmend in den Weg gestellt und die nachfolgenden Geschlechter suggeriert, wären nicht vielen Völkern die Vernunftirrtümer der vom Göttlichen tief herabgestürzten Religionen aufgezwungen worden, so würden heute nicht die meisten Menschen unter dem Widerstreit zwischen Diesseits- und Jenseitswünschen zu leiden haben. Sie würden die Fortschritte in der Beherrschung der Naturgesetze, die technischen Errungenschaften, verwertet haben, um der Genialität das Übergewicht im Leben jedes Einzelnen zu verschaffen.

Kapitel 7

Moral des Kampfes ums Dasein

Das ungeheure Hemmnis aller moralischen Entwicklung ganzer Völker und der einzelnen Menschen ist die Relativität und daher völlige Unzuverlässigkeit des Gewissens. An sich ist sie ein köstlicher Segen, denn sie allein ermöglicht wahrhaftes Gutsein. Sie verhindert, daß ein Mensch, um Gewissensqualen zu entgehen, gut sein will oder gut sein muß; denn sie allein ermöglicht einen anderen Weg, um Gewissensqualm zu meiden: die Gewissensstumpfheit. Sie wurde aber deshalb so verhängnisvoll, weil die Menschen – die Unzuverlässigkeit der „Stimme Gottes“ in ihrer Brust so gänzlich übersehend – sich auf sie verlassen und in dem Wahn leben, „gut“ zu handeln, wenn sie ein „gutes Gewissen“ nach ihren Taten verspüren. So schufen die Griechen ihre Irrlehre von den „Erinnyen“, die den Übeltäter verfolgen, in ihm Gewissensqualen erwecken; so gaben andere Religionen die Lehre vom „Lohne“ der Guttat durch „gutes Gewissen“, der Übeltat durch „schlechtes Gewissen“. Erst in dem Augenblicke, in dem der Mensch klar erkannt hat, daß jeder Mensch, auch der unmoralischste, sein ganzes Leben hindurch ein gutes Gewissen haben kann, wenn er nur dafür sorgt, daß es von allen Moralwertungen ferngehalten wurde, die im Widerspruch mit seinen Handlungen stehen, erst dann wird die Vervollkommnung in ihm einsetzen können! Das Mißtrauen zum eigenen Gewissen, das nur die Vernunftdeutungen des göttlichen Wunsches zum Guten

enthält und daher auch lauter Fehldeutungen bergen kann, ist also der erste Schritt seelischer Entfaltung!

Auch der in seiner Genialität verkümmerte Mensch kann, wenn er verzerrte Moralvorstellungen in seiner Seele errichtete, als Ergebnis seiner Selbstbetrachtung mit hoher Befriedigung feststellen „und siehe, es ist sehr gut“. Dieser vollkommenen Unzuverlässigkeit der herrschenden Wertungen wäre nun bald ein Ende bereitet, könnten wir ihr eine klare, für jeden Einzelfall verwertbare Vernunftdefinition von absoluter Gültigkeit gegenüberstellen. Da dies aber, wie wir sahen, unmöglich ist, so können die verworrensten Vorstellungen sich mit dem Worte „gut“ verschwistern, wofür uns ja die Geschichte manch krasse Beispiele gibt (z. B. Hexenverbrennung, Mord an Ketzern, Forschern usw.) Nein, nicht die Vernunft kann hier zum Retter werden, sondern nur die Genialität selbst! Sie wird die Menschen von dem Wahne befreien, als ob das Gewissen die Stimme Gottes, der „Heilige Geist“ sei, auf dessen absolut sichere Kritik wir uns verlassen könnten, ja, der auch jedes Unrecht „gerecht“ mit Gewissensqualen bestraft. Die Genialität läßt uns erkennen: dies Gewissen ist nichts weiter als ein Werkzeug der Vernunft, welches uns den Zwiespalt oder die Übereinstimmung unserer Vernunftbegriffe über Moral und unserer Handlungen ankündigt. Dadurch ist es möglich, daß ein Chinese eine Handlung mit gutem Gewissen ausführt, die einem Deutschen Gewissensqualen bereiten würde, und umgekehrt, und daß wiederum unsere Erkenntnis „fromme Taten“ von Christen verbrecherische Morde nennt. Aber nicht nur innerhalb verschiedener Völker und verschiedener Religionen haben wir diese widersprechenden Gewissensstimmen, die gleichen Gegensätze weist auch die Gesellschaftsmoral verschiedener Gesellschaftsklassen, die jeweilige Familienmoral und Einzelmoral auf.

Nur wesentliche Einsichten können uns aus dieser Unzuverlässigkeit der Wertungen heraus – und der Tatsächlichkeit des Guten näherführen, und zwar das klare Erkennen des Todesmuß, des höchsten Sinnes unseres Seins, der Erfüllung der Unsterblichkeit

vor dem Tode, wodurch alle Pflichten der Selbsterhaltung, Sippen- und Volkserhaltung einen heiligen Sinn erhalten. Sie sind untergeordnet dem göttlichen Wunsche zum Gutsein, sind einbezogen in den Einklang mit dem Göttlichen.

An diesen Erkenntnissen wird unser Einzeltun von uns selbst gemessen und daraus ergeben sich Wertungen, die dem Wesen des Göttlichen, der Genialität, näher und näher kommen. Hierzu aber befähigt uns das bewußte Erleben aller Wünsche der Genialität. Je ausschließlicher wir uns ihnen als dem eigentlichen Leben hingeben, um so höher werden wir über all den Wirrwarr unmoralisch erachteter Moral und moralisch erachteter Unmoral erhoben. Und wir erleben es, wie wir uns dem Vollkommenen nähern, einer Stufe, auf der wir mit traumwandlerischer Sicherheit das Werten der Handlung an den genannten Erkenntnissen und an allen Wünschen der Genialität vollziehen. Je bewußter wir in unserer Seele alle genialen Wünsche wach erhalten, um so mehr werden sich die Vernunftbegriffe, die wir uns auf dieser Stufe von moralischem und unmoralischem Verhalten bilden, als brauchbar für die Entfaltung der Genialität des Handelns erweisen.

Erst die klare Sonderung der Moral des Kampfes um das Dasein und der Moral der Minne von dem Gebiete der heiligen Freiwilligkeit: der Moral des Lebens, führt aus dem Wirrsal.

Alle bisherigen Morallehren der Religionen, der Philosophien und der Naturwissenschaften kranken daran, daß sie eine ganz wirre Mischung sind von Zweckmäßigkeitslehren für den Daseinskampf und die Sexualität, auch der Selbst-, Sippen- und Volkserhaltung – also des Sittengesetzes – mit Wünschen der Genialität, die ich Moral des Lebens nenne; in diesem bunten Gemisch sind endlich noch einige Dogmen- bzw. Kultvorschriften enthalten. Materialisten andererseits geben nur Bruchteile des Sittengesetzes, besonders die Selbsterhaltung betreffend. Philosophen endlich – so z. B. Schopenhauer – berücksichtigen nur einen Bruchteil der

Wünsche der Genialität, vor allem die aus dem Mitleid geborene Hilfsbereitschaft. In ausnehmend gründlicher Verkennung des Sittengesetzes der Selbst- und Volkserhaltung und gründlicher Verkennung der Moral des Lebens schufen die „Weltreligionen“ ganz besonders völkerentartendes und -zerstörendes Unheil (siehe „Die Volksseele und ihre Machtgestalter“). So könnte denn das „Gewissen“ der Gläubigen dieser Religionen nicht irregeleiteter sein, wenn sie niemals moralischen Suggestionen ausgesetzt gewesen wären. Ein Musterbeispiel für das bunte Gemisch solcher Moralvorschriften sind die zehn Gebote Moses, die seit zweieinhalb Jahrtausenden die Grundpfeiler der jüdischen und fast zwei Jahrtausende einen wichtigen Bestandteil der christlichen Moral bilden und noch heute die „Stimme des Gewissens“ der Gläubigen beeinflussen. Da ich moralische Wertungen auf Grund meiner Erkenntnisse und ihrer Beantwortung der letzten Fragen gebe, habe ich die Pflicht, zu diesen heute noch herrschenden moralischen Forderungen kritisch Stellung zu nehmen.

Das 1. Gebot: „Ich bin der Herr, Dein Gott, der Dich aus Ägypterland aus dem Diensthause geführt hat. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Du sollst Dir kein Bildnis“ usw. Hier wird mit einer recht wenig schönen Erinnerung an die Wohltaten Gottes die dogmatische Vorschrift des Monotheismus gegeben.

Das 2. Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes, nicht mißbrauchen. Denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.“ Dies Gebot ist durch die Strafandrohung zur Zweckhandlung herabgezerrt und damit moralisch entwertet in dem Sinne, in dem Esra es schrieb, war es der Ausfluß der noch vom Seelenkult herrührenden Vorstellung von den Beschwörungen der Dämonen durch die Namensnennung, also eine aus Dämonenfurcht geborene Kultvorschrift.

Das 3. Gebot: „Gedenke des Sabbattages, daß Du ihn heiligest. Sechs Tage usw.“, ist Wunsch der Genialität, eine Aufforderung zur Sammlung in Gott, welche aber entwertet ist durch den Befehl.

Das 4. Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du

lange lebst im Lande, das Dir der Herr, Dein Gott, gibt“, ist zum Teil Sittengesetz als Forderung der Unterordnung, zum Teil Wunsch der Genialität, der durch die Lohnversprechung vollkommen zur Zweckhandlung herabgewürdigt ist.

Das 5. Gebot: „Du sollst nicht töten“, ist Sittengesetz, aber in völlig unmoralischer Fassung, die weder die Volksverteidigung im Kriege noch die Notwehrhandlung bei Lebensbedrohung vorsieht.

Das 6. Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen“, ist Wunsch der Genialität, entwertet durch das „Du sollst“, und Sittengesetz.

Das 7. Gebot: „Du sollst nicht stehlen“, ist Sittengesetz.

Das 8. Gebot: „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider Deinen Nächsten“, wäre ohne den Zusatz: „wider Deinen Nächsten“ und ohne das „Du sollst“ ein Gebot der Genialität. In dieser Beschränkung und in Befehlsform aber ist es lediglich Bestandteil des Sittengesetzes.

Das 9. Gebot: „Laß Dich nicht gelüsten Deines Nächsten Hauses“, ist eine Wiederholung und Vertiefung des 7. Gebotes, insofern es sich auch gegen die „Gedankensünde“ richtet. Es ist also ebenfalls Sittengesetz.

Das 10. Gebot: „Laß Dich nicht gelüsten Deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch alles, was Dein Nächster hat“, ist die Wiederholung und Vertiefung des 6. und 7. Gebotes, also Sittengesetz.

Von diesen zehn Geboten, die heute noch Millionen im Religionsunterricht als Grundpfeiler der Moral gegeben werden, sind zwei Gebote wiederholt, es bleiben also noch acht. Von diesen ist ein einziges ein nicht zweckverzerrter Wunsch der Genialität: das Heilighalten des Sabbats, freilich entwertet durch den Befehl. Drei Gebote sind als selbstverständliche Forderungen des Sittengesetzes in unserem Staat durch Strafgesetze geregelt und sollten als Selbstverständlichkeiten wahrlich nicht den Inhalt religiöser Unterweisungen bilden. Von den noch übrigen Geboten ist eines eine dogmatische Forderung, ein zweites ein durch Lohnversprechungen gänzlich entwerteter Wunsch der Genialität und Sittengesetzfor-

derung. Ein drittes ist Verbot der Dämonenbeschwörung und ein viertes durch Befehl entwerteter Wunsch der Genialität und Sittengesetz. Dieses: „Du sollst nicht ehebrechen“ und „laß Dich nicht gelüsten Deines Nächsten Weibes“, ist ein Gebot, das sich besonders im Kindermunde so sehr am Platze sieht!

Würden die für unsere Erkenntnisstufe so unsagbar verworrenen Vorstellungen den Kindern gegenüber historisch gewertet, ihnen gezeigt, daß sie eine Verzerrung jener zum Teil doch höherstehenden, zum Teil aber sehr gottfernen Gesetze des Inders Manu sind, so würden sie gerade an ihrer Hand den weiten Weg der Einsicht ermessen können, den die Genialität im Laufe der Jahrtausende führte. Aber sie werden ihnen nicht als übernommene, verstümmelte Gesetze eines Inders, nein, als von dem vollkommenen Gott selbst gegebene, unantastbare Offenbarung gekennzeichnet; deshalb sind sie nur Hemmnis und Verwirrung für die Entwicklung des Kindes und halten den Menschen nur zu leicht für sein ganzes Leben lang auf niedrigster Stufe in Selbstzufriedenheit fest.

Es ließen sich den herrschenden Anschauungen noch viele Beispiele unsäglicher moralischer Verworrenheit entnehmen. Entsprechend der Verwirrung in den moralischen Belehrungen sind auch die üblichen Charakterbewertungen ein ganz ähnliches unverständliches Gemisch von Wahn und Wahrheit.

So sehen wir fast auf oberster Sprosse der Leiter als „gute“ Charaktere z. B. Männer, die ihre Genialität gänzlich verkümmern ließen, nicht etwa, um sich und den Ihren das nackte Leben zu retten, sondern um das Familienvermögen zu vergrößern. Mit gesättigtem Wohlgefallen an ihrem Charakter und an ihren Leistungen gehen sie durchs Leben, von der Umwelt hochgestellt als „arbeitsame, tüchtige, pflichtgetreue Hausväter“. Neben ihnen, auf gleich „hoher Stufe“, stehen Hausfrauen, die ihre Wünsche der Genialität verkümmern ließen, dafür um so eifriger für die Ihren sorgten, aber nicht etwa für die Entfaltung der Genialität der Angehörigen

wirkten, sich auch nicht etwa nur für das Lebensnotwendigste mühten, sondern ihr ganzes Dasein, ihr Sinnen und Trachten in erster Linie der Kunst widmeten, den Angehörigen das Essen zum genußreichen Ereignis zu gestalten. Auf dieser merkwürdigen Leiter der „guten Charaktere", wenngleich auf weit tieferer Stufe, werden jene Menschen eben noch geduldet, welche ihr Leben der Genialität weihen, dabei aber die notwendigen Forderungen des Daseinskampfes erfüllen.

Auch unter den „bösen" Charakteren treffen wir eine ganz eigenartige buntgewürfelte Gesellschaft. Bei ihnen, die sich dem Sittengesetz nicht fügen und deshalb als „asozial" verurteilt werden, wird gar kein Unterschied gemacht zwischen den Menschen, deren Gesinnung einer stark entwickelten, aber falsch geleiteten Genialität zu danken ist, und jenen, die in Triebentartung oder Geldgier das Sittengesetz übertreten.

Die Verquickung von Forderungen des Daseins und denen der Genialität kann sich – wie erwähnt – nur dann entwirren, wenn wir die Forderungen, die die Genialität an den Daseinskampf und an die Triebwünsche stellt, ganz gesondert betrachten von dem, was des Menschen seelisches Erleben für die Vollentwicklung all der Einzelwünsche seiner Genialität erstrebt. So gliedert sich unsere Moral notwendig in die Gruppen: Sittengesetz im engeren Sinne, Moral des Kampfes ums Dasein, Moral der Erotik, Moral des Lebens.

Es war ein Unheil für alle Religionen, daß sie die Entwicklung des Menschen aus Tierarten nicht ahnten, die seelische Erbschaft vom Tiere nicht kannten. Somit fehlte ihnen die wesentliche Voraussetzung. Sie ahnten gar nicht, was die Menschengemeinschaft als Ersatz der Selbst- und Arterhaltungsinstinkte, nach denen das Tier zwangsläufig handelt, unter Strafandrohung nicht nur fordern darf, sondern fordern muß. Alle diese Forderungen nenne ich Sittengesetz. Sie sind wesensverschieden von der heiligen Freiwilligkeit, mit allem göttlichen Wollen im Einklang zu bleiben, die niemals der

Strafandrohung, erst recht nicht der Lohnverheißung untersteht; ich nenne diese: Moral des Lebens.

Das Gebiet des Sittengesetzes im engeren Sinne, das die Selbsterhaltung, Sippenerhaltung und Volkserhaltung durch alle Gesetze eines Volkes sicherstellen muß und darüber hinaus die Erhaltung der Genialität im Einzelnen im Volke nie hemmen, sondern hüten muß, wird hier nicht behandelt.

In dem vorliegenden Werk betonen wir die Einordnung der Moral der Erotik und des Daseinskampfes unter die Wünsche der Genialität, im Hinblick auf den erkannten heiligen Sinn unseres Seins.

Das Erkennen dieses Sinnes des Menschenlebens und das Wissen über den Daseinskampf der Tiere zeigen uns, wie sehr hier Irrtümer die Genialität stets behindert haben. Unsere Betrachtung des Daseinskampfes unserer tierischen Vorfahren zeigte uns deutlich, wieviel leichter sich ein derartiger Kampf – der nur das nackte Leben retten will, der Unwahrhaftigkeit nicht kennnt, es sei denn, daß er sich in Todesnot der List bedient – mit den Wünschen der Genialität vereinigen ließe. So müssen wir der Moral des Daseinskampfes die etwas eigenartige Forderung an den Menschen voranstellen: Finde zurück von den Entartungen und Wirrungen, raffe dich auf zu der Amoral des tierischen Daseinskampfes!

Wie kam das Unheil der Entartung zustande? Das Gedächtnis bewahrte erlebte Lust, erlebtes Leid im bewußten Erinnern, und die Vernunft führte zur Erfahrung über die Gesetzlichkeit der Lustbereitung. Hieraus entstand schon bei stumpfester Genialität ein ganz neuartiges Daseinsmühen und -kämpfen, von dem das Tier noch nichts wußte; das Mühen um Häufung und Mehrung der Lust. Dieser neue Daseinskampf nimmt bei dem Menschen allmählich einen immer breiteren Raum ein, drängt sich ganz in den Vordergrund. Hierdurch kommt es ihm gar nicht zum Bewußtsein,

wie sehr die Vernunftentwicklung den Kampf um das nackte Leben erleichtert hat, und die königliche Ruhe und Gleichgültigkeit des Tieres – die sich sofort einstellt, wenn das Notwendigste für das Dasein gesichert ist – ist dem Menschen verloren. Immer wieder peitscht ihn die Erinnerung an erlebte Lust aufs neue zur Arbeit auf, zum Mühen um neue Lust. Aus dem Stillen des Hungers ist ein Schwelgen in den Genüssen des Geschmacks- und Geruchsinnes, aus der Zeugung zur Erhaltung der Gattung ist vielen die Lusthäufung zum Lebensinhalt geworden. Die Häufung von Besitz wird hierdurch von höchster Bedeutung; sie befreit von Arbeit, erleichtert die Lustbereitung und Lusthäufung, und so ist es „begreiflich“, daß man sich für dieses Ziel Jahrzehnte des Lebens ruhelos abmüht!

Doch die Vernunft wandelte noch in anderer Beziehung das Dasein. Der Zusammenschluß der Sippen zu einem Volk, zusammengefaßt in einem „Staat“, mußte bei den vernunftbegabten Menschen ganz andere Folgen haben als bei der Tieren. Zwar wird auch im Menschenstaat vom einzelnen für das Wohl der Gesamtheit gearbeitet und dafür der Schutz vor Gefahren, auch Erleichterungen und Sicherung des Lebensnotwendigen gewährt. Da aber jeder „Diener“ dieses Staates erfüllt sein kann von jenem neuen Triebe des Menschen: der Häufung der Lust bzw. der Häufung seiner materiellen Güter zwecks Befreiung von dem Kampf um das Lebensnotwendige; da ihn außerdem die Vernunft auch instand setzt, diesen Wunsch auf Kosten anderer zu erfüllen, so mußte selbstverständlich im Menschenstaat sofort die ungerechte Verteilung einsetzen. Eine Gruppe erfüllte sich die Wünsche; andere Gruppen aber mußten dadurch mit Daseinsarbeit überlastet werden und konnten den Wunsch zur Lust nur selten befriedigen. Die Staatsgesetze können diese Ungerechtigkeiten unterstützen oder aber bekämpfen, niemals aber völlig ausschalten, wenn nicht die Menschen selbst sich seelisch anders auf das Dasein einstellen, wenn sie nicht aufhören, Lustjäger, oder wir können auch sagen, „Glücksjäger“ zu sein. Wer die Gesetze der „Einkerkerung“ der Menschenseele kennt, die ich in dem Werke „Selbstschöpfung“, 3.

Teil des Werkes „Der Seele Ursprung und Wesen", nachweise, der wird sicherlich nicht glauben, daß eine solche seelische Umstellung zu verwirklichen wäre, aber unsere Gotterkenntnis wird viele Menschen so ganz und gar von der Jagd nach dem Glück befreien, daß ihr Einfluß mehr Wandel schaffen wird, als Gesetzesänderungen dies je ermöglichen.

Da in der Vergangenheit die Arbeitsüberlastung ganzer Gruppen geistig und körperlich Arbeitender keineswegs vermieden war, so mußten Mittel und Wege ersonnen werden, um diese Benachteiligten arbeitsfreudig zu erhalten. Die Arbeit wurde schlechthin zur Tugend erhoben. Ein unseliges Beginnen, welches gar sehr zur moralischen Verwirrung und noch mehr zur Verkümmerung der Genialität im Einzelleben geführt hat! Da der Wunsch zum Guten – wie wir wissen – mit dem Unsterblichkeitwillen verwoben worden war, so konnte man sich durch fleißige Arbeit die Unsterblichkeit, den „Himmel" verdienen! Statt die Arbeit im Hinblick auf den Sinn des Menschenlebens auf die Entfaltung der Genialität und die Selbst-, Sippen- und Volkserhaltung als „Pflicht" in jedem Falle zu begrenzen, wurde nun unter Pflicht ein buntes Gemisch moralischer und unmoralischer Leistungen verstanden. Diese Irrlehre würde schwerlich eine solche Macht über die Menschen gewonnen haben, wenn sie nicht durch zwei Umstände besonders notwendig und wünschenswert erschienen wäre. Während das Tier schon nach kürzester Zeit mütterlicher Fürsorge den Kampf um das Dasein übernehmen muß und Abwehr der Gefahr und Futtersuche selbstverständliche Äußerungen des Selbsterhaltungstriebes sind, verändern sich beim Menschen die Verhältnisse. Dank der langsamen Entwicklung bleibt das Kind lange Jahre hindurch in Kindheit und Frühjugend der Arbeit um sein Dasein enthoben; diese Mühen übernehmen die Eltern. Dies ist, wie ich es in dem Werke „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" eingehend nachweise, von sehr hoher Bedeutung für die Entfaltung der Genialität im Kinde, birgt aber auch eine große Gefahr. Da es diese Jahre in seinem bewußten Erinnern behält, hat der Kampf

um das Notwendigste den Charakter der Selbstverständlichkeit verloren. Der Mensch neigt dazu, auch ohne Wertungen von seiten der Umwelt die Arbeit für sein Dasein als „Leistung“ zu erachten. Diese Einschätzung wird noch unterstützt durch den Hang zur „Faulheit“, den der Mensch vom Tiere ererbte. Da das Kind nun von seiner Umgebung Wertungen empfängt, die das Nützliche im Daseinskampf als das Wichtige schildern, die das lustreiche Dasein zum „Lebenszweck“ erheben, ist seine „Faulheit“ in der Schule allen geforderten Leistungen gegenüber, die nicht nützlich für den Daseinskampf sind, sehr folgerichtig und berechtigt! Gesteigert wird dieser Mißstand allerdings noch sehr durch die großen Fehler bei der Auswahl des Lehrstoffes und durch die Lehrweise (siehe das oben angeführte Werk, Abschnitte „Wegweiser zum Wissen“ und „Bildhauer der Urteilskraft“). Da bedarf es denn der stärksten Mittel, um den Fleiß zu wecken; die Arbeit verschafft himmlischen und irdischen Lohn, so wird dem Kinde in Prosa und Dichtung gelehrt.

Das Evangelium der Arbeit als Tugend schlechthin fand ferner eine wichtige Unterstützung durch die Freude an allen Leistungen, die Wunscherfüllungen der Genialität sind. Diese Freude wurde von den Menschen durch die verwirrte Moralvorstellung, jede Arbeit sei Tugend, auf alle Leistungen ausgedehnt; jede Arbeitsleistung war von nun ab von „gutem Gewissen“ begleitet. Außerdem hatte die recht günstige Wirkung der Arbeit auf alle Menschen mit sehr stumpfer Genialität (besonders seit Carlyle) dazu verlockt, die Arbeit wahllos zur Tugend zu erheben. Die große Gefahr der Triebentartung, die den Menschen durch die Vernunft geworden, konnte zweifelsohne durch die Arbeit gebannt werden. Die Ablenkung der Aufmerksamkeit von den Triebwünschen, die Ermüdung durch die Arbeit wirkten so auffallend mäßigend auf die Triebe, so daß viele in der Arbeit den einzigen Segen des menschlichen Lebens sahen und sehen, den Zauberer, der „böse Geister“ besiege. Nun, sie besiegt herzlich wenige „böse“ Geister, bestenfalls hilft sie, sie der Umwelt zu verbergen; sie können auch im arbeitsamsten Menschen

lustig weiterleben und sich oft eines Tages für dieses Leben im Verborgenen bitter rächen, und dann erwacht ein zügelloses Raubtier! Auf die übrigen „bösen Geister“, die nicht den Triebwünschen angehören, hat die Arbeit noch weniger Einfluß. Manche arbeitsamen Menschen werden durch ihre eigene Gewissenszufriedenheit, und bestärkt durch die günstige Bewertung, die die Öffentlichkeit ihnen zollt, geradezu verführt, stattliche Scharen widerwärtiger Willensrichtungen unbehindert in sich lebendig zu halten und die nächststehenden Menschen damit zu foltern!

Mit der Erhebung jeder Arbeit zur Tugend ließ sich aber bei den Menschen noch nicht alles erreichen. Da war so manche Aufopferung des Lebens nötig, für die die kärgliche Besoldung und der Rechtsschutz denn doch eine allzu klägliche Entschädigung blieben; da gab es so manche, die mit rastloser Anstrengung den Ameisen gleich durch das ganze Dasein bis zum erschöpften Zusammenbruch der Kräfte gepeitscht werden mußten. Hierfür half die Lehre von der Arbeit als Tugend nur bei den Edelsten, deren Wunschrichtung zum Guten ganz besonders stark ausgebildet war. Alle übrigen hätten hier versagt. Da ersann des Menschen List ein unheilvolles Gauklerstückchen der „Moral“, welches allerdings äußerlich einen glänzenden Erfolg hatte, zu ganz unglaublichen Leistungen führte, aber die Menschen entartete, wie kaum etwas anderes sie hätte entarten können! Sie warf die göttliche Freude an der Leistung in einen Hexenkessel zusammen mit der uralten tierischen Freude an der Überwindung des Feindes und goß dazu das Gift: „Ruhm ist Unsterblichkeit.“ So braute sie aus diesem Gemisch eine Eigenschaft, „den gesunden Ehrgeiz“, den sie merkwürdigerweise auch noch zur Tugend schlechthin zu erheben wagte. Die Anlagen im Menschen, die sie hierzu verwertete, sind nicht so übermäßig stark entwickelt und können recht schön durch die vom Tier ererbte Faulheit in Schach gehalten werden. Aber der Auftraggeber – mag es nun ein Privatmann, eine „Gesellschaft“, eine Partei sein – braucht Leistung, und so wird der Ehrgeiz schon im Kind aufgepeitscht und angestachelt durch Auszeichnungen

und Belohnungen. Bei den meisten Erwachsenen ist er dann schon so weit entflammt, daß er Wünsche der Genialität verdrängt und vergiftet, ja, eine Menge Menschen zu verschlagenen, gehässigen Intriganten macht. Das Furchtbarste aber an dem ganzen Unheil ist dies: Man beschränkt sich bei der Anstachelung des Ehrgeizes nicht auf das Gebiet der nützlichen Daseinsarbeit, sondern lenkt ihn auch auf die Leistungen der Genialität, ohne dem Kinde auch nur anzudeuten, daß ehrgeizige Wünsche seine Genialität – d. h. also seine göttlichen Wünsche und in späteren Jahren seine Schöpferkraft – verkümmern, ja ersticken können.

Was weiß nun unsere Moral diesen verwirrenden Lehren gegenüberzustellen? Möge sie vor allem anderen dem zuletzt erwähnten Unheil, dem schlimmen Feinde der Genialität, dem Ehrgeize entgegnen: Moralisch ist einzig und allein die Freude an einer Leistung, die die Wünsche der Genialität erfüllt, also z. B. die Freude an einem Kunstwerk oder einer Daseinsarbeit, die den Wünschen der Genialität untergeordnet ist (solche Arbeit wird im folgenden noch öfter erwähnt werden). Diese geniale Freude zeigt sich gänzlich unabhängig von den Leistungen der anderen; sie wird also nicht herabgesetzt, wenn sich die Leistung übertroffen sieht; sie wird aber auch nicht im geringsten dadurch erhöht, daß sie andere überflügelt. Ebenso vollkommen unabhängig erweist sich diese geniale Freude von der Bewertung, die sie von der Umwelt erfährt. Sie wächst nicht durch den „Ruhm“ und wird nicht erstickt durch die „Verkennung“. Der Ehrgeiz aber – der ja durch ganz anderes Verhalten gekennzeichnet ist – ist furchtbare Unmoral, weil er die Genialität verzerrt und verkümmert. Ein Erzieher, der die Kinder nicht ausdrücklich zu der genialen Art der Leistungsfreude erzieht, sondern sie im Gegenteil schon in der Schule zur Abhängigkeit von Auszeichnungen und dem „übertreffen“ der Mitmenschen anstachelt, begeht ein Verbrechen an der Genialität der ihm anvertrauten Menschen! Gewiß wird mancher sich wie der Tiger vor der Höhle in Ruhe sonnen, der heute dichtet, malt, forscht, „Kämpfer“ ist oder aber sich unermüdlich durch halsbrecherische Sportleistungen

Ruhm sichert; aber das Volk und die Völker können erst dann genesen, wenn sie all diese aufgepeitschten Toten lieber schlafen lassen!

Bei der ungeheuren Gefahr, die der Ehrgeiz der Genialität bringt, müßten sicherlich für alle genialen Leistungen Auszeichnungen, die den Ehrgeiz unterstützen, wegfallen, um so mehr, als ja der wahrhaft Geniale gänzlich über sie erhaben ist.

Und so sagt unsere Erkenntnis vom heiligen Sinn des Menschenlebens zur Irrlehre von der Arbeit als Tugend schlechthin: Es gibt eine moralische, eine unmoralische und eine amoralische Arbeit, d. h. also Arbeit, die gut, andere, die schlecht, andere, die weder gut noch schlecht, sondern bare Selbstverständlichkeit, während ihre Unterlassung Unrecht ist. Sich und den Seinen und dem Volke das Notwendigste für das nackte Dasein zu erarbeiten wie das Tier, ist die selbstverständliche amoralische Erfüllung unseres Selbsterhaltungstriebes und der Pflichten der Arterhaltung. Wenn wir für uns und unsere Kinder Nahrung suchen, um nicht zu verhungern, so rührt dies „keinen Gott und keinen Teufel“! Die Faulheit, die diese Selbstverständlichkeit unterläßt, ist Unmoral. Wenn erst alle die Gauklerkünste, die den Staat verschulden, die Arbeitenden ausrauben und somit unser Dasein erschweren, beseitigt sind, wenn die Übervölkerung der Erde nicht wahllos begünstigt wird, dann wird diese selbstverständliche Arbeitsleistung uns immer noch eine reiche Erfüllung der Wünsche der Genialität ermöglichen. Um die genannte unmoralische „Faulheit“ nicht zu unterstützen, verlangt unsere Moral des Daseinskampfes, daß jeder gesunde Erwachsene das Daseinsnotwendige für sich und die unmündigen Kinder erarbeitet.

Alle übrige Arbeit ist entweder moralisch oder unmoralisch. Moralisch ist sie dann, wenn sie sich den Wünschen der Genialität voll unterordnet; unmoralisch aber ist sie dann, wenn sie diesen Wünschen widerspricht. Da die Genialität bis auf Ausnahmefälle,

die wir noch kennenlernen werden, die Erhaltung des Daseins des einzelnen will – welches ihr das Erleben der Ewigkeit ermöglicht –, ist die Arbeit um das Daseinsnotwendige nicht unmoralisch, wohl aber z. B. die Daseinsarbeit, die der Häufung der Daseinsgüter über das Notwendigste hinaus dient, ohne daß dieser „Reichtum“ der Genialität des Menschen selbst oder der Mitwelt dienstbar gemacht wird; ebenso alle die Zweckarbeit, die Ehrgeiz, Eitelkeit usw. befriedigen soll. Unsere Erkenntnis fragt also bei jeder Arbeit im einzelnen, ob sie moralisch oder unmoralisch ist, wertet jede Arbeitsleistung an den Wünschen der Genialität und am erkannten Sinne des Menschenlebens. Dabei ist Fleiß in unmoralischer Arbeit selbstverständlich für sie stets Unmoral. Vor allem aber setzt die moralische Bewertung ein, ehe der Mensch verspricht, eine Arbeit zu leisten, ehe er „Arbeitspflichten“ übernimmt. Hierdurch werden gar viele, die heute auf der obersten Sprosse der Leiter stehen, tief hinabstürzen; aber dann erst werden die Menschen beginnen, kritischer gegenüber ihren Lebenszielen zu werden. Da plagen sich z. B. so manche Eltern von früh bis spät für ihre Kinder, und weil sie sich selbst keine Lust gönnen, glauben sie „gut“ zu handeln. Sie häufen Daseinsgüter für sie und lassen über dem rastlosen Mühen ihre eigene Genialität verkümmern; ja, es bleibt ihnen auch keine Kraft und Zeit, die Entfaltung der Genialität in ihren Kindern zu unterstützen. Diese jungen Seelen aber lernen, von ihrem Beispiele belehrt, die Daseinsgüter für das Lebenswichtigste zu halten, und unter dieser Wertung begraben sie schon – in der Kindheit den gottlebendigen Kern ihrer Seele. So ist der Erfolg dieses „aufopfernden Lebens“ Seelenselbstmord der Eltern und Seelenmordfürsorge an den Kindern.

Wenn wir darüber nachdenken, was wohl dem Daseinsmenschen außer der zweckmäßigen, nützlichen Arbeit noch als Tugend erscheinen könnte, so wird uns wahrscheinlich, daß außer der „Zweckmäßigkeit“, der „Nützlichkeit“ des Handelns zur Häufung der Lust auch die beiden übrigen Denkformen der Vernunft, Raum und Zeit, von ihm wichtig genommen werden. In der Tat wurden

Ordnung und Zeiteinteilung ebenso wie die Arbeitsamkeit ohne jede Einschränkung zur Tugend erhoben! In Wahrheit stehen diese Fähigkeiten nur in einem sehr lockeren Zusammenhang mit den Wünschen der Genialität, sie ebenso häufig störend wie fördernd. In gänzlicher Verkennung dieser Tatsache nehmen selbst Menschen, die das „Seelenheil" allein berücksichtigen wollen, Vergehen wider die Raum- und Zeiteinteilung bei ihren Kindern weit wichtiger als Vergehen wider die Wünsche der Genialität!

Die sinngemäße Verteilung der Dinge im Raum wird „Ordnung" genannt und gilt als Tugend schlechthin. Sie kann nur in dem von Schiller gemeinten übertragenen Sinne die „segensreiche Himmelstochter" sein; im eigentlichen Sinne ist sie eine „segensreiche Tochter der Vernunft" und kann aus zwei ungleichwertigen Ursachen vernachlässigt werden. Das vom Tiere übernommene Zurückversinken in Ruhe, wenn Gefahr und Hunger nicht drohen, die Faulheit, verleitet hauptsächlich zur Unterlassung der vernunftgemäßen Verteilung der Dinge im Raum, zur Unordnung. Aber auch starkes Erleben der Genialität veranlaßt gar oft eine mangelhafte Entwicklung oder doch recht spärliche Verwirklichung des Ordnungsinnes. Ja, gar mancher geniale Mensch entbehrt dieser Tochter der Vernunft in geradezu erschreckendem Maße, wodurch denn nicht selten sein geniales Erleben gehemmt wird. Denn für den „Gott, der im Äther frei herrscht", stoßen und verwirren sich im Raum die Dinge gar hart! Schon die genannte, so trostreiche seelische Blindheit der Genialität gegenüber dem Häßlichen in der Umwelt macht den genialen Menschen, selbst wenn er die Ordnung liebt, oft ganz unfähig, sie stets zu verwirklichen; denn hierzu ist ja nicht nur nötig, Unordnung zu vermeiden, sondern sie auch zu sehen! Da aber die Ordnung sich in gar mancher Beziehung mit dem Schönen deckt, so ist das Unordentliche sehr oft das „Nichtseiende" des Genialen, und er nimmt es gar nicht wahr! So befällt ihn der Eifer, Ordnung zu schaffen, nur in unerwarteten Augenblicken, in denen er die Umwelt wirklich sieht. Gesteigert wird die Schwierigkeit noch dadurch, daß er im genialen Erleben und Schaffen den

Raum vollkommen vergißt.

Die Menschen haben in ihrer Wirrnis sich nie darum gekümmert, welche Ursache die Unordnung hat, und der nüchterne Daseinsstreiter, dem die Gegenstände, die ihn umgeben, Wesensbestandteile des „Lebens“ sind, sieht mit gleicher Verachtung herab auf den Faulen und auf den Genialen. Ja, er hat sogar die Irrlehre aufgestellt, daß „in einem ordentlichen Menschen auch eine moralisch geordnete Seele wohne“, während tatsächlich viele der Ordentlichen vollkommen seelenlos und gar manche moralisch verkommen sind.

Unsere Moral des Daseins stellt der Lehre von der Ordnung als Tugend schlechthin die Wertung entgegen:

Ordnung ist einmal erstrebenswert, weil sie im Zusammenhang mit der Genialität der Wahrnehmung, dem Wunsch zum Schönen, steht. Sofern sie diesen Wunsch der Genialität erfüllen hilft, ist sie moralisch. Sie dient aber ferner auch dazu, uns den Daseinskampf um das Notwendigste, der ja der Genialität wichtig ist, zu erleichtern, und ist somit in diesen Fällen amoralisch, ist Selbstverständlichkeit; die Unordnung ist in diesen Fällen Unmoral. Endlich wird das Erleben der Genialität selbst durch die Ordnung erleichtert; eine Tatsache, die uns am ehesten klar wird, wenn wir die Zeit und Lust raubenden Mühen des Suchens nach Gegenständen bei sehr unordentlichen genialen Menschen beobachten. Sofern also das Erleben der Genialität geschützt und gefördert wird, wird die Ordnung wichtig, das Unerfülltlassen dieser Erleichterung – die Unordnung – ist dann Unmoral. Ferner ist es Unmoral, durch Unordnung den notwendigen Daseinskampf und das Jenseitserleben unserer Mitmenschen zu erschweren; ebenso ist es aber auch Unmoral, das Jenseitserleben des anderen durch Ordnungsforderungen zu zerstören oder zu erschweren. – Unordnung kann also in verschiedenen Fällen unmoralisch sein; Ordnung oder Ordnungsforderung kann nur zur Moral werden, falls sie den Wunsch zum Schönen

erfüllt. Zur Unmoral aber wird sie, falls sie das Jenseitserleben oder Erleben der Genialität, oder, wie wir auch sagen, das „Gotterleben“ eines Menschen stört.

Auch die vernunftgemäße Verteilung unseres Handelns und Ruhens in der Zeit – die Zeiteinteilung – hat moralische Wertungen erfahren. Nun ist es sehr merkwürdig, daß sie nicht mit dem gleichen Mut wie die Ordnung zur „Tugend“ erhoben wurde. Dies könnte seine sehr berechtigte Ursache darin haben, daß die Zeiteinteilung nicht jenen Zusammenhang mit dem Wunsch zum Schönen wie die Ordnung aufweist. Aber an diese Zusammenhänge dachte man gar nicht, wie es der Erkenntnis der Vergangenheit ganz fernlag, daß die Moral nicht etwa nur den Wunsch zum Guten, sondern alle Wünsche der Genialität entfalten will, somit ein Fördern des Wunsches zum Schönen eine Handlung moralisch macht, falls sie nicht andere Wünsche der Genialität verletzt. Nein, es hat einen anderen Grund: Die Zeiteinteilung wurde erst viel später als die Raumeinteilung wichtig; erst als durch die zunehmende Übervölkerung und andere Ursachen der Daseinskampf erschwert wurde, das Dasein ein Hasten und Jagen um das Geld geworden war, gewann die Zeiteinteilung an Bedeutung; und auch sie wurde schlechthin hochgewertet. Was sagt hierzu unsere Erkenntnis?

Da die Zeiteinteilung nicht unmittelbar Beziehung zu einem Wunsch der Genialität hat, kann sie nie Moral werden wie die Ordnung. Sie ist ebenfalls, soweit sie zum Kampf um das Lebensnotwendigste unerläßlich ist, eine amoralische Selbstverständlichkeit; ihr Fehlen aber ist in diesen Fällen Unmoral. Ferner kann sie das geniale Erleben fördern, Zeit und Ruhe zum Jenseitserleben verschaffen, und in diesen Fällen ist ihre Vernachlässigung erst recht Unmoral. Endlich ist es unmoralisch, anderen Menschen durch den Mangel an Zeiteinteilung den Kampf um das Daseinsnotwendige unmöglich zu machen oder das Jenseitserleben zu erschweren. Mangel an Zeiteinteilung kann also gar manchmal Unmoral sein; Zeiteinteilung selbst kann niemals moralisch genannt werden,

sondern sie ist amoralisch und wird Unmoral, wenn sie das geniale Erlebnis stört. In einer Zeit, in der das ganze Leben bis in die kleinsten Bruchteile der Stunden geregelt wurde, ist es von größter Wichtigkeit, die Unmoral eines solchen Vorgehens zu erkennen, einzusehen, wie vollständig die Genialität hierbei verkümmern muß; denn diese ist in ihrer Entfaltung, in ihrem Erleben an die Möglichkeit gebunden, die Zeit vollständig vergessen zu dürfen, wirklich in die Zeitlosigkeit einzugehen. Das geniale Erleben ist zeitlos und muß es sein; es kann also unmöglich nach der Uhr abgeschlossen werden. Es ist gut, daß die Menschen niemals nachweisen können, wieviel geniales Erleben durch alle die tickenden und schlagenden Uhren zerstört worden ist, sonst würden sie vielleicht – in ihrem Zorne deren Nützlichkeit übersehend – sie alle vernichten. Glücklicherweise kann der geniale Mensch, je höher sich seine Genialität entfaltet hat, um so leichter in das Reich der Zeitlosigkeit eingehen, so daß er trotz der lebensnotwendigen Zeiteinteilung sein geniales Erleben gesichert sieht, vorausgesetzt, daß in seiner Umgebung nicht einer jener tüchtigen Daseinsstreiter lebt, die nie das Diesseits verlassen. Das Zeitschätzen dieser plappernden Toten kennt nicht das lässige und schwerfällige Zurechtfinden der Menschen, die oft im Zeitlosen weilen; nein, es arbeitet fast so genau wie eine Uhr. Ihr Leben und Erleben ist eingeteilt wie ein Zentimetermaß, und sie pflegen mit der größten Unbefangenheit – ja noch dazu mit gutem Gewissen – geniale Menschen aus ihrem Jenseitserleben ins Diesseits zu zerren, damit sie irgendeine nebensächliche Daseinsbeschäftigung zur vorgeschriebenen Stunde erledigen. In ihrer Kindheit kannten auch sie ein Vergessen der Zeit im Reich der Fantasie; aber schon lange hat der Daseinskampf sie ernüchtert, und weil sie nie mehr im Zeitlosen weilen, scheint ihnen das Leben nicht wie den Genialen ewig zu währen, sondern für sie ist es tatsächlich vergänglich. Während für den Genialen, je mehr er sich entfaltet, die Lebensjahre sich unermeßlich zu dehnen scheinen, fliegen für sie die Jahre immer rascher dahin, je mehr die Jugendlichkeit des Affektlebens schwindet und je vollkommener ihre Fantasie erstickt ist.

Es hat sich im Menschen seit jeher die unbestimmte Erkenntnis einer gewissen Feindschaft zwischen Genialität und Ordnung von Raum und Zeit wach erhalten, aber sie schuf nur einen neuen Irrtum. Der falschen Vorstellung von der Zeit- und Raumeinteilung als Tugend wurde die Irrlehre gegenübergestellt: Unordnung und Mangel an Zeiteinteilung ist Beweis einer starken Genialität. Ihr huldigen viele mehr oder minder schöpferisch begabte Künstler und Forscher, die aus Mangel an Willenszucht, aus Triebentartung und aus charakteristischem Mangel an Tatkraft unfähig sind, die Forderungen der Tauglichkeit zum Daseinskampf in bezug auf die genannten Eigenschaften zu erfüllen, und die mit diesem Schuldkonto stolz ihre Genialität belasten. Ihre Unabhängigkeit von Ordnung und Zeiteinteilung verwerten sie aber weit häufiger für Triebleben und Nichtstun als für geniales Schaffen oder Erleben.

So lehrte uns unsere Moral des Daseinskampfes an Stelle des wahllosen Hochwertens von Arbeit und Fleiß, Ordnung und Zeiteinteilung: ein Prüfen, ein Abwägen des Einzelfalles an den Wünschen der Genialität, an dem heiligen Sinn unseres Seins.

Alle die Einzelforderungen – die die Vernunft an die einzelnen Volksglieder stellen mußte, als das Gemeinschaftsleben begann, und die dem vernunftbegabten Menschen am ehesten als notwendig einleuchten, wenn sie sich der Forderung unmittelbar einordnen: Tue nichts, das du selbst nicht erleiden möchtest (das Sittengesetz) – haben wir in ihren ersten Anfängen schon verfolgt. So weit auch dies Sittengesetz allmählich in seinem Schutz des Eigentums, des Daseins usw., der Sippen- und Volkserhaltung ausgebaut wurde, so erhebt sich doch der Mensch durch die Erfüllung niemals über den moralischen Nullpunkt, während die Nichterfüllung, die Übertretung Unmoral ist. Da das Sittengesetz die Verwirklichung des genialen Erlebens in vielen Fällen erleichtert und sichert, so müssen wir seiner Erfüllung große Bedeutung zusprechen. Wir dürfen nicht vergessen, daß durch das Sittengesetz diejenigen Hindernisse des

genialen Lebens beseitigt werden, die das Leben in der Gemeinschaft erst geschaffen hat, die aber bei dem Leben in der Einsamkeit gar nicht bestehen.

Was die Religionen bisher unter dem Sittengesetz verstanden haben, war meist Unmoral, da sie es unter gänzlicher Verkennung des heiligen Sinnes unseres Seins aufstellten, und unsere Erkenntnis muß selbstverständlich diese Unterordnung der Genialität des Handelns unter ein Vernunfturteil verwerfen. Jede Forderung des Sittengesetzes muß in jedem Falle, in dem sie an uns herantritt, geprüft werden, ob sie mit den Wünschen der Genialität übereinstimmt, und nur in diesem Falle ist ihr Erfüllen amoralisch und nicht unmoralisch. Die Richtlinien, die wir bei der Besprechung der Moral des Lebens aufstellen werden, geben genügend sichere Anhaltspunkte für das Handeln im Einzelfalle und die klare Gestaltung der Forderungen des Sittengesetzes, ohne das Nachdenken und Prüfen des einzelnen, das für die Entfaltung der Genialität so unendlich wichtig ist, zu lähmen oder gar auszuschalten.

Die bisher gepflegte Moral des Daseinskampfes zeigte eine einzige deutliche Beeinflussung durch die Genialität, die wir schon wiederholt erwähnten: die Bewertung der aus Mitleid geborenen „sozialen Handlungen“ als Tugenden. Sie haben ihren Ursprung in der einen Art genialen Fühlens, in der Menschenliebe. Unsere Moral kann freilich von den herrschenden Vorstellungen nicht viel bestehen lassen, weder die wahllose Menschenliebe, noch das wahllose Mitleid; und die meisten „sozialen Handlungen“ werden von ihr herabgedrückt zur Selbstverständlichkeit. Denn Hilfsbereitschaft ist Sittengesetz, die das leistet, was die einzelnen in gleicher Lage auch erfahren möchten, oder zu einem ganz kleinen Teil ist sie Auswirkung des Wunsches zum Guten. Die Moral des Lebens wird uns noch zeigen, daß der wahllose „Altruismus“ – das planlose Sichhinopfern für andere – ebenso unmoralisch ist wie ein wahlloser „Egoismus“, d. h. Selbstsucht. Auch bei der Ausübung der Hilfe verlangt unsere Moral eine unendliche Vertiefung und

Verinnerlichung der Menschen, ein ständiges Prüfen des Handelns an den Forderungen der Genialität, bis sie hierdurch allmählich mit – fast möchte man sagen: „reflektorischer" – Sicherheit das Moralische von dem Unmoralischen scheiden. Der also sicher Gewordene fühlt sich versucht, jenen Wahllosen zu sagen: Sage mir, für wen und für was du dich opferst, und ich will dir sagen, wer du bist!

Gewiß, wie viele Menschen sind so stumpf in ihrem Gotterleben oder – wie wir es nannten – Jenseitserleben und dabei so durchtränkt von grenzenloser Selbstsucht, daß wir uns freuen möchten, wenn sich in ihnen das erste Mitempfinden und eine selbstverständliche Hilfsbereitschaft regten, aber das darf uns nicht veranlassen, die Gefahren der herrschenden Wertungen zu übersehen. Wir dürfen uns nicht durch Zwerge das Höhenmaß des Menschen bestimmen lassen!

Mindestens ebenso stark wie durch das Sittengesetz und durch die Genialität des Fühlens wurde der Daseinskampf von den Vorstellungen jener eigenartigen Blüte des Menschengeistes beherrscht, die man „Gesellschaftsmoral" nennt. Sie steht in sehr losem Zusammenhang mit der Genialität, unterstützt deren Wünsche nur in ganz seltenen Fällen, um sich ihnen um so häufiger zu widersetzen. Sie hat Satzungen der Wohlanständigkeit aufgestellt, die ursprünglich von zwei edlen, mit der Genialität übereinstimmenden Wünschen ausgingen. Der eine ist die stolze Selbstbeherrschung und Rücksicht auf die Mitmenschen; der andere ist der Wunsch zum Schönen. Sie verlangt in jeder Lage die Beherrschung der Trieb- und Affektausbrüche, ihre Mäßigung zu einem die Mitmenschen am wenigsten störenden Gleichmaß des Gebarens. Hierdurch wird gleichzeitig die Schönheit der Ausdrucksbewegungen gesichert, also unser Wunsch zum Schönen zufriedengestellt. Sie verlangt Höflichkeit bei der Äußerung der eigenen Wünsche und bei dem Erfahren der Wünsche der anderen; sie verlangt die Regelung der Lebensumstände und der Kleidung der eigenen Person nach dem Wunsche zum Schönen. Alle diese Bestrebungen sind gewiß nicht unwichtig;

der Fehler, den die Gesellschaftsmoral aber macht, ist, daß sie ihre Bedeutung unglaublich überschätzt und sie höher wertet als wesentliche Forderungen der Genialität. Doch diese gleiche Gesellschaftsmoral schreckt auch vor der größten Unmoral nicht zurück. So verhöhnt sie förmlich den genialen Wunsch zur Wahrheit, indem sie ganz frivol betont, daß es ihr bei vielen Handlungen nur auf den äußeren Schein ankomme. „Nur in der Öffentlichkeit keinen Anstoß erregen", das ist das Wichtige; unwesentlich ist daneben das, was sich fern der Öffentlichkeit im engsten Familienkreise abspielt! Nur in der Öffentlichkeit seine Handlungen sorgsam verbergen; unwichtig ist es, welcher Triebentartung man in Geheimen huldigt! Ja, die Gesellschaftsmoral hat sich sogar vor Gottschändung nicht gescheut. Das Gotterleben wird zu einer gesellschaftlichen Verpflichtung, zu einer Art „Anstandsbesuch" bei Gott; man bleibt vor allem auch mit gutem Gewissen Mitglied einer Religionsgemeinschaft, ohne ihre religiöse Überzeugung zu teilen, wie dies Millionen „Namenschristen" ohne jede Scham ein Leben lang zuwege bringen.

Die Moral, die die Menschen bisher für ihren Daseinskampf aufstellten, hatte – wie wir sahen – mit der einzigen Ausnahme der Lehre von den „sozialen Tugenden" keinen wirklichen Zusammenhang mit der Genialität. Dies erklärt eine merkwürdige Spaltung in die Werke der Genialität auf der einen Seite und den abgewandelten Daseinskampf auf der anderen. Dieser letztere wurde mehr und mehr in ganz bestimmte äußere Regeln gebracht, welche bei hochentwickelten Kulturvölkern auf den ersten Blick einen Achtung gebietenden Eindruck machen, aber in einer gewissen Feindschaft stehen zu der „Kultur". Sie wurden von je unter dem Begriffe „Zivilisation" zusammengefaßt, wenngleich auch meistens irrig gedeutet. Diese „Zivilisation" setzt mit den ersten Vernunftabwandlungen des Daseinskampfes ein: mit der Herstellung der Geräte und den ersten Ansätzen des Sittengesetzes. Sie ist also nicht etwa (wie Spengler meint) die tote, entseelte Kultur, sondern von Anfang an etwas grundsätzlich anderes als diese. Die Kultur ihrerseits ist die Erscheinung der Genialität in Werken der Künstler und Forscher, in

Handlungen und in Gefühlen. Bei einer überstarken Entwicklung und Überbewertung der Vernunft erweitert die Zivilisation ihren Machtbereich, verdrängt die Kultur und kann zu ihrem Krankheitstode führen.

Unsere Moral, die ganz im Gegensatz zu allem Vergangenen den Daseinskampf nicht verachtet, ihn aber auch nicht eigene Wege – unbekümmert um die Genialität – gehen läßt, wird diese Gegensätzlichkeit von Zivilisation und Kultur überwinden; denn sie ordnet ja den Kampf ums Dasein den Wünschen der Genialität unter und macht es hierdurch dem Menschen möglich, im Daseinskampf stets genial zu handeln.

Kapitel 8

Moral der Erotik

Diese Moral hat ihre eigene Geschichte, die wieder einmal beweist, daß die Zwischenstufen zwischen Unwissenheit und klarer Vernunfterkenntnis den Menschen weitab führen von der Wahrheit, ihn auf Wahnideen verfallen lassen, die ihm auf früheren Stufen ganz fern lagen. Schon zur Zeit der chthonischen Kulte – also in den frühesten Seelenkultzeiten – war es eine allgemein anerkannte Weisheit, daß die Sexualität einen ungeheuer starken Einfluß auf die Seele des Menschen hat, und deshalb war unter bestimmten Umständen die Sexualgemeinschaft ein Kultdienst, der am Grabe und in späteren Zeiten im Tempel gefeiert wurde. Mindestens in ebenso ausgeprägtem Maße aber war sie für jene von Dämonenfurcht durchsetzten Menschen eine „teuflische" Macht. Die Dämonen konnten dem Menschen in der Sexualgemeinschaft „die Seele rauben". Deshalb wurden umständliche Kultvorschriften erlassen, Kulthandlungen ersonnen, die dieses Unheil verhüten sollten.

Die letztere Auffassung – die sich mit der Erfahrung, daß sehr viele Menschen durch ihr Triebleben an seelischem Wert verlieren, leichter und häufiger bestätigen ließ als der veredelnde Einfluß der seelisch-verwobenen Sexualität – wurde in indischer Verfallszeit und erst recht Jahrtausende später im Christentum alleinherrschend und fand ihren Ausdruck in dem „asketischen Ideal". Dieses ernennt die Enthaltsamkeit vom Sexuellen zur Tugend, Sinnenfreude zur Sünde. Da es nun menschlicher Einsicht

unmöglich entgehen konnte, wie notwendig die Sexualgemeinschaft für die Erhaltung der Art, ja, wie wünschenswert der Kindersegen für die äußere Machtentfaltung der Religionsgemeinschaft ist, so wurde das asketische Ideal der Enthaltsamkeit ergänzt durch ein zweitklassiges moralisches Ideal (Paulus sagt: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser“): Das Ideal einer Ehe, die dem Kindersegen gewidmet ist. Dem alten Glauben an den Dämonenzauber der sexuellen Gemeinschaft verwandt ist der Schutz vor Schaden der Seele durch Priestersegen, ja, die Erhebung der Ehe zum Sakrament. Das war das einzige Mittel, der „Dämonenzauber“ zu bannen.

Die Fortschritte der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die den Menschen zunächst von allen religiösen Erwägungen gänzlich ablenkten, stürzten das Ideal der Askese. Besonders der Darwinismus setzt an seine Stelle die eigenartige Lehre von der Amoral – d. h. also von der gänzlichen moralischen Gleichgültigkeit – des Sexuallebens unter der Einschränkung, daß es der primitivsten Forderung des Sittengesetzes entspricht: niemanden in seiner Gesundheit zu schädigen. Nur eine Tatsache erhebt diese amoralische Sexualität zur moralischen Handlung, nämlich die Pflichterfüllung gegenüber der ewigen Gattung. Daß von materialistischen Seelen hierunter eine Art Rassezucht verstanden wird, wie wir sie aus der Tierzüchtung kennen, ist weiter nicht verwunderlich. Etwas gefährlicher war es, daß auch Nietzsche sich so ganz dieser darwinistischen Anschauung hingab. Auch für ihn ist die Zeugung der Kinder – von denen er glaubt, daß sie mehr sind als die, die sie schufen – der Umstand, der die Sexualgemeinschaft in das Reich der moralischen Handlung erhebt. Zahllose Menschen begeistern sich heute für diese Auffassung und biegen sie in einer ihnen willkommenen Weise um. Durch ihre Lebensweise bekunden sie eine Morallehre der Sexualität, die wir in die Worte fassen könnten: Der Umstand, daß ich mit einem Menschen einmal Kinder zeugen wollte oder gezeugt habe, erhebt ein für allemal die sexuelle Gemeinschaft mit diesem Menschen, auch wenn sie nicht mehr der Fortpflanzung dient, in das Reich der moralischen Handlungen.

Hier hat nicht der Priester das wirksame Weihwasser gespendet, sondern der Selbsterhaltungswille der Gattung bedankt sich für die Zeugung mit einem Weihbrief für die Sexualgemeinschaft von lebenslänglicher Gültigkeit!

Niemals kann sich die Moral der Erotik (Moral der Minne), niemals kann sich die Ehrfurcht vor der Reinheit der Sinne auf dem Boden solcher Vorstellungen entfalten.

Wir müssen all diese Irrungen zu vergessen suchen und – ehe wir die moralischen Richtlinien zu finden trachten – uns fragen, wodurch denn überhaupt bewiesen wird, daß das sexuelle Erleben durch das Amt der Zeugung nicht ausschließlich in das Gebiet des Sittengesetzes ragt, sondern daß dies Erleben ganz unabhängig von der Fortpflanzungsaufgabe moralische Werte oder Unwerte besitzt, oder wodurch nachgewiesen wäre, daß es moralisch gleichgültig sei und nur durch die Zeugung ethischen Wert gewänne. Wäre dies letztere der Fall, so brauchten wir überhaupt keine Sexualmoral. Denn den Schutz der Gesundheit anderer verlangt ja schon das Sittengesetz des Daseinskampfes von uns. Auch die Erhaltung der Art können wir als Pflicht dem Dasein gegenüber der Moral des Daseinskampfes angliedern. Es gehört dann die Zeugung zu der für die Erhaltung des Volkes notwendigen Leistung ebenso wie z. B. die Beschaffung der Nahrung für die Sippe. So selbstverständlich, wie sich diese Leistung schon bei höheren Tieren auch auf die Brut erstreckt, ebenso selbstverständlich müssen auch Dasein und Gesundheit der Kinder als Sippen- und Volkserhaltung gesichert werden, falls sie nicht gerade im Falle erheblicher Mängel das Gegenteil, das Kinderlosbleiben verlangen. Aber ist nicht anderes weit wesentlicher?

Es ist Tatsache, daß die Seele des Menschen durch jede sexuelle Gemeinschaft – und sei sie auch noch so unseelisch, und sei sie auch noch so vergänglich – beeinflußt wird. Sie wird entweder

entfaltet, oder sie verkümmert, und hierdurch ist die hohe ethische Bedeutung jeder sexuellen Gemeinschaft auch ganz unabhängig von der Zeugungsaufgabe bewiesen.

Da die Menschen ihr Sexualleben so wenig im Einklang mit einem vertieften moralischen Empfinden erhielten, haben die Menschen besonders in der Gegenwart den starken Einfluß jeder sexuellen Gemeinschaft – der flüchtigen wie der dauernden, der „primitiven“ wie der vergeistigten – auf die Seele abgeleugnet. Tatsächlich ist aber, der Einfluß der Erotik auf die Genialität des Handelns ebenso nachhaltig und gewaltig wie auf die anderen Wünsche der Genialität. Der erweckenden und erstarkenden Einwirkung der Minnebegeisterung auf diese Wünsche erinnert man sich lieber als der ungünstigen Einflüsse unwürdiger Paarung. In der Tat ist es ja auch erstaunlich, wie gewaltig z. B. die Genialität der Wahrnehmung – der Wunsch zum Schönen – in der Minnebegeisterurg sich bei allen Menschen entfacht; bei manchen bis zur schöpferischen Gestaltungskraft. Wie mancher wurde in diesen Zeiten zum Dichter in Worten und Tönen!

Es ist nun wunderbar zu sehen, wie sich auch in der Tierwelt die dort noch tief schlummernde Genialität in den Zeiten der sexuellen Erregung deutlicher kundgibt. Ich erinnere an das farbenfreudige Hochzeitskleid der Fische; ich erinnere an jene Vögel, die ihr Hochzeitsnestchen mit bunten Steinen zieren, und erinnere endlich an die Melodien, die viele Vögel zur Zeit der sexuellen Begeisterung singen. Daß derartiges In-Erscheinung-treten nicht wie beim Menschen bewußt, sondern ganz unbewußt angestrebt wird, ist für die Tatsache gleichgültig, daß jedenfalls die Genialität des Schönen zur Zeit der sexuellen Begeisterung auch beim Tiere angeregt wird. Ganz das gleiche gilt von der Genialität des Handelns des Menschen, die eine bewußte Steigerung allerdings nur in jenen Fällen erfährt, in denen sich die Minnebegeisterung zum Teil auf der gegenseitigen Wertschätzung der moralischen Eigenschaften aufbaut.

Die moralischen Fragen, die eine derartig hochstehende Minne bewegen, stimmen sehr häufig mit den Fragen des seelischen Lebens überhaupt überein, und gar manche Moral der Minne, die geschrieben wird, ist nichts anderes als ein Teil der Moral des Lebens. Denn sie behandelt die Fragen der seelischen Einstellung und Berücksichtigung eines erwachsenen Menschen gegenüber einem ihm anvertrauten unmündigen Kinde oder gegenüber einem zweiten Erwachsenen. Es ist unrichtig, hierfür die Bezeichnung „Moral der Minne" zu wählen; denn es ist Zufallssache, daß das anvertraute unmündige Wesen in den meisten Fällen das leibliche Kind ist und daß der mit uns lebende erwachsene Mensch in der größten Mehrzahl der Fälle nicht etwa ein anderer Verwandter ist, sondern eben der Gatte.

Wir wollen im Gegensatz zu solcher Fehlbezeichnung unter der Moral der Minne nur die Forderungen der Genialität verstehen, also die Beantwortung der Frage, welche Minnegemeinschaft als unmoralisch gemieden oder aufgegeben werden muß. Ganz besonders dürfen wir damit nie, wie das bisher geschah, die Frage der Zeugung, aber auch niemals die Frage der Fürsorge für die Kinder verquicken. Eine unmoralische Ehegemeinschaft kann um nichts moralischer werden, weil sie „um der Kinder willen" geschlossen wurde oder aufrechterhalten wird. Wieviel Feigheit vor dem Urteil der Gesellschaft, wieviel Faulheit gegenüber den Mühen der Selbsterhaltung, wieviel seelische Genügsamkeit und Charakterverwahrlosung verbirgt sich hinter dem Schilde: „um der Kinder willen"! Da man selbstverständlich für Leib und Seele der Kinder sorgt, so kann man in einzelnen Fällen – wenn es sich mit den Forderungen der Genialität vereinen läßt – den Kindern zuliebe das gemeinschaftliche Zusammenleben im gleichen Hause fortsetzen. Falls beide Gatten hochstehende Charaktere sind, brauchen die Kinder bei würdigem, von häßlichen Szenen völlig freiem Sippenleben den ernsten Wandel der Ehe zu einer Freundschaft ohne Geschlechtsgemeinschaft ihr Lebtag nicht zu ahnen.

Eine sexuelle Gemeinschaft aber, die aus anderen Gründen unmoralisch ist, kann durch das Zusammenhausen „um der Kinder willen“ niemals „moralisch“ werden!

Schließen wir also alles von unserer Untersuchung aus, was nicht zur Moral der Minne gehört, so haben wir zunächst einen guten Teil „negative“ Arbeit zu leisten, ehe wir an den „positiven“ Aufbau eines sexualmoralischen Grundgesetzes treten können. Die heute vorherrschenden, unnatürlichen und kranken Sexualgewohnheiten, die gänzliche Verkennung und die Unkenntnis der Grundgesetze der Sexualität verlangen vor allen Dingen ein Erwachen der Ehrfurcht. Der Mensch darf sich hier leider nicht auf seinen „Instinkt“ als Lehrmeister verlassen; denn er ist nicht Tier, seine vermeintlichen „Instinkte“ sind nicht gesund und weise wie die des Tieres, sondern unterstehen dem Begehren der Lusthäufung, die von der Vernunft irrig für den Sinn des Menschenlebens gehalten wird. Es bleibt ihm nur der eine Weg, mit Hilfe seiner Vernunft die Unvernunft herrschender Irrlehren zu heilen, die Grundgesetze der Sexualität durch wissenschaftliche Forschung zu erfassen.

Nach all den reichen Erkenntnissen, die uns die Entwicklungsgeschichte bei unseren bisherigen Betrachtungen schenkte, ist es für uns nicht verwunderlich, daß sie uns auch das ganze Gebiet der Sexualgemeinschaft in seinen Zusammenhängen verstehen läßt. Wir erkannten die wunderbare Ähnlichkeit des ersten und des letzten Wesens der ganzen Entwicklungsreihe der Pflanzen und Tiere, des Einzellers und des Menschen. Wir sahen, daß sie eine wesentlichste Eigenschaft besitzen, die allen Zwischengliedern fehlt, nämlich die potentielle Unsterblichkeit. Einzelne, Auserlesene unter ihnen, erleben sie tatsächlich, und in allen lebt sie als Möglichkeit. Aber während der Einzeller diese Unsterblichkeit als ein rein körperliches Verweilen in der Erscheinung erfüllt sieht, als endloses Sein in der Zeitlichkeit, sahen wir, wie sich beim Menschen diese potentielle Unsterblichkeit in wunderbar vergeistigter Form erfüllt hat als Möglichkeit des zeitlichen Seins in der Unendlichkeit. Nach

dieser Erfahrung wird es uns nicht verwunderlich sein, wenn wir beim Einzeller einen Annäherungswillen in verschiedenen Formen ausgedrückt sehen, einen Annäherungswillen rein körperlicher Art, der den Zwischengliedern der ganzen Entwicklungskette fehlt und der dann bei der höchsten Gattung, beim Menschen, in vergeistigter Form als bewußtes, seelisches Erleben, als seelischer Annäherungswille wieder auftaucht.

In eigenartigem Gegensatz zu dem ununterbrochenen Kampf auf Leben und Tod mit den übrigen Lebewesen zeigt auch schon der Einzeller zeitweise einen Annäherungswillen an seinen Artgenossen, und zwar nicht nur in eintöniger Form. Wir sehen, wie sich zwei Einzeller, gelegentlich auch ganze Gruppen, aneinanderlagern, um eine Weile ihres Lebens so vereint zu bleiben, ohne dabei irgendwelche Verschmelzungs- oder Austauschversuche ihrer Zellkerne vorzunehmen. Die Kraft, die die Zellen zueinander hinzieht und zu diesem Beieinanderweilen veranlaßt, nennt der Naturwissenschaftler, wie wir schon erwähnten, den „Zytotropismus“, die Zellannäherung. Einen ganz anderen Willen beobachten wir bei einer zeitweiligen Aneinanderlagerung zweier Einzelwesen gleicher Art, die wir die „Konjugation“ nennen. Hier werden Teile des Zellkernes (Vererbungsstoffe), unter umständlichen Veränderungsvorgängen im Zellinnern ausgetauscht. Nach Abschluß dieses Vorgangs kehren die Einzeller wieder zur Einsamkeit zurück. Es bestehen Untersuchungen, die es wahrscheinlich machen, daß die „Konjugation“, der Erbmasseaustausch, die Bedeutung einer Verjüngung für den Einzeller hat. Eine dritte Äußerung eines Annäherungswillens ist die vollkommene, dauernde Vereinigung zweier Einzeller unter inniger Verschmelzung ihrer Zelleiber und ihrer Kernsubstanzen zu einem neuen einheitlichen Lebewesen. Wir nennen sie die „Kopulation“, die Dauerverschmelzung. Unabhängig von diesen Vorgängen findet die Fortpflanzung des Einzellers meistens durch Teilung statt. Die Vielzeller haben die Dauerverschmelzung der Fortpflanzungszellen beibehalten. Die Zellannäherung und der Erbmasseaustausch treten zurück. Erst

beim Menschen taucht – neben der von den tierischen Vorfahren überkommenen Art der Fortpflanzung durch Dauerverschmelzung der Fortpflanzungszellen – ein seelischer Annäherungswille der Einzelwesen in verschiedenen Formen auf, die jenen drei körperlichen Äußerungen des gleichen Willens bei den Einzellern sehr ähneln.

Den „Zytotropismus", die Zellannäherung der Einzeller, das Beieinanderverweilen, können wir als erste körperliche Erscheinung aller Freundschafts- und Liebesgefühle des Menschen ansehen, die nicht Minne sind. Die „Konjugation", der Erbmasseaustausch, aber – bei der zwei Einzelwesen in zeitweiliger inniger Verbindung wesentliche Bestandteile des Kernes austauschen, um sich dann körperlich verjüngt wieder zu trennen – ist die erste körperliche Erscheinung jener Minne der Menschen, die schon so weit vergeistigt ist, daß sie einen teilweisen und zeitweisen seelischen Austausch mit einem zweiten Menschen sucht, aber nach einer gewissen Zeit sich wieder abwendet und zur Einsamkeit zurückkehrt, also eine durch geistigen Austauschwillen über alle flachen Formen des Paarungswillens erhabene, aber dennoch nicht dauernde Erotik (die geistigste Form, deren die Polygamie fähig ist). Die Dauerverschmelzung endlich – die dauernde vollkommene Verschmelzung von Zellkern und Zelleib zu einem neuen Wesen – ist die symbolische Verwirklichung der schönsten und seltensten Blüte des erotischen Annäherungswillens der Menschen, nämlich der vergeistigten, auf vollkommenem seelischen Austausch beruhenden, dauernden Einehe, die zwei Menschen durch die seelische Gemeinschaft zu einer höheren seelischen Einheit verschmilzt.

Selbstverständlich zeigen nicht alle Menschen einen dieser Annäherungswillen der Einzeller; eine große Gruppe von ihnen zeigt ihn nur in schwachen Ansätzen und kennt in der Vollentfaltung nur die vom Säugetier übernommene gänzlich ungeistige Triebgemeinschaft. Die seelischen Erscheinungsformen der „Konjugation" und „Kopulation" treten beim Menschen vollkommen unabhängig von

dem Willen zum Kinde auf, zeigen also auch hier die treue Ähnlichkeit mit dem Einzeller, dessen Fortpflanzung ja durch Teilung, also unabhängig von diesem Annäherungswillen statthaft. Da diese Unabhängigkeit so alten Ursprungs ist, wird uns begreiflich, wie verhängnisvoll es war, wenn in vergangenen Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag der Wille zum Kinde nicht als ein heiliges Wollen angesehen wurde, welches sich der Minnebegeisterung noch zugesellen kann, sondern als einzige (christliche) Rechtfertigung des „sündhaften“ Paarurgswillens galt.

Verlassen wir den Einzeller und schreiten wir aufwärts in der Entwicklungsreihe. Unsere vielzelligen Vorfahren lehren uns ihrerseits die wichtigsten Grundgesetze der Sexualität – die grundlegendsten Unterschiede der Geschlechter –, die wir unbedingt kennen müssen, wenn wir die Grundgesetze, die hier herrschen, einigermaßen verstehen wollen. Eine Stufe der Entwicklung Einzeller-Mensch gleicht den Teleostiern. Diese pflanzen sich durch äußere Befruchtung fort, d. h. das Weibchen gibt zuerst seine Fortpflanzungszellen an günstigem Ort ab, das Männchen lagert darüber seine Keimzellen. Aus jenen Tagen erhielt sich ein von den Menschen sehr zum Unheil mißachtetes Grundgesetz der Sexualität, daß nämlich die Abgabe der weiblichen Fortpflanzungszelle, die begleitet ist von Veränderungen der Fortpflanzungsorgane, den Rhythmus der sexuellen Gemeinschaft bestimmen sollte. Die Tatsache, daß das männliche Geschlecht dieses uralte Gesetz der Sexualität mißachtet hat, wird von der Natur damit beantwortet, daß das weibliche Geschlecht die sexuelle Beglückung in der Gemeinschaft nur selten erlebt.

Schreiten wir weiter aufwärts zu jenen Vorfahren, bei denen wegen der höheren Gestaltung des Tieres die Befruchtung des Keims im Muttertier statthaben mußte, also eine körperliche Gemeinschaft der Elterntiere Vorbedingung der Fortpflanzung ist, so lehrt uns die Sexualität dieser Stufe ein zweites wichtiges, von den Menschen verkanntes Gesetz; es besagt: Die Sexualität des männli-

chen Geschlechts wird bei den höchsten Lebewesen gesteigert durch bestimmte Sinneswahrnehmungen, beim Menschen vor allem durch Wahrnehmungen des Auges, durch den geeigneten Anblick des anderen Geschlechts. Die Sexualität des weiblichen Geschlechts aber wird besonders in den Reifungszeiten der Fortpflanzungszellen allmählich gesteigert durch die Werbung von seiten des männlichen Wesens. Auch dieses wesentliche Grundgesetz, dem das Menschengeschlecht ebenso sehr unterworfen ist wie die unterbewußten Tiere (bei denen es ausschlaggebend ist), ist von der halberkennenden und deshalb irrenden Vernunft des Menschen gänzlich mißachtet worden. Da der Anblick häufiger ist als die Werbung, so gerät die männliche Sexualität in eine häufigere Abhängigkeit vom weiblichen Geschlechte als umgekehrt. Daher hat das männliche Geschlecht einen um so stärkeren Wunsch, das weibliche Geschlecht zu unterjochen, je mehr es die Lusthäufung zum Lebensziel werden läßt, je weniger das Rasseerbgut, dem es angehört, Selbstbeherrschung fordert. Da der Mensch nicht unterbewußter Vierfüßer, sondern bewußt ist und durch den aufrechten Gang ein Zweihänder, so war die Möglichkeit für den Mann bei obengenannter Entartung gegeben, ein Lebewesen gleicher Art dauernd zu unterjochen. Diese Unterjochung des weiblichen Geschlechts, die selbstverständlich ebenso verbreitet war wie die männliche Sexualität und der aufrechte Gang des Menschen und, die Herrschaft des lustversklavten Selbsterhaltungswillens in den Menschenseelen, hat zu einem völligen Verzerren der genannten natürlichen Gesetzmäßigkeit – daß das weibliche Geschlecht das umworbene, selten gewährende sein soll – geführt. Die Folge der Unnatur ist wiederum, daß das weibliche Geschlecht nur in seltenen Fällen die sexuelle Beglückung erlebt und daß das männliche Geschlecht in seiner den Grundgesetzen der Sexualität widersprechenden Herrscherstellung sehr rasch ernüchtert wird und sich durch Abirren zu anderen Frauen mühsam immer wieder die Möglichkeit eines schwierigen Werbens – also die ursprünglichen Verhältnisse und hierdurch eine erhöhte Beglückung – zu verschaffen trachtet. Eine kleine Nothilfe in diesen unnatürlichen Verhältnissen war die Sitte, der Frau gesellschaftlich

eine Scheinherrscherstellung zu gewähren, die mit Umständlichkeit die natürlichen Sexualverhältnisse vortäuschen möchte. Eine krankhafte Nothilfe war der Minnedienst des Mittelalters. In der nordischen Rasse, also auch bei unseren Ahnen, bestand, wie schon erwähnt, vor der Rassemischung und seelischen Entwurzelung durch Fremdreligion eine Aufzucht beider Geschlechter zu größter Selbstbeherrschung; daraus folgte – neben geschichtlich bezeugter (siehe Tacitus u. a.) Keuschheit und Sinnenreinheit im Minneleben – eine hohe und freie Stellung des Weibes, die die natürlichen Gesetze der Sexualität und somit das Glück beider Geschlechter in dauernder, freier Einehe sicherte.

Neben diesen beiden allerwesentlichsten, meist so sehr mißachteten Grundgesetzen der Sexualität möge die Entwicklungsgeschichte lehren, daß die sexuelle Beglückung bei dem weiblichen Geschlecht durch die innere Befruchtung gefährdet wurde, da die Mutterschaftsaufgabe wünscht, daß der Ausführungsweg für die reife Frucht möglichst unempfindlich sei, während die Begattungsaufgabe so ungefähr das Gegenteil verlangt. Den unseligen Zwiespalt dieser Doppelaufgabe hat die Entwicklungsgeschichte nur sehr mangelhaft lösen können, und der Mensch hat das Unheil durch die Verkennung der genannten Grundgesetze noch so sehr vergrößert, daß heute nur ein kleiner Bruchteil des weiblichen Geschlechts voll entwickelt wird und sehr viele Frauen die sexuelle Beglückung trotz häufiger Gemeinschaft nur selten oder nie erleben. Eine Tatsache, die von unheilvollster Auswirkung für beide Geschlechter ist, dem Weibe seelischen Ausgleich und die Mutterschaftsfreudigkeit, ja auch die Minnebegeisterung gefährdet. Hiermit trifft das Unheil auch den Gatten und unterstützt all die schauerliche Triebentartung des männlichen Geschlechts, wie wir sie besonders als Begleiterscheinung von Askeselehren und den Irrlehren der „Sündhaftigkeit“ des Sinnenglückes schlechthin finden.

Wenn wir nun die Entwicklung der Sexualität in der Menschengeschichte verfolgen, so sehen wir sie unterschiedlich weit über

die ursprünglich nur mit den Sinneswahrnehmungen verknüpfte Sexualität sich verinnerlichen, sich immer inniger mit den verschiedenen Seelenfähigkeiten verweben. An Stelle der „Sexualität“ tritt Minnebegeisterung, die mehr und mehr von seelischen Werten abhängig ist. Das weibliche Geschlecht, das ja von Urzeiten her nicht so sehr durch den Anblick begeistert wird, zeigt selbstverständlich allseitiger eine größere Unabhängigkeit von der äußeren Erscheinung des Mannes. Schon frühzeitig stehen für dieses Geschlecht die Charaktereigenschaften, der Entwicklungsgrad des Verstandes und des Gemütes an erster Stelle, da diese ja die Art der Werbung in hohem Grade beeinflussen. Es scheint hierdurch die Wahl eines für die Kinderfürsorge tüchtigen Vaters von dem Mutterschaftswillen unbewußt erzielt zu werden. Aber auch bei dem männlichen Geschlecht ist eine in den Rassen unterschiedliche, wenn auch noch weniger ausgeprägte Abhängigkeit der sexuellen Begeisterung von seelischen Wertungen nachweisbar. Von dieser Stufe der Vergeistigung an haben wir die Berechtigung, von Minne im Gegensatz zu der körperlich bedingten Sexualität und im Gegensatz zu dem jeder Sexualität fernstehenden Gefühl der „Menschenliebe“ zu sprechen.

Hand in Hand mit dieser Vergeistigung der Sexualität zur Minne wird die Zuneigung, die beim Tiere ganz unpersönlich und flüchtig sein kann, immer dauerhafter, und das Haften des Minnewollens an einem bestimmten Vertreter des anderen Geschlechts wird allmählich immer bewußter auf ein bestimmtes Einzelwesen gerichtet; es tauchen der Annäherungswille (Zytotropismus der Einzeller) und der seelische Austauschwille (die „Konjugation“ der Einzeller) auf. Weiterhin strebt aber der Mensch – je wacher sein Gotterleben ist, je klarer er den heiligen Sinn des Menschenlebens ahnt – jener Form vollkommener seelischer Verschmelzung zu, die allein den Namen Minne in Einehe wirklich verdient und die – wie wir sahen – ihr nicht bewußtes Vorerleben in der „Kopulation“, der Dauerverschmelzung des Einzellers, hat. Neben dieser sehr selten verwirklichten, aber häufig erstrebten Dauerverschmelzung finden wir heute also vor allem häufig jene der Konjugation des

Einzellers vergleichbare, geistig betonte zeitweilige Gemeinschaft, die eine Zwischenstufe zwischen der ursprünglichen Sexualität und der höchsten Form der Verschmelzung darstellt. Endlich steht, wie schon erwähnt, eine sehr große Zahl der Mitmenschen auf der Stufe ähnlich ungeistiger Gemeinschaft, wie sie die dem Menschen am nächsten stehenden Tiere leben, d. h. sie pflegen eine von persönlichen und geistigen Wertungen unabhängige Paarung von bestimmter Dauer oder flüchtige Triebgemeinschaft. Diese drei Arten, die in der Tierwelt ihre Gegenstücke haben, sind aber heutzutage beim weiblichen Geschlechte von unentwickelter Sexualität, beim männlichen Geschlecht von krankhaften Formen des Sexuallebens fast verdrängt, Formen, die als Krankheit gar nicht erkannt, sondern als „normale“ männliche Sexualität angesehen werden. Wie erklärt sich dies?

Der Mensch – von allen Lebewesen das einzige, das die ursächlichen Zusammenhänge der Erscheinungen bewußt erfassen und das Erlebte bewußt erinnern kann – geriet in eine große Gefahr, die für das Tier noch nicht besteht, und ist ihr in erschreckendem Grade erlegen. Die Erinnerung an erlebte Beglückung und an die Gesetze der Anfachung des Paarungswillens erweckte in ihm einen Antrieb, sich jene bewußt zu verschaffen. Ein verfänglicher Verführer hierzu wurde der Alkohol. Da dieses Gift in gleichem Grade die sexuelle Leistungskraft herabsetzt, wie es die Erregung steigert, so werden die gesunden Wege der Sexualität, deren Grundmerkmal das Gleichgewicht sexueller Erregung und sexueller Leistungsfähigkeit ist, verlassen. Die überwiegende Mehrzahl des männlichen Geschlechtes ist jenem unseligen Triebe verfallen und dadurch vollkommen krank geworden. Die Erkrankung, die ich die „chronische Überreizung“ genannt habe, ist wesentlich auch durch das weibliche Geschlecht verschuldet, weil es meist in völliger Unkenntnis des Unheils, das es anrichtet, mit tausend Hilfsmitteln der Zivilisation und mit allen Künsten der Gefallsucht die männliche Anregbarkeit durch den Anblick mißbraucht und ohne jede Ehrfurcht vor dem Sinnesleben des anderen Menschen das männliche Geschlecht in ei-

nem Dauerzustand der Überreiztheit hält. Die unselige Erkrankung, die eine gesunde Beruhigung nach der Wunscherfüllung überhaupt nicht mehr zuläßt („So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde“) und vollkommen unfähig macht, eine Vertiefung und Vergeistigung der Sexualität zur Minne überhaupt zu erleben, bewirkt gewöhnlich im Laufe der Jahre eine nervöse Erschöpfung und ein vorzeitiges Greisenalter. Sie untersteht einer recht traurigen Gesetzmäßigkeit. Sie zeigt ähnlich wie die chronische Vergiftung durch Morphium ein stetig wachsendes Bedürfnis nach stärkeren Reizmitteln, verursacht durch die krankhafte Abstumpfung, falls der Wechsel und die Steigerung der Reize nicht zur Verfügung stehen. Dieses traurige Gesetz – der Abstumpfung gegenüber dem Gewohnten und des Bedürfnisses nach steter Steigerung der Reize – ist aller gesunden Sexualität – sowohl der ungeistigen als der vergeistigten, sowohl der flüchtigen als auch der dauernden – vollkommen fremd und ist das wichtigste Erkennungsmerkmal der Krankheit. Die unheimliche Verbreitung dieser Erkrankung in den „Kulturvölkern“ aus den vor allem genannten Gründen bewirkt, daß besonders in den Städten fast das ganze öffentliche Leben auf die traurige unerbittliche Gesetzmäßigkeit der „Chronisch-Überreizten“ eingestellt ist. Dem Bedürfnis nach stetem Wechsel, nach Steigerung der Anreize fügt sich die Kleidung der durch falsche Moral verwirrten Frauen; es fügen sich die vortrefflichen Erfindungen zur Aufpeitschung des Paarungswillens; es fügt sich selbstverständlich vor allem die käufliche Paarung, die „Prostitution“ genannt wird, und die oft unter dem väterlichen Schutze des Gesetzes ihre Brutstätten der chronischen Überreizung errichtet.

Aber damit hat es noch nicht einmal sein Bewenden gehabt. Die Erkrankung macht selbstverständlich nicht bei bestimmten Berufen halt. Sie ließ manchen Staatsmann, der ihr anheimgefallen ist, die Prostitution für notwendig erklären; sie ließ den von ihr befallenen Arzt diesen Standpunkt wissenschaftlich beweisen, und sie ließ – und das ist das Schlimmste – den ihr verfallenen schaffen-

den Künstler Werke gestalten, die der traurigen Gesetzmäßigkeit willig dienten: niederste Anreize in stetem Wechsel zu häufen. So entstand die ganze Froschsumpfliteratur der „Kulturvölker“ als Gegenausschlag zur Lehre von der Sündhaftigkeit der Sinne, an der der Gesunde zu ersticken droht. Ganz anders bewertet natürlich der erkrankte Teil der Hörer und der erkrankte Kritiker solche eigenartigen „Kunstwerke“, die auf seine Erkrankung in so liebenswürdiger Weise Rücksicht nehmen. Um das Unheil noch zu vermehren, wurde endlich auch die Seelenlehre – die Psychologie – gänzlich durchsetzt mit den Vorstellungen und Gesetzmäßigkeiten der chronischen Überreizung. Die „Freudsche Psychoanalyse“[1] hat neben einigen richtigen Gedankengängen eine Fülle von Wahnvorstellungen über die Grundgesetze der Seele gezeitigt, die ich in meinem Werke „Der Seele Ursprung und Wesen“, 2. Teil „Des Menschen Seele“ widerlegte.

Neben der genannten Erkrankung an nervöser Erschöpfung führt die chronische Überreizung noch in vielen Fällen zur Entartung der Wunschrichtungen des Paarungswillens; denn nur ein kleiner Teil der an ihr leidenden Menschen ist wirklich angeboren krank. Auch die traurige Lehre dieser Kranken läßt uns aus der Fülle der Einzelheiten eine unendlich wichtige Erkenntnis gewinnen. Haben wir sie deutlich beim Kranken erblickt und erforschen wir daraufhin das Leben der Gesunden, so zeigt sich uns, daß das gleiche Grundgesetz, wenn auch weniger auffällig, sich bei jedem Menschen äußert. Alle Menschen sind ihm unterworfen. Die Art der ersten Beglückung, die der Mensch erlebt, ist in hohem Maße

[1]Nach ihr soll die von sexuellen Reizvorstellungen übersättigte Seele eines chronisch überreizten Menschen zur Normalverfassung gesunder Seelen erhoben werden. Die gröbsten, seelisch genügsamsten sexuellen Wünsche, die natürlich im Seelenmechanismus eines Uberreizten eine wichtige Bedeutung besitzen, werden zum Gestalter aller Träume, ja, zum Grundgerüst des gesamten Seelenlebens ernannt. Kunstwerke, die aus Minnebegeisterurig oder aber fern von aller Sexualität jenseits von Zeit und Raum in dem erhabenen Reiche des Gotterlebens geschaffen wurden, werden von diesen Psychologenïm Lichte der Irrlehre gedeutet und auf diese Weise für alle Erkrankten mit einem Schlage interessant und wichtig. Diese unheilvolle Psychologieïst nachweislich nichts anderes als die Psychologie der chronisch Uberreizten.

bestimmend für die Gesetzmäßigkeit seines Minneglückes. Diese Tatsache muß unsere Furcht, sie darf aber auch unsere Hoffnung sein. Denn ebenso wie durch erbärmliche Anfangserlebnisse ein Schatten auf das ganze Leben geworfen wird, ebenso kann ein helles Licht rettend hinleuchten über das ganze Leben, wenn das Ersterlebnis seelische Werte besaß.

Aber noch eine zweite Lehre geben uns die Krankengeschichten dieser Menschen. Sie zeigen uns die verhängnisvolle Bedeutung jenes unseligen Rettungsversuches vor der Macht der Triebwünsche, den wir das asketische Ideal zu nennen gewohnt sind. Dieses Ideal stammt aus den Irrlehren indischer Verfallszeit, aus den Lehren Jisnu Krischnas und Buddhas, und wurde dann anderwärts übernommen. Das asketische Ideal wertet alle sexuelle Gemeinschaft als unrein und unheilig, und nur die Erfüllung der Fortpflanzungsaufgabe befreit die Gemeinschaft von dem Makel der „Sünde“. Da die Gefühlsbegleitung des Erlebnisses, wie wir sahen, sich leicht zur Gesetzmäßigkeit für das ganze Leben festlegt, stehen alle die, die an das asketische Ideal glauben, in der Gefahr, das Ersterlebnis des Paarungswillens mit „schlechtem Gewissen“, mit der Bewertung „Sündhaftigkeit“ zu begehen. Wenn sie später in der Ehe die gestattete, nicht als „Sünde“ geltende Gemeinschaft erleben wollen, oder wenn ihre eigene Entwicklung irgendwann eine höhere vergeistigte Form der Minne erleben möchte, so sind sie zu beidem unfähig geworden. Der Begriff des Reinen und Heiligen kann sich für sie nicht mehr mit Beglückung paaren. So drängt das asketische Ideal eine große Zahl der Menschen zu der traurigen Gesetzmäßigkeit, die sexuelle Beglückung nur da im vollen Ausmaße zu erleben, wo die Menschen die Reinheit der Sinne verloren haben: in jenen Sumpfniederungen der Entartung, die von heiliger reiner Minne so weit abliegen wie der Froschsumpf vom Bergesgipfel.

Die Entwicklungsgeschichte bis hin zum Menschen, die Geschichte der Menschen selbst, die Gesetze der krankhaften Sexualität, sie alle befragten wir, um Klarheit über gesunde Minne und

einen Einblick in den Grad der Verwirrung der geltenden Moral zu gewinnen, und wollen nun noch die Entwicklung der Minne im einzelnen Menschen befragen. Sie wird uns das Bild über das Unterschiedliche der Geschlechter ergänzen können.

Da in der gesunden Mutterschaft vor allem das Schicksal der Sippe und des Volkes ruht, sehen wir diese von der Natur sorgsam beschützt durch die Art, wie sich beim Weibe die Minne innerhalb des Lebens entwickelt. Zwar arbeitet die Natur hier nicht mit strenger Ausschließlichkeit; so finden wir beim Weibe, wenn auch selten, eine männliche Entwicklungsart und beim Manne, wenn auch seltener, die weibliche. Da die günstigste untere Altersgrenze für gesunde Nachkommenschaft bei unserer Rasse das fünfundzwanzigste Lebensjahr der Mutter ist, die Eireifung aber schon ein Jahrzehnt früher einsetzt, verhütet die Natur eine vorzeitige Mutterschaft dadurch, daß sie beim Mädchen lange Jahre hindurch zunächst nur einen geistigen Annäherungswillen, verbunden mit einer Zärtlichkeitsfreude, entwickelt; wir pflegen dies „Schwärmerei" zu nennen. Erst viel später erwacht ganz allmählich die Fähigkeit, Beglückung zu erleben, falls nicht – wie dies heute so unendlich häufig geschieht – die gänzliche Mißachtung der genannten natürlichen Grundgesetze der Erweckung das ganze Leben hindurch die Frau trotz sexueller Gemeinschaft und Mutterschaft ungeweckt und somit sexuell unerfüllt läßt. Durch diesen beim Weibe häufigen Weg des Erwachens zur Minne ist die Frau aber davor vortrefflich geschützt, sich in unreifen Jahren in seelisch genügsamer, ungeistiger Triebgemeinschaft zu verlieren, und so ist sie berufen, den Mann aus dem herrschenden Tiefstand und der Entartung der „Kulturvölker" zu retten. Die Enthaltsamkeit vor dem 20. Lebensjahr ist für sie in den meisten Fällen eine Selbstverständlichkeit und kann deshalb stets von ihr erwartet werden. Das ist der brauchbare Kern jener im übrigen so unbrauchbaren herrschenden „doppelten Sexualmoral". Im übrigen Leben untersteht natürlich die ungeweckte Frau ganz anderen Gesetzen als die vollentwickelte. Endlich ist die anmutreiche, häufiger der Werbung ausgesetzte Frau in der Vergeistigung

und Vertiefung des Wunsches zur Dauerverschmelzung in seelisch bedingter Einehe weit mehr gefährdet als die anmutarme, selten umworbene.

Der männliche Weg des Erwachens ist im Gegensatz hierzu gekennzeichnet durch eine Frühentwicklung der Fähigkeit, Beglückung zu erleben, noch vor der Entwicklung jener Jugendform der Vergeistigung, der Schwärmerei, und meist auch noch vor der Festlegung der Wunschrichtung auf das andere Geschlecht. Dadurch ist das männliche Geschlecht zwei großen Gefahren ausgesetzt. Einmal, sich in unreifem Alter seelisch genügsamen Triebgemeinschaften hinzugeben und damit ganz unglückseligen Gesetzmäßigkeiten für seine Sexualität, womöglich in den Sumpfniederungen der chronisch Überreizten, anheimzufallen. Dadurch erziehen sich viele im übrigen gottwache Menschen zur flachen, flüchtigen Sexualität und machen sich mehr oder minder unfähig für das große Glück einer vergeistigten Gemeinschaft. Besonders starken seltenen Persönlichkeiten gelingt es zwar, sich von den dürftigen Lebensgewohnheiten dieser Froschteiche wieder zu befreien, aber etwas von der schlüpfrigen Froschhaut bleibt auch dem charakterlich Stärksten! Irgendwann einmal künden auch bei ihm der Ausdruck des Auges, der Ausdruck des Mundes, wo er in seiner Jugend weilte, und irgendwann einmal wird auch ihm eine heilige Stunde hoher Minne durch unselige Erinnerungen an jene dürftige seelische Armut jäh zerstört. – Die aber, die nicht außergewöhnlich stark sind, gehen unter in den Sumpfniederungen und verlieren nicht nur die Kraft, sondern sogar das Heimweh zu den Höhen, ohne aber je wie die plappernden Toten, die alle Genialität in sich erstickten, mit behaglicher Freude in den Sumpfniederungen zu leben.

Noch eine zweite Gefahr droht der männlichen Jugend. Die frühentwickelte Fähigkeit, Beglückung zu erleben, drängt zur Gemeinschaft. Da der Altersgenosse des anderen Geschlechts durch seinen Weg des Erwachens noch unerreichbar und auch der Paarungswille noch nicht fest auf das andere Geschlecht gerichtet ist,

so wird das Ersterleben bei dem Freunde gesucht! Damit ist die widernatürliche „homosexuelle“ Richtung eingeschlagen und kann gar manchmal für das ganze Leben nicht mehr verlassen werden. Da nun diese Gemeinschaften, die also oft mit geistig verwandten, seelisch nahestehenden Menschen geschlossen werden, frei sind von der seelischen Dürftigkeit, die andere Altersgenossen in den entarteten „Kulturvölkern“ bei der käuflichen Paarung erleben, so verfallen die also Verirrten manchmal auf die Wahnidee, als sei ihre Widernatur an sich eine geistig wertvollere Form des erotischen Erlebens, und es gibt Menschen, die zeitlebens diese Schülerweisheit beibehalten, den „mannmännlichen“ und „weibweiblichen Eros“ als geistig höchste und fruchtbringende Form der Minne feiern und mit diesem Wahne unzählige unreife Menschen verwirren.

Die Erforschung der Wege des Minneerwachens bei beiden Geschlechtern führt uns somit zu der erschütternden Tatsache, daß heute beide Geschlechter – wenn auch auf ganz verschiedene Weise – in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle um ihre gesunde Entwicklung betrogen werden.

Um das Bild noch zu vervollständigen, erinnere ich an den Fluch der ansteckenden Geschlechtskrankheiten. Ich erinnere aber auch noch daran, daß die sogenannten Kulturvölker die Verwertung des Paarungswillens als wirtschaftliche Einnahmequelle blühen lassen. Die einmalige Gemeinschaft kann erkauft werden, und oft schützen Gesetze diese polygame Form der „Prostitution“. Durch entsprechendes Vermögen oder sonstige Daseinswerte lassen sich aber auch Männer und Frauen zur lebenslänglichen Gemeinschaft kaufen. Gesetze belegen sie mit demselben Namen wie die Dauerverschmelzung in Minne, nämlich mit dem Namen „Ehe“. Die also käuflichen Menschen sind ebenso wie ihre Umwelt in ziemlicher Unkenntnis der furchtbaren Unmoral ihrer Handlungsweise. Immerhin zeigen sie einen kleinen Anflug moralischen Schamgefühls, das sie veranlaßt, den Handel etwas verborgen zu halten, Minnebegeisterung als ausschlaggebend sich und anderen einzureden. Aber

niemals erkennt einer dieser unzähligen monogam Prostituierten, wie tief er unter das Tier gesunken ist.

Welche Unnatur, welchen Widersinn hat also die halberkennende und deshalb irrende Vernunft jener wunderbaren allmählichen Vergeistigung der Sexualität zur Minne entgegengestellt! Die vier göttlichen Wünsche, die alle Fähigkeiten des Bewußtseins überleuchten und dem Menschen bewußtes Gotterleben schenken, lassen ihn den wahren Sinn des Menschenlebens ahnen, und je reicher sein Dasein an Jenseitserleben wurde, um so jubelnder und ernster wurde sein Singen und Sagen von der göttlichen Verklärung des Paarungswillens zur seelisch bedingten Minne. In all die Wirrnis – sogar in die schauerliche unmoralische Widernatur des asketischen Ideals der indischen Erlöser und der Versklavung des Weibes – erscholl immer wieder das heilige Lied der göttlichen Macht der Minne, gesungen von gottwachen Menschen, die unsere Erkenntnis nun klar begründen kann.

Zuvor freilich müssen wir angesichts all dieser Entartung zunächst eine ähnliche, für die „Kulturvölker“ beschämende Forderung stellen, wie unsere Moral des Kampfes um das Dasein sie stellte: Kehre zu der Höhe der Säugetierstufe zurück; raffe dich auf zu der Ehrfurcht vor den Grundgesetzen der Sexualität! – Mit der Erfüllung dieser Forderung schwindet der schauerliche Tiefstand der käuflichen Paarung, der flüchtigem sowohl wie der Handelsehe; es verschwindet die chronische Überreizung, und endlich wird auch das weibliche Geschlecht die Beglückung erleben. Mit diesem Schritt, der uns von den ungeheuerlichen Entartungen befreit, sind wir von dem moralischen Unter-Null-Grad bis hinauf zu dem Nullpunkt gestiegen, auf dem das Tier steht. Und das Minneglück der Menschen wird hierdurch ein ungleich häufigeres sein.

Ehe wir uns darüber klar werden, ob und inwieweit die Glückbereitung etwas mit unserer Sexualmoral zu tun hat, wollen wir als Voraussetzung dieses moralischen Nullpunktes die Vernunftforde-

rung des Sittengesetzes hervorheben, die ja auch im Daseinskampf der erste bescheidene Ansatz der Moral war. Wir erinnern also daran, daß der Mensch im Sexualleben nichts tun soll, was er nicht selbst erleiden möchte, daß er vor allem also die Gesundheit seines Mitmenschen nicht gefährden darf. Ebenso ist es selbstverständliche Forderung des Sittengesetzes, daß die Nachkommen in ihrer Gesundheit nicht von ihren Erzeugern gefährdet werden. Unterlassung dieser Fürsorge für die Nachfahren und somit für das Volk ist Verbreden; Erfüllung solcher Fürsorge erhebt den Menschen auf die Ebene des Tieres. Tief unter dieser stehen alle, die in Gewissenlosigkeit dahinleben, und ein Staat, der sie gemächlich duldet.

Ehe wir von hier aus weiter hinaufsteigen, wollen wir uns daran erinnern, wie sehr die Sexualität ganz besonders in ihren höheren geistigen Formen das Schicksal eines Menschen an die Handlungsweise eines zweiten knüpft. Hier wie sonst nirgends hält der Mensch das Glück des einzelnen Tages, ja, das Glück des ganzen Lebens und weit darüber hinaus das Schicksal der Seele seines ihn liebenden Mitmenschen in der Hand. Je tiefer, je inniger, je ausschließlicher, je dauerhafter dieser andere sich in Minne für ihn begeistert, um so tiefer kann er ihn verwunden, um so unglücklicher kann er ihn für sein ganzes Leben machen, um so nachhaltiger ihn in gar vielen Fällen seelisch gefährden. Diese Gottheitsrolle, die jeder Mensch für den ihn Liebenden spielt, diese Gewalt über dessen Glück und Unglück, spielt für unsere Gotterkenntnis, die keine „Glücksverheißung“ ist, keine Rolle. Wir fragen uns, hat der seelische Einfluß der Gemeinschaft in der Paarung an sich irgendwie eine Beziehung zu unserer Moral?

Moral ist nichts anderes als der auf die einzelne Willensentscheidung angewandte zweckfreie göttliche Wille. Muß sie, ja darf sie sich irgendwie beeinflussen lassen von der Rücksicht auf das eigene Glück oder auf das Glück der andern?

Unsere Moral ist frei von Glückszielen, von „Eudämonismus“. Wir haben erkannt, daß die Genialität durch ihre Entfaltung nicht eine Glücksbereicherung schlechthin, sondern eine gleichmäßige Vertiefung des Glücks- und des Unglücksempfindens bedeutet, sofern es sich um seelisches Erleben handelt; die Genialität bewirkt jedoch eine Abstumpfung, eine Herabstimmung alles Glücks- und Unglücksempfindens, wenn es sich auf ungeniales Erleben bezieht. Niemals dürfen wir uns also um unseres Glückes willen in Widerspruch setzen mit den Wünschen der Genialität. Dem Volksspruche: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker“, wohnt eine tiefe Wahrheit inne. Unglück im Minneleben kann sicherlich die Genialität ebenso gewaltig entfalten wie Glück! Aber es kann auch – wie das Sprüchlein sagt – „umbringen“. In der Jugend, bei stark entfaltetem Paarungswillen und noch matt entfalteter Genialität wird oft durch die Erhaltung oder jedenfalls durch die Hoffnung auf Wiederherstellung des Minneglückes das nackte Leben gerettet. Das Hinzögern eines endgültigen Bruches der Gemeinschaft bis zu einer für die Genialität günstigeren, im Paarungswillen beherrschteren Lebenszeit hat schon manchem heiß empfindenden Menschen das Dasein erhalten. Es kann also seltene Ausnahmefälle geben, wo die Genialität in klarer Einsicht dieser Zusammenhänge ihre Wünsche für eine Weile des Lebens zurückstellt, hierdurch das Dasein und somit auch das Jenseitserleben in eine reifere Lebenszeit hinüberrettet. Vom sexualmoralischen Standpunkte aus ist es hier gänzlich gleichgültig, ob dieses gerechtfertigte Hinzögern zur Daseinsrettung des eigenen Lebens oder desjenigen des liebenden Gefährten statthat.

Aber diese Ausnahmefälle, in denen man ein derartiges Verhalten wirklich moralisch nennen kann, sind äußerst selten und können ganz gewiß niemals für vollentwickelte, reife Menschen in Frage kommen. Denn wenn der Mensch im reifen Alter noch nicht dahin gelangt ist, die Wünsche der Genialität wichtiger zu nehmen als sein Minneglück, und deshalb auch in tiefstem Unglück das Dasein nicht fortwirft, dann wird er wohl niemals mehr zu einem moralischen Menschen entwickelt werden können. Dann ist wenig Hoffnung,

daß er je im Leben die Genialität wahrhaft erlebt, und somit ist es vom moralischen Standpunkte aus ziemlich belanglos, wann er dieses Scheinleben abschließt, wann er dieses seelische Totsein auch mit der körperlichen Erstarrung vereint! Jedenfalls darf niemals eine erwachte Genialität sich aus Rücksicht für das Dasein eines derartig scheinlebendigen Menschen in einer fortgeführten Gemeinschaft seelisch herabziehen, das Erleben des Jenseits verkümmern lassen.

Während die Gefahr um das nackte Leben den Liebenden und den Geliebten moralisch in die gleiche Lage versetzt, ist im übrigen die Verantwortung für das Glück des andern mit den Wünschen der Genialität etwas inniger verwoben als die Sorge für das eigene Glück. Diese letztere Sorge, der „Egoismus", ist an sich Selbsthilfe, die nur zu leicht zu planloser unsittlicher Selbstsucht entartet. Der lustversklavte Selbsterhaltungswille der Menschenseele wird zu leicht zum vermeintlichen Sinn des Menschenlebens und bestimmt alles Handeln. Hierdurch erstickt alle Hilfsfreude für andere, und Selbsthilfe ist zur Selbstsucht entartet, zum unsittlichen „Egoismus". Der Egoismus liegt schon vom Tierreiche her in uns und kann sich – falls er sich vergeistigt, d. h. auf die Wünsche der Genialität eingestellt hat – zu einem sehr hohen moralischen Wert erheben. Wir werden bei der Moral des Lebens hierüber zu sprechen haben.

Die Mitfreude an dem Glück des anderen und das Mitleiden mit dem Leid des anderen sind Töchter der Genialität des Fühlens selbst (der Menschenliebe) und gebären den Opferwillen für den anderen, den „Altruismus", der die „Taten der Menschenliebe" fordert. So ist dieser Altruismus, wenn er sich vergeistigt, d. h. nach den Wünschen der Genialität gerichtet hat, in der Lage, zwei Wünsche der Genialität gleichzeitig zu erfüllen. Aus dieser Tatsache erklärt es sich, daß die Menschen, die andern geniales Glück zu bereiten trachten, meist sich selbst in ihrer Genialität reich entfalten, reicher als jene, die ausschließlich sich selbst das geniale Glück sichern wollen. Aber diese Mitfreude darf den Menschen niemals dazu veranlassen, dem andern ohne Einschränkung Glück bereiten

zu wollen; denn sie ist ja nicht allein Herrscher im Reiche der Genialität. Sie darf sich nicht in Widerspruch setzen zu der genialen Selbsthilfe, zu dem Wunsche, im Einklang mit dem Wesen Gottes zu leben und zur Vollkommenheit durchzudringen.

Auch die Hilfsbereitschaft, der Opferwille, kann zu planloser, unsittlicher Opfersucht entarten und tut dies um so leichter, wenn er moralisches Ideal ist (wie in den Krischna- und Buddhalehren, die die Christen übernommen haben). Die unselige Frage so vieler Menschen: „Gibt es ein höheres Glück, als sich dem Glücke des andern zu opfern?“ ist eine rein „eudämonistische“, aber eine durchaus unmoralische. Es ist z. B. ein Verbrechen an unserer Genialität, wenn wir sie verkümmern lassen, wenn wir in den moralischen Niederungen verweilen, um einem dort beharrlich wohnenden Menschen lebenslänglich Gesellschaft zu leisten und ihm hierdurch (gewöhnlich obendrein noch ein recht ungeniales) „Glück“ zu bereiten.

Ebenso klar und unerbittlich, wie unsere Sexualmoral alle Naturgesetze heilig hält, die wir aus der Entwicklungsgeschichte und den Erfahrungen an den Krankheiten schöpften, ebenso wie sie die Forderungen der Sippe-, Volks- und Rasseerhaltung als Voraussetzung des Gotterlebens in kommenden Geschlechtern heilig hält, ebenso weiß sie, daß über all das hinaus die Minne eingreift in das Schicksal der Menschenseele und somit auch das Schicksal des Gotterlebens in den Minnenden berührt. So leuchtet der heilige Sinn des Menschenlebens als Richtstern über allen Sorgen um das Glück, über jedem Entscheid zur Minnegemeinschaft.

Die Erkenntnis des heiligen Sinnes unseres Lebens mahnt daher: Tiefe gegenseitige Minne ist die erste und heiligste Voraussetzung der Paarung. Sie muß der einzige, klare Beweggrund der innigen Gemeinschaft der Geschlechter sein, wenn das Glück der Sinne rein sein soll. Unsere Ahnen lebten in der vorchristlichen Zeit solcher Einsicht. Doch die tiefe heilige Minne allein genügt nicht. Der

Einfluß der Seelen aufeinander in jeder Minnegemeinschaft ragt hinein in die Erfüllung des heiligen Sinnens unseres Seins, und somit muß jede leichtfertige, übereilte oder nur von Sehnsucht nach Minnebeglückung geleitete Wahl als Unmoral gelten. Prüfe daher, so mahnt uns unser Erkennen, nicht nur die Tiefe und Heiligkeit deiner Minne und der Minne des anderen, sondern prüfe die Seele des andern ernst und tief am heiligen Erkennen des Göttlichen, ehe du dich der innigsten Gemeinschaft der Menschen, die so viel und so tief in deine Seele eingreift, hingibst! Dann aber, wenn die Gemeinschaft geschlossen, dann sei bewußter Hüter des Glückes des anderen wie deines eigenen. In diesem Hüten des Glückes schreite bis hin an die Grenzen dessen, was der göttliche Sinn deines Lebens nur irgend erlaubt. Fordert die Bedrohung dieses Heiligtums das Lösen der geschlossenen Gemeinschaft, so darf keine Rücksicht auf die Beglückung den Blick trüben. Droht Selbstmord aus Unglück über die Lösung, so prüfe, ob es möglich ist, Hoffnung auf ein späteres Wiedererneuern der Gemeinschaft bestehen zu lassen, und schone das Dasein durch Hinzögern der endgültigen Entscheidung.

Die Erkenntnis der Gesetze der Sexualität lassen uns aber auch wissen, wie sehr der einzelne Mensch sein seelisches Schicksal durch die Art seines Verhaltens in der Jugend in der Hand hat. Da der Sinn des Menschenlebens durch unwürdige Minnegemeinschaft gefährdet werden kann (siehe „Der Minne Genesung“), so ergeben sich hieraus klare moralische Forderungen. Da das auf seelischer Genügsamkeit beruhende Jugenderlebnis das Erleben hoher Minne unmöglich machen kann, werden wir selbstverständlich Enthaltsamkeit statt unwürdiger Formen des Sexuallebens auch in den Zeiten der Jugend wählen; um so mehr aber werden wir in den reifen Jahren stark entfalteter Genialität jeder nicht moralisch voll würdigen Gemeinschaft entsagen. Es gibt für uns nur die Wahl der moralisch würdigen Gemeinschaft oder aber Enthaltsamkeit! Unsere Moral setzt also an die Stelle der summarischen ungenialen Askese und an die Stelle der unmoralischen wahllosen Sexualgemeinschaften die vom heiligen Sinn unseres Seins geprüfte Wahlgemeinschaft,

bzw. Wahlenthaltsamkeit. Diese Art der Wahlenthaltsamkeit ist sicherlich trotz unserer Einsicht in die Gesetze der Sexualität zu fordern, denn auch unsere Ehrfurcht vor den erkannten Gesetzen der Sexualität darf niemals zur Rücksichtslosigkeit gegenüber der Genialität ausarten. Dieselbe geniale Wahlenthaltsamkeit, die uns abhält, Sexualgemeinschaften einzugehen, welche unsere Entwicklung zur hohen Minne und unsere Genialität hemmen, fordert selbstverständlich auch die Beendigung einer Gemeinschaft, wenn sie sich auf Charaktertäuschung aufgebaut hatte, wenn wir erleben, daß durch die Gemeinschaft unsere Gottkraft verkümmert. Je höher eine Moral steht, um so leichter kann sie mißbraucht werden, weil sie in jedem Einzelfall nur von seelischen Erwägungen in uns abhängig wird und minderwertige Beweggründe in Selbsttäuschung durch solche Moralforderungen vertarnt werden. So kann gar mancher polygam Veranlagte oder gar mancher chronisch Überreizte, der sich und der Umwelt den Wechsel seiner Begeisterungen moralisch begründen möchte, vortäuschen, die Verkümmerung seiner Seele in der Gemeinschaft, „das Herunterkommen seines besseren Ichs“, sei der Grund des Abbruches! Aber das ist das Herrliche unserer Erkenntnis, daß jeder, der sie überhaupt begreift, daß jeder, der mit Inbrunst dieses Jenseits vor dem Tode erleben möchte und weiß, daß er sonst niemals es erleben kann, sich sicherlich nicht durch eigene Unwahrhaftigkeit von diesem Jenseits noch weiter entfernen will. So wird denn jeder, der unsere Erkenntnis erlebt, vor allem im Wollen zur Wahrheit erstarken, Selbsttäuschung hassen, und ehe er einen so ernsten Entscheid trifft, gar ernste und häufige Selbstprüfung üben. Eine gewisse äußerliche Sicherheit, daß es sich bei den Entscheidungen wirklich um die Rücksicht auf die Genialität gehandelt hat, gewinnen wir dann, wenn wir frei sind von Minnewollen für irgendeinen anderen Menschen, wenn wir durch unsere Entscheidung freiwillig in die Wahlenthaltsamkeit schreiten. Im übrigen dürfen wir uns solche moralischen Grundsätze nicht in die entarteten „Kultursitten“ verpflanzt denken. Die Ehen werden von Menschen dieser Erkentnis nicht fahrlässig geschlossen, und Rassemischung als eine wesentliche Quelle des Mißverstehens

und gegenseitigen charakterlosen Verzerrens wird als Unheil gemieden. Die Beantwortung der Frage, ob weder Unfriedfertigkeit, eigene Charakterfehler, noch eigene Unversöhnlichkeit unsere Entschließung in Wahrheit bestimmt, bewegt sich hinüber zu moralischen Gedankengängen, die ganz ebenso bei jedem anderen nicht sexuellen freiwilligen Zusammenleben zweier Menschen in Frage kommen. Sie hat mit der eigentlichen Moral der Minne nichts zu tun.

Nur insofern ist die Lage für die Minnegemeinschaft eine andere, als wir mit Sicherheit behaupten können, daß hier eine Hoffnung auf Wandlung und Entwicklung des Geliebten ungleich mehr Berechtigung hat als bei jeder anderen Art des Zusammenlebens mit einem Menschen. Denn darin liegt ja gerade der hohe moralische Wert des Paarungswillens, daß er ein Zauberer ist, der die Genialität eines Menschen in ganz erstaunlichem Grade zur Blüte bringen kann. Aber – und dies ist die unheimliche Kehrseite – keine andere – wenn auch tagtägliche und immerwährende – Menschengemeinschaft, kann nur annähernd so entartend, so seelenverkümmernd wirken wie die sexuelle Gemeinschaft. Selbst durch das Zusammenwohnen mit dem unwürdigsten Freunde, der unwürdigsten Mutter, den unwürdigsten Geschwistern oder Vorgesetzten sind nicht solche entsetzlichen, seelisch verkrüppelten Gestalten zu befürchten, wie sie die Frucht jahrelanger unwürdiger Ehegemeinschaften sind! Die grausamen Schilderungen eines Strindberg in seinen Dramen bleiben hier oft noch weit hinter der Wirklichkeit zurück, und es ist unheimlich zu sehen, wie viele hoffnungsvolle und vielversprechende Menschen durch die sexuelle Gemeinschaft unter die Gnome der Unterwelt gehen.

Diese Gnome und furchtbaren Triebwüstlinge am einen Ende, der voll entfaltete Geniale am anderen Ende und zwischen ihnen kein einziger, der ganz unabgewandelt bliebe, das ist die „göttliche“ und „teuflische“ Macht der Minne, die wir erkennen, und auf der wir den moralischen Grundsatz der von den Wünschen der Genialität bestimmten Wahlgemeinschaft und Wahlenthaltsamkeit

aufbauen.

Kapitel 9

Moral des Lebens

Als ich zehn Jahre nach dem Erscheinen dieses Werkes die zweite Auflage umarbeitete, konnte es sich nirgends darum handeln, den Weg des Werdens meiner philosophischen Gesamterkenntnis dadurch zu verwischen, daß ich die weiten und tiefen Einblicke, die mein Werk „Schöpfungsgeschichte“ mir selbst im Schaffen erst gewährte, nun nachträglich vorwegnähme und in das erste meiner philosophischen Werke einfüge. Erst dieses Werk ließ mich die Seelengesetze in ihren Zusammenhängen und vor allem die Selbstschöpfung und die Seelenwandlungen, die dem Menschen innerhalb seines Lebens möglich sind, klar überschauen. Nur das geschärfte Erkennen, welche Bedeutung dem seelischen Rasseerbgut für Selbstschöpfung und Seelenwandel zukommt und wie unheilvoll alle Gleichheitslehren wirken, die die unantastbaren Seelengesetze übersehen, mußte zu Worte kommen. Aber da nichts von dem, was ich in diesem ersten Werke an Erkennen gab, sich etwa als Irrtum herausgestellt hätte, sondern da alle meine späteren Werke ganz im Gegenteil aus den Erkenntnissen des „Triumph des Unsterblichkeitwillens“ erst emporwuchsen, so lasse ich auch den Abschnitt „Moral des Lebens“, der eine so unendliche Bereicherung durch die Schau des Werdens des Weltalls und der Menschenseele und all ihrer Gesetze erfahren hat, im wesentlichen unabgewandelt. Möge der, dem meine Erkenntnisse zum Miterlebnis und zur Überzeugung werden können, den gleichen Weg, wie ich ihn ging, selber wandern und die hohe Bedeutung des Gottesstolzes und vieles

andere erst erschauen, wenn er das Werden der Lebewesen bis hinauf zum Menschen nicht von der Erscheinung und dem eigenen Erleben aus betrachtet hat, wie in diesem Werke, sondern von dem göttlichen Schöpfungsziele aus, wie in der Schöpfungsgeschichte. Dann werden sich noch viele Wunder der Menschenseele vor ihm auftun können.

Die Mitmenschen des darwinistischen Jahrhunderts haben sich so sehr von dem Leben in der Genialität entfernt, daß sicherlich nicht nur die Oberflächlichsten es unbegreiflich oder doch zum mindesten überflüssig finden, eine Moral des Lebens von der des Kampfes um das Dasein zu trennen. Ist denn nicht das ganze Leben, so werden sie sagen, ein Kämpfen? Ja, diese Daseinsstreiter haben das ungeheuerliche Wort ersonnen: „Ohne Kampf kein Leben“, und viele wertvolle Menschen haben sich von ihrer Lehre überzeugen lassen. Also, wo kein Kampf ist, da ist der Tod! Ist nicht jeder chemische und physikalische Vorgang, sind nicht auch die physiologischen Erscheinungen in lebendigen Zellen Kampf verschiedener Kräfte? Ist nicht auch unsere eigene innere Entwicklung, unsere Charakterveredelung ein fortgesetzter Kampf mit den „bösen Mächten“ in unserer Brust – wie dies auch das Christentum lehrt –, der mit dem Siege des Guten oder des Bösen endet? Ist nicht das Leben der Edelsten ein fortgesetzter Kampf mit dem Bösen in der Menschheit? Wollen sie nicht immer wieder auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens durch einen edlen Kampf mit geistigen Waffen dem Guten zum Siege verhelfen? Hier betrachtet Wahn oder Vernunft nur eine Seite des Lebens, nimmt nicht das Wesentlichste und Innerlichste wahr.

Demgegenüber stellen wir unseren Betrachtungen die Weisheit voran, für die mancher Weise der Vorzeit etwas mehr Verständnis hatte als der Christ und der Darwinist:

„Nicht Kampf ist ein Schreiten zur Höhe. Nein, jenseits des Kampfes erwacht das Wünschen, erstarkt der Wille des Gottes.“

Wie unzählige Menschenleben sind zerronnen im fortgesetzten „Kampf mit dem Bösen“ in der eigenen Brust, ohne je zur Vollkommenheit durchzudringen. Wie viele Menschen kämpfen tagtäglich in der Öffentlichkeit für den Sieg des Guten, und wo wir hinblicken, ist das Böse der Beherrscher des Daseins. Da sagen sie denn: „Das darf uns nicht lähmen, wir sind noch zu wenige der Streiter! Wir müssen mehr und mehr Menschen gewinnen, die mit uns kämpfen!“ Niemals aber denken sie darüber nach, ob nicht vielleicht das „Böse“ an der falschen Ecke gesucht und ob ihre Art des Kämpfens der richtige Weg ist. Ob nicht hierdurch vielleicht nur das Böse sich rüstet zum Streit und im Kampf erstarkt?

Nein, unsere Erkenntnis lehrt: „Ein Erwecken des Lebens wird nicht durch den Kampf“, und sagt zu den Streitern:

„Verlaßt den Kampfplatz der Öffentlichkeit und laßt nur ganz wenige unter euch, deren Genialität stark entfaltet ist, die Wahrheit vertreten. Kehrt erst zurück, wenn eure eigene Genialität kraftvoll geworden, wenn ihr nicht mehr im Dasein verstrickt seid, wenn ihr nur all ihren Wünschen lebt. Dann könnt ihr helfen; aber dann werdet ihr die Todfeinde, die geheimen, weltbeherrschenden, enthüllen und den Verwirrten den Sinn des Menschenlebens deuten, sie von aller versklavenden Irrlehre befreien, aber ihnen nicht von dem ‚Kampfe mit dem Bösen in der eigenen Brust‘ reden, weil ihr wißt, wie eurer eignen Seele die Rettung zuteil wurde“.

Die wenigen, die dann Helfer sein werden, zeigen in Liebe den Menschen, wie krank ihr Wünschen ist. Sie überreden sie nicht, sondern zeigen ihnen nur, warum ihr Dasein sie in den Niederungen halten muß, und daß sie es also nur weiterführen sollen, wenn sie wirklich in Niederungen leben möchten. Und nur weil die eigene Genialität in den Helfern kraftvoll entfaltet ist, wecken ihre Worte in denen, die sie hören, das Heimweh zu den Gipfeln der Vollkommenheit. Und nicht durch Bekämpfen der Triebe und

Wünsche gelangen die, denen das Heimweh erwachte, zur Höhe. Durch Lauschen auf die Wünsche des Jenseits schreiten sie, ohne es zu merken, allmählich den Höhenklängen der Genialität nach, und während sie aufwärts schreiten, wird – ohne daß sie es merken – das Wünschen der Niederungen matter und matter, bis es schließlich kraftlos von ihnen abfällt. In jeder ihrer wahrhaft edlen Taten erstarkt der Gott in ihnen.

Weder die Helfer noch die Aufwärtsschreitenden haben mit geistigen Waffen gekämpft bei ihrer innerseelischen Umschöpfung.

Der „Kampf mit geistigen Waffen“ hat sein weites Betätigungsfeld im Diesseits und in allen Diesseitswünschen und -zielen sowie gegenüber allen feindseligen Menschen, deren Lebensinhalt das Verfolgen der Genialität ist.

Das ist ein gewaltiges weites Gebiet für den „Kampf mit geistigen Waffen“, denn für unser Erkennen gibt es kein Gebiet, welches von sich sagen könnte: „Von dem moralischen Standpunkt muß ich absehen.“ Nun ist es wunderbar zu erkennen, daß sich die Geschlechter – deren Unterschiede nicht in das Reich der Genialität, in das Jenseits hineinreichen, sondern im Diesseits zu finden sind – insofern unterscheiden, als das weibliche Geschlecht auch in den Diesseitsfragen das Wirken dem Kämpfen weit vorzieht, also mit dem Licht der Genialität das Dasein erleuchten und dadurch verschönen möchte. Deshalb können wir von diesem Geschlechte hoffen, daß es dem Daseinskampf den Grad von Harmonie schenken wird, der die Menschen vor gänzlicher Verkümmerung schützt. Denn das ist das Herrliche an der Genialität, daß sie hinüberleuchten darf und kann in das Dasein, ja, es allmählich mehr und mehr durchdringt, während der Daseinskampf sich nicht die geringsten Übergriffe in das Jenseits erlauben darf.

„Jenseits des Kampfes erst ist das Erleben der Seele!“ Erst wenn diese Wahrheit uns ganz und gar durchdringt, schärft sich

unser Blick für die Übergriffe der Daseinsarbeit in das Reich der Genialität, die wir in der Gestaltung unserer Moral nur dadurch verhüten, daß wir die Forderungen der Genialität für unser geniales Erleben ganz gesondert betrachten von den Forderungen, die die Genialität an Daseinskampf und Minne stellen mußte. Von ihnen verlangte sie in allen Wünschen die Ehrfurcht vor der Genialität und die Unterordnung unter ihre Forderungen. Die Moral des Lebens aber erwartet von uns die machtvolle Vollentfaltung all unserer Genialität, die uns zur Vollkommenheit führt.

Erhaben über den Zweckgedanken, ist dieses Ziel der Vollkommenheit auch nicht etwa verwoben mit unserm Unsterblichkeitwillen, denn er wird ja durch ein einziges Erleben des Jenseits schon erlöst, und sei es auch erst in der Todesstunde! Auch birgt ja die Vollkommenheit nicht eine Glücksbereicherung schlechthin, denn sie macht uns so viel reicher an tiefen Schmerzen und kann sicherlich nicht das Lebensziel eines Glückshungrigen sein. Nein, sie ist weit erhaben über unseren Unsterblichkeit- und unseren Glückswillen, sie ist keine Mahnung, keine Forderung, kein Zwang, sie ist das Ziel des Wollens der Seltenen. Das ist aber das Erschütternde unserer neuen Erkenntnis, daß wir als das einzige Bewußtsein des Göttlichen vollkommen sein können. Nur wer diese herrliche Möglichkeit der Vollkommenheit aus eigener Kraft all den Gedanken, den Wortgestaltungen über die Moral des Lebens voranstellt, der kann die Hoffnung haben, Richtlinien zu geben, die vor dem Tatsächlichen bestehen!

Wenn wir diese Moral des Lebens gesondert betrachten, so geschieht dies nicht in dem Gedanken an die ursprüngliche Gegensätzlichkeit von Daseinskampf und Jenseits, sondern im Bewußtsein, daß durch die Unterordnung des Daseins unter die Moral der Genialität die Harmonie zwischen Daseinskampf und Leben hergestellt ist. Hierdurch aber schwindet die Feindschaft der Genialität gegenüber dem Dasein; die Genialität verachtet es nicht, schreitet nicht wie die meisten Religionen rücksichtslos über

seine Gesetze hinweg, wie uns die Moral der Minne es so besonders deutlich zeigte. Sie kennt nicht ein buddhistisches Verachten der Diesseitsfreuden und -leiden, sondern sie weiß, daß jede durchlebte Freude, jedes durchlebte Leid die Gottkräfte eines Menschen entfalten kann, und sie lehrt uns nach den Wünschen der Genialität die Diesseitsfreuden und -leiden wählen statt der wahllosen Hingabe an all das, was das Schicksal uns entgegenträgt.

Deshalb hält uns die Moral des Lebens auch von allen erkünstelten Versuchen dem Kinde gegenüber ab. Erst ganz allmählich will es in das bewußte Erleben der göttlichen Wünsche hineinwachsen. Wer will ermessen, wie weit die herzhafte Freude des Kinde an dem Genuß einer Speise der günstige Boden war für eine kraftvolle geniale Freudefähigkeit reifer Jahre? Es liegt eine große Gefahr für die Entfaltung der Gottkräfte darin, „Stufen zu überspringen“, wie Nietzsche sagt, und es ist eine der schwersten Aufgaben des Erziehers, sich der Verständnisstufe bzw. der vorläufigen Verständnislosigkeit für Jenseitssehnsucht und letzte Fragen nach dem Sinn des Menschenlebens bei jedem einzelnen Kinde anzupassen. Der große Schaden, der für das ganze Leben dem Menschen daraus erwächst, daß er oder seine Umgebung den Entfaltungsgrad seiner Genialität überschätzt, ist das Anerziehen einer Unehrlichkeit in den Fragen der Genialität, einer der gefährlichsten Seelentöter. Wie viele Menschen verlieren für das ganze Leben die Fähigkeit, sich in Sammlung in das bewußte Gotterleben zu versenken, weil sie als Kinder Gebete plapperten.

Ebensowenig wie unsere Moral des Lebens die Menschen gewaltsam von Diesseitsleid und -freude hinweg in das Jenseits zerren möchte, wenn sie vielleicht kaum erst die Kraft haben, auf die Brücken zu schreiten, ebenso fern liegt es ihr, aller Arbeit, die einem Nutzen dient, verachtungsvoll den Rücken zu kehren. Die Gegensätzlichkeit ist durch die Unterordnung der Daseinsmoral überwunden. Wie wir sahen, wählt diese hier sorglich, und alles, was sie als unumgänglich wichtig für das nackte Dasein erkannte,

besteht vor ihr. Diese neue Erkenntnis läßt uns mit einer ganz neuen Freudigkeit des Herzens das Daseinsnotwendige erwerben; es schwindet deshalb das lähmende„schlechte Gewissen“ bei dieser Tätigkeit.

So macht uns die Erkenntnis des heiligen Sinnes unseres Menschenlebens wie der Vergänglichkeit unserer Persönlichkeit ungleich tauglicher für das Notwendige, vollständig untauglich aber für das Mühen und Wirken für ungeniale Wünsche. Alle die Menschen, deren Genialität so stark entfaltet ist, daß sie in unsterblichen Werken der Kunst und des Wissens in Erscheinung tritt, handeln freilich nicht unmoralisch, sondern moralisch, wenn sie das Opfer eines andern annehmen, der für sie das Daseinswirken für das Notwendige übernimmt. Dies Opfer wird der Genialität gebracht, und so handelt auch der Opfernde moralisch und wird deshalb auch in diesem Tun seine Gottkräfte entfalten. Diese Opfernden unterscheiden sich gar wohl von jenen gedankenlosen Opfersüchtigen, die sich nach christlichen Idealen ihr Lebtag von früh bis spät in rastloser Arbeit abmühen, letzten Endes, um eine furchtbare innere Leere zu überwinden, und die ohne jede Selbstachtung blindlings auch den wertlosesten Menschen und den wertlosesten Dingen ihre Kräfte widmen. Eine Daseinsarbeit, die wir nach unserer gewonnenen Erkenntnis unmoralisch nennen müssen, sollte von uns niemals als „Pflicht“ übernommen werden. Denn der geniale Wille zur Wahrhaftigkeit, der das Innehalten des Versprechens von uns fordert, muß uns sonst in unheilvollen moralischen Zwiespalt führen. Hier wie überall verlangt unsere Moral ein ernstes Abwägen an den Wünschen der Genialität, ehe wir ein Versprechen geben, ehe wir ein Amt oder eine einzelne Leistung als „Pflicht“ übernehmen.

Wir erwähnten schon in der „Moral des Kampfes ums Dasein“, daß die Daseinserhaltung unserem Erkennen zwar heilig und wichtig ist, daß sie aber niemals zum obersten Gesetze ernannt werden darf, sondern sich den Wünschen der Genialität zu fügen hat. Und so kann in bestimmten Fällen selbst das freiwillige Aufgeben des

Daseins eine moralische Tat werden. Unser Unsterblichkeitwille hat ja nicht etwa die Ziele des Einzellers, um jeden Preis endlos in der Erscheinung zu weilen. Er läßt diesen Selbsterhaltungstrieb in uns gewähren, soweit die Genialität nicht geschädigt wird. Aber er ist bereit, diese Selbsterhaltung in der Zeitlichkeit und somit das bewußte Erleben in der Zeitlosigkeit aufzugeben, wenn er hierdurch einen Wunsch der Genialität erfüllen kann, oder aber, wenn ein Weiterleben nur auf Kosten der Genialität möglich wäre. So geht der geniale Mensch lieber in den Tod, als daß er zum Beispiel seine als wahr erkannte Lehre widerruft. Alle jene Opfertode um einer Idee willen, die nicht um „himmlischen Lohn“ oder „unsterblichen Ruhm“ auf Erden erlitten wurden, sind wahrhaft geniale Leistungen im Sinne unserer Weltanschauung. Es gibt also Fälle, in denen uns die Ehrfurcht vor den Wünschen der Genialität die Erhaltung des Daseins verbietet, das freiwillige Lebensopfer verlangt, obgleich dies gerade dank unserer Erkenntnisse ein gewaltiges Opfer ist.

Wenn ein Mensch an ein bewußtes Leben nach dem Tode glaubt, dann schreitet er leichten Herzens in den Tod, beendet durch diesen Schritt nur sein „unvollkommenes“ vergängliches Sein und geht eben nur früher in das Reich der „ewigen Seligkeit“ ein. Ein Mensch, der überhaupt nicht an ein Jenseits glaubt, sondern wie das Tier restlos im Dasein lebt, beendet unter Umständen ebenso unschwer die Leiden und Freuden und Mühen ein Weilchen früher, als sie ohnedies enden würden. Er tröstet sich dabei, daß er den Altersbeschwerden entgeht, macht vielleicht sogar einen Scherz und beschließt dann sein tierisches Dasein, das er für Leben hielt. Aber der, der gleich uns weiß, daß es nur vor dem Tode ein unsterbliches Erleben gibt, und der nun um der Genialität willen dies Erleben freiwillig vorzeitig aufgibt, der tut eine wahrhaft göttliche Tat. Und das Jenseitserleben, das dieser freiwilligen Tat vorangeht, muß in seinem Schmerze und in seinem Erhabenwerden über den Schmerz von göttlicher Allgewalt sein.

Ein Mensch unseres Erkennens wird ein solch gewaltiges Opfer

immer nur für einen Wunsch der Genialität bringen können, niemals aber für Diesseitsziele des einzelnen oder seiner Sippe oder seines Volkes, wenn sie mehr als nur das nackte Dasein schützen sollen. Wir sind zu solchem Frevel unfähig, und dieser Wandel wird ganz allmählich zu einer wahrhaft wertvollen und wirksamen, der Selbstverteidigung angepaßten „Abrüstung“ führen. Wenn zum ersten Male seit Jahrtausenden es Weltmächten durch Aufklärung erschwert ist, mit den ahnungslosen Völkern in Kriegs- und Umsturzhetze freventlich zu spielen, werden nur noch Volkskämpfe möglich sein, und je mehr unser Erkennen das Leben bestimmt, werden nur mehr die Taten, welche der Erhaltung des nackten Daseins des Volkes und seiner Geistesfreiheit dienen, als moralisch erachtet; alle andern gelten als Mord und Frevel.

Ebenso wie alle unsere moralischen Wertungen, die wir bis jetzt aufstellten, wird also auch der freiwillige Tod gewertet: er kann sowohl Tugend als Verbrechen sein. Unsere Moral führt uns eben bei allen Handlungen wieder und wieder zu der Prüfung an den Wünschen der Genialität, also zu einem „auserlesenen“ Handeln in des Wortes ursprünglichster und in seiner übertragenen Bedeutung. Gerade aus der notwendigen fortwährenden Prüfung erwächst aber die große Kraft zur Vollkommenheit. Immer mehr verfeinert sich unser Gewissen, und das schließlich fast reflektorische Prüfen wird zuverlässig und rasch, bis wir mit traumwandlerischer Sicherheit auf dem schmalen Grat der Genialität schreiten, ohne uns der vorherigen Prüfung des Handelns im einzelnen noch bewußt zu werden.

Kapitel 10

Die Genialität des Handelns

Die Moral des Lebens gibt die Richtlinien für alle unsere Willensentscheidungen, welche eine Vollentfaltung aller Wünsche der Genialität unterstützen, die zum Jenseitserleben und zum hohen Ziele der Vollkommenheit hinführen; sie müßte sich deshalb mit allen vier Wünschen der Genialität im einzelnen befassen. Da nun aber die Moral nichts anderes ist als die Anwendung des Wunsches zum Guten auf die einzelnen Willensentscheidungen des Menschen, so spricht unsere ganze Wertgestaltung der Moral von der Genialität des Handelns, und wir brauchen auf sie nicht gesondert einzugehen. Immerhin ist es notwendig zu erwähnen, wodurch wir, bei den Anfängen unserer Höherentwicklung diesen Wunsch so stark entfalten, daß er alle ungenialen Wünsche neben sich verblassen läßt.

Das Aufwärtsschreiten kann auf den Anfangsstufen bei noch matt entfalteter Genialität der täglichen Stunde der Sammlung und Selbstprüfung nicht entraten. Je näher wir zur Vollkommenheit dringen, um so mehr tritt dann an die Stelle dieser Stunden der ernsten Selbstprüfung das mit dem Göttlichen geeinte Erleben. Mit dieser Tatsache hängt es zusammen, daß manche Menschen, die aus Gründen der Überzeugung aus der christlichen Religionsgemeinschaft austreten, trotz aller Befreiung ihrer Seele in ihrer moralischen Entfaltung stehen bleiben. Sie standen noch in jenen Anfangsstufen, in denen die tägliche Selbstprüfung unbedingtes Erfordernis ist.

Auf der hohen Bedeutung dieser Sammlung, dieses Messens der Handlungen an den göttlichen Wünschen, beruht zum großen Teil die heiligende Wirkung jener kleinen Gruppe von Gebeten der Religionskulte, die nichts anderes als die Heiligung erstreben. Sie wird allerdings in den meisten Fällen gefährdet oder gar zerstört durch die Flut selbstischer Gebete mit ihren Glückszielen. Es werden durch solche Gebete Glückssehnen, Leidangst und Lohnhoffnung in die Stunden der Sammlung getragen. Wer die Gottferne eines angsterfüllten Bettelns um Hilfe, eines unwürdigen Bettelns um Gnade, die Bevorzugungsbitte um Glück in dem leidreichen Dasein in das Reich der zweckfreien Genialität tragen will, der wird nicht weiter schreiten in der Vervollkommnung. Er wird auch am nächsten Tage wieder als Unwürdiger beten und so weiter Tag um Tag und Jahr um Jahr, bis endlich der Tod dem unmoralischen Gemurmel ein Ende macht!

Die Bedeutung des Wunsches zum Guten, seine befruchtende und belebende Wirkung auf die übrigen Wünsche der Genialität für den schaffenden Künstler betonten wir schon nachdrücklich; sie besteht aber für jeden Menschen. Ferner nimmt der Wunsch zum Guten eine erhabene Sonderstelle ein; denn das Erleben des Jenseits in irgendeinem Wunsch der Genialität gibt uns Erfüllung des Unsterblichkeitwillens; aber nur die Vollentfaltung des Wunsches zum Guten ist die unweigerliche Voraussetzung zur Vollkommenheit.

Die Vergangenheit hat die Tatsachen nur zum Teil erkannt und gewürdigt, besonders deshalb, weil sie das weite Reich des Wunsches zum Guten nicht überschaute. Sehen wir es doch so oft eingeschränkt auf die Forderungen des Sittengesetzes und die Hilfsbereitschaft, die sogenannten „sozialen Tugenden“. In der Lehre der meisten heute herrschenden Religionen ist zwar deutlich ausgesprochen, daß das „Trachten nach dem Reiche Gottes“, das „Nicht-Schaden-leiden-der-Seele“ das Wesentlichste ist, aber der Weg hierzu, der geraten wird, ist sehr oft irrig, und die wenigen wortgestalteten Forderungen, die wir aufrecht erhalten können,

berücksichtigen – leider auch das noch in sehr dürftiger und antastbarer, plumper Form – nur die beiden Wünsche: den Wunsch zum Guten und die Menschenliebe. Das ist eine viel zu enge Umgrenzung des Wirkungsfeldes des Wunsches zum Guten; sie mußte die moralische Entwicklung irreleiten. Wie anders und wie reich sich die Auswirkungen der Genialität des Handelns gestalten, wenn alle Wünsche der Genialität von dem Wunsch zum Guten gehegt werden, das wird uns klar, wenn wir den anderen Wünschen der Genialität nunmehr die Richtlinien für unser Handeln entnehmen.

Kapitel 11

Die Genialität des Denkens

Wir gedachten zuletzt der Selbstprüfungen, die besonders für die ersten Stufen der inneren Vervollkommnung des Menschen so unentbehrlich sind. Sie sind zugleich unendlich wesentlich für das Erstarken unseres Wunsches zur Wahrheit. Dadurch, daß die gänzlich verfehlte übliche Erziehung der Kinder die Genialität Lohn- und Strafgesetzen unterstellt – ganz ebenso, wie sie (in berechtigter Weise) Übertretungen des Sittengesetzes bestraft –, sind die meisten Erwachsenen durch dieses Verzerren und Verkümmern ihrer Genialität in der Kindheit unfähig geworden, die Selbstschöpfung in voller Wahrhaftigkeit durchzuführen. So wie sie als Kinder, um z. B. der Strafe für eine Lüge zu entgehen, noch ein zweites Mal logen und so tatsächlich dieser Strafe entrannen, so belügen sie sich nun selbst, um vor sich zu bestehen. Sie schleppen von nah und fern dienliche, ihnen angenehme Beweggründe herbei, die nachträglich ihr Verhalten ganz anders begründen und dadurch entlasten. Hiermit stützen sie ernste Seelengesetze der Selbsttäuschung, die an sich schon die Selbsterkenntnis erschweren.

Eine Selbstschöpfung zur Vollkommenheit des Menschen ist hierdurch natürlich verhindert; immerhin kann man noch eher hoffen, jene Selbsttäuschung einmal zu erschüttern. Ausgeschlossen aber ist eine Hoffnung auf Einsicht bei denjenigen Menschen, die gern bereit sind, sich stets schuldig zu bekennen, ja, entschuldbare, geringe Versehen ihres Handelns mit übertriebener Strenge zu

verurteilen, dabei aber blind bleiben für das Wesentliche, für ihr eigentliches Verbrechen an den Wünschen der Genialität. Sie sind deshalb so unrettbar, weil weder sie selbst noch ihre Umgebung je zur Einsicht darüber kommen, wie unwahrhaftig sie gegen sich selbst und die anderen sind.

Bei Menschen, die nicht so stumpf in ihrer Genialität sind, noch so ganz in den Niederungen weilen, sondern die schon auf denn Wege zur Höhe sind, stellt sich bei der Selbstprüfung leicht die entgegengesetzte Verletzung der Genialität des Denkens ein: man könnte sie die entgegengesetzte Unwahrhaftigkeit nennen. Gar oft möchte das Gefühl ehrfurchtsvoller Liebe zu den Eltern, die Liebe zum Kinde, vor allem aber die starke Minne zum Gatten etwas Falschmünzerei treiben. Es ist für einen stark liebenden Menschen leichter erträglich, die Schuld bei sich als bei dem andern zu sehen, und so vergrößert er sie gern vor sich selbst und vor dem andern. Das „Ideal“ wird ihm auf diese Weise unzerstört erhalten. Diese Unwahrhaftigkeit ist aber ebenfalls eine schlimme Unmoral, die sich bitter rächt. Der sich übertrieben und unwahrhaftig Selbstbeschuldigende wird hierdurch sicherlich nicht zur Vollkommenheit schreiten, ja, er hemmt auch den andern in seiner Selbsterkenntnis, in seiner Vervollkommnung durch sein Verhalten. Denn der genial stumpfe Mensch, der doch vor allen Dingen des Fortschrittes bedürfte, neigt sehr dazu, seine Schuld zu unterschätzen, und gar mancher wurde deshalb in den Niederungen festgehalten, weil der ihm liebste Mensch diese Selbstverblendung unterstützte.

Die Erstarkung unseres Wunsches zur Wahrheit durch die Selbstprüfung ist deshalb besonders begrüßenswert und wichtig, weil die vom Tiere ererbte List so sehr zur Täuschung lockt. Es war wie so vieles andere ein Verhängnis für die Entfaltung des Wunsches zur Wahrheit, daß maßgebende Gebote vieler Religionen sich nur gegen diese vom Tiere ererbte Täuschung des anderen wandten. („Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“) Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Menschen nur auf diese

kleine Teilauswirkung des Wunsches zur Wahrheit gelenkt, und als dann später noch manche Religionen jedes ihre Lehren bedrohende Forschen verurteilten, war gänzliche Verkümmerung der Genialität des Denkens notwendige Folge, nur gemindert durch unausrottbares Rasseerbgut. Denn die ererbte List wurde – nachdem Genuß und Geldgier den Daseinskampf so sehr erweitert hatten – nicht mehr wie beim Tier nur in der Todesnot angewandt, sondern sie durchsetzte allmählich das ganze Handeln des Menschen, besonders wenn das Überlisten nicht etwa mit Abscheu oder Verachtung vorgeführt wurde. Wie oft und wie leicht konnte man andere überlisten, ohne dabei „falsch Zeugnis zu reden wider den Nächsten“. So ist denn der Daseinskampf ein ganz allgemeiner Tummelplatz der Lüge, und auf vielen Gebieten, besonders im Handelswesen und in der Politik, ist die Wahrhaftigkeit zur „Dummheit“ geworden, Verlogenheit aber ist „Klugheit“. Wenn eine derartige Verwahrlosung vielfach zur Alleinherrschaft gelangt ist, so ist es selbstverständlich, daß der skrupellose Lügner sehr viel Aussicht hat, als einzelner und als Volk Sieger zu sein, vorausgesetzt, daß seine Vernunft hochentwickelt ist, er also „vernünftig“, d. h. undurchschaubar lügt und überlistet. In so verwahrlosten Völkern war hierdurch auch der beste Nährboden vorgeschaffen für die darwinistische Auffassung von dem Lebens als Daseinskampf. Die Umwelt empfindet Ehrfurcht und Hochachtung vor solchen siegreichen „Kämpfern“ und hat auch gar kein Recht zu einer anderen Bewertung, denn sie ersehnt das gleiche, ist selbst auch jederzeit zu der gleichen Unmoral bereit, entbehrt aber der Folgerichtigkeit in der Schlechtigkeit, der Willensstärke oder der hoch entwickelten Vernunft und lügt und listet dümmer, muß besiegt zurückstehen.

Das Traurige ist, daß sehr viele im übrigen hochstehende Menschen dieser furchtbaren Unmoral entgegenkommen. Sie ersticken nicht etwa ihren Wunsch zur Wahrheit, aber sie lassen ihm nur einen beschränkten Spielraum. „In Angelegenheiten des Herzens“, in rein „menschlichen Dingen“ sind sie wahrhaftig; aber im Daseinskampf des einzelnen und im Daseinskampf des Volkes (der Politik und

der Wirtschaft), da ist „in dieser schlechten verlogenen Welt die Wahrheit nicht angebracht", da muß man „mit den Wölfen heulen", wenn man das Volk und die Familie nicht zugrunde richten will. „Wollten hier die Edlen wahrhaftig sein, dann würden sie wohl noch mehr verdrängt." – Noch mehr verdrängt?

Das ist wohl kaum möglich. Wer herrscht auf der ganzen Welt heute ausschließlich? Der, der mit hemmungsloser List eine klare Vernunft und rücksichtslosen Herrschaftswillen paart! Der durch den Wunsch zur Wahrheit nur ein klein wenig Gehemmte wird selbst bei hochentwickelter Vernunft, bei machtvollstem, aber moralisch gelenktem Herrscherwillen immer zurückstehen. Wer nur noch einen kleinen Rest von göttlichen Wünschen in sich lebendig erhielt, wird unterliegen müssen trotz all der „Anpassung". Was aber hat er dabei verloren? –

Wenn wir dies erkennen, wird uns so recht klar, daß wir auf dem Gebiet der Moral dem Unantastbaren gegenüberstehen, welches keine Halbheiten und „Anpassungen" kennt. Die allergeringste Anpassung an die Unwahrhaftigkeit der Daseinsstreiter, die nicht ein ungewolltes Straucheln auf dem Weg zum Göttlichen, sondern wohlüberlegtes Planen ist – der „Kompromiß", ohne den man in diesem „unvollkommenen Leben nun einmal nicht auskommt" –, nimmt jede Hoffnung, Vollkommenheit zu erreichen. Wer sich seine Ausnahmefälle vorbehält, in denen er einem Wunsch der Genialität zuwiderhandelt, der ist kein Aufrechter mehr, sondern er hat sich durch die irrfähige Vernunft abbiegen lassen. Er möge sein Heimweh zum Gipfel matter werden lassen, denn niemals wird er dorthin gelangen. Götter mit gebogenen Rücken gibt es nicht.

Aber bedeutet es denn nicht den Untergang des einzelnen und des Volkes, mitten in einer Welt der Lüge die unbestechliche „ungeschminkte" Wahrhaftigkeit zu erstreben?

Auch wenn dies ihren Untergang wirklich bedeutete, so würde

das für den, der unsere Moral des Lebens vertritt, nicht das geringste an seinem Verhalten ändern. Wir wurden uns ja schon bewußt, daß es Fälle gibt, in denen der gottlebendige Mensch auf das Dasein freiwillig verzichtet, in den Tod geht, wenn er nur in Verkümmerung seines Gotterlebens leben könnte. So werden ein gottlebendiger Mensch und ein gottlebendiges Volk lieber untergehen, wenn sie nur durch Lügen ihr Dasein erhalten könnten. In Wirklichkeit liegt der Fall aber sehr selten so nahe dem Untergang. Wer immer das Leben in dem Erleben des Jenseits sieht, wer immer im übrigen nur nach dem nackten Dasein trachtet, der wird weder als Volk noch als einzelner so leicht mit Untergang bedroht. Er wird die Kraft finden, sich gottfeindlicher Beherrscher zu erwehren. Und wer immer sich wirklich darauf beschränkt, das Daseinsnotwendigste für sich und die Seinen zu erstreben, im übrigen aber allein den Jenseitswünschen lebt, der wird allmählich zu seiner Überraschung erfahren, daß die Unwahrhaftigkeit auch in allem Daseinswirken vollkommen gemieden werden kann, besonders, da es sich ja mit der Moral des Lebens so gut vereinigen läßt, die Augen sehr wachsam zu halten für List und Verlogenheit der anderen. Gerade unser unerbittlicher Dienst im Wunsche zur Wahrheit schärft unseren Blick in ganz wunderbarem Grade für alles Gemachte, alles Listige, alles Verlogene. Wir erkennen den flackernden Blick der plappernden Toten. Wir erkennen das Unwahrhaftige, wo es uns entgegentritt, und sind ihm darin überlegen. So sind wir ganz und gar nicht dem listigen Spiele der anderen preisgegeben, das seinen berechneten Sinn einbüßt, wenn es durchschaut wird. Wachsamkeit, Schweigsamkeit, Klugheit, Lebenserfahrung, Voraussicht, Weisheit paaren sich gern und willig dem göttlichen Willen zur Wahrheit. Wehrlos sind wir also wahrlich nicht; Sieg über List und Lug gelingt uns oft dabei, so schreiten wir aufrecht zur Höhe. Aber noch ein zweites ist erstaunlich und erfreulich: Nur der Mensch, der ohne jede Sonderklauseln und Ausnahmefälle der Wahrhaftigkeit dienen will, nur er kann den andern aus der furchtbaren Unmoral ihrer Verlogenheit helfen. Ist er ein sich Anpassender auf dem Gebiet der Genialität des Denkens, so fehlt ihm diese Macht. Und deshalb sind

die Wahrheitsliebenden so vollkommen durch die Unwahrhaftigen verdrängt, weil fast alle Sich-Anpassende sind, und seien die Ausnahmefälle, in denen sie wohlüberlegt die Unwahrheit sagen, noch so selten.

Aber sind denn Unwahrheiten, die einem anderen göttlichen Wunsch zuliebe gesprochen werden, nicht moralisch zu nennen? Können wir diese nicht zum mindesten als „Notlüge“ bestehen lassen? Es gibt doch Fälle, in denen die Wahrheit eine Grausamkeit ist, in denen wir „aus Menschenliebe lügen“. Wenn wir z. B. einem Menschen seine aussichtslose tödliche Krankheit verschweigen und auch der Umgebung nicht die Wahrheit sagen, um so die letzten Lebenswochen erfreulicher und erträglicher zu gestalten, ist das etwa nicht „edel“? Gewiß, Wahrheiten können grausam, ja sogar „brutal“ sein, aber dann liegt es meist an der Art, wie wir sie dem Mitmenschen übermitteln. Entweder wir machen ihm unaufgefordert Mitteilungen, die wir – ohne unwahrhaftig zu sein – hätten verschweigen sollen. Oder aber, wir unterlassen es, dem Menschen nicht nur die Wahrheit zu geben, sondern auch das in ihm zu wecken, was ihm die Kraft gibt, sie zu tragen. Hierzu fehlt den meisten die nötige Menschenliebe, aber auch die klare Gotterkenntnis. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß ein verwahrlostes Christenvolk nicht mehr vor Fragen zurückscheut, die verächtlich sind. Unsere Ahnen kannten solche Fragen gar wohl, sagt doch Brunhilde in der Edda zu Gudrun: „Unedel ist es, die Frage zu stellen“, als durch Fragen in sie gedrungen wird. Ein wahrhaftiges Volk kennt unmoralische Fragen; das sind solche, die zu unwahrer Auskunft verlocken könnten. Wahrhaftige Menschen hüten sich, dem andern ein Verschweigen überall da zu erschweren, wo dies Verschweigen nicht List, sondern Keuschheit und Verschlossenheit der Seele ist. Schwatzende, ausfragende, notlügende „Kulturmenschen“ können keine Vorstellung mehr von einem solchen Gemeinschaftsleben haben.

Was nun den angeführten Fall der tödlichen Krankheit betrifft,

die man aus Mitleid verheimlichen soll, so wird aus einer unwahren Angabe in diesem Falle eine doppelte Unmoral begangen. Wie so viele Beispiele uns beweisen, bewirkt gerade die Gewißheit des nahen Todes eine machtvolle Entfaltung der göttlichen Wünsche, ein Aufraffen zum ersten und letzten Fluge ins Jenseits. Bei vielen Diesseitsmenschen kann in den letzten Jahren des Lebens, die in der täglichen stillen Begleitung des Todes durchlebt werden, reiche Erlösung des Unsterblichkeitwillens, ja sogar Selbstschöpfung zur Vollkommenheit einsetzen. Diese Diesseitsmenschen bis zum letzten Augenblick mit Rettungshoffnungen zu betören, heißt ihre Genialität in der Verkümmerung belassen. Die anderen Menschen aber, die ein Jenseitserleben kennen, bedürfen dieser Lügen überhaupt nicht. Sie verbringen ihr ganzes Leben im Angesicht des Todes und sind immer gefaßt auf sein Kommen. Die Menschen endlich, die unsere Erkenntnis teilen, deren Lebensziel nicht mehr ein „Glück vor oder nach dem Tode“ ist, sie werden niemals durch eine Lüge behütet sein wollen oder müssen.

In dieser Welt der Lüge haben sich viele der wertvolleren Menschen eine von der Genialität des Fühlens – der Menschenliebe – geleitete moralische Zweiteilung der Unwahrhaftigkeit geschaffen: Die Lüge, die zum eigenen Vorteil gereichen, noch vielmehr aber die, die dem andern schaden soll, also jede selbstsüchtige (egoistische) Lüge, ist eine verabscheuungswürdige „Unmoral“. Die Lüge aber, die dem andern nützen soll, ganz besonders, wenn sie außerdem noch der eigenen Person schadet, also die opferwillige, „altruistische“ Lüge, ist „moralisch“. Unsere Moral des Lebens wird die Lehre von der Unmoral des Egoismus und der Moral des Altruismus schlechthin als törichtes Mißverstehen der Genialität des Fühlens zurückweisen müssen und andere Wertung der Menschenliebe geben. Außerdem aber kann die Erfüllung der Genialität des Fühlens auf Kosten der Genialität des Denkens niemals moralisch sein; denn unsere Moral des Lebens fordert in jeder Handlung Ehrfurcht vor allen göttlichen Wünschen.

Selbstverständlich wird uns auf unserem Wege zur Vollkommenheit eine Handlung, die wie die selbstsüchtige Lüge zwei Wünschen der Genialität gleichzeitig Hohn spricht, noch weiter talwärts ziehen, und wir werden sie glühender hassen als die opferwillige Lüge. Nun ist aber außerdem noch Tatsache, daß ein Mensch, der sich rückhaltlos den göttlichen Wünschen geweiht hat, niemals in die Lage kommen kann, in der eine Lüge eines Freundes ihm dienlich wäre. Einzige Ausnahme wäre eine Lüge, die der tierischen List vergleichbar ist.

Das Tier verwendet die List in der Todesnot. Die Abwehr des Mörders durch List in der Todesgefahr – die tierische Abwehr – ist selbstverständlich in allen den Fällen ganz ebenso wie beim Tier eine amoralische Handlung, in denen die Weitererhaltung des eigenen Daseins nicht auf Kosten der Genialität geht, also die Moral des Lebens den freiwilligen Tod nicht verlangt. Ein Mörder dagegen, der sich durch sein listiges Leugnen der Tat das Leben rettet, handelt ebenso unmoralisch, wie es Galilei getan hat, der durch das Widerrufen seiner Lehre seinen Tod verhindert hat. Überall da aber, wo die List nicht in der Todesnot als Abwehr verwendet ist, bleibt sie Unmoral. Wenn ein Mensch etwa glaubt, er könne seiner Genialität (z. B. seinem schöpferischen Wirken auf einem Gebiete der Kunst usw.) dienlich sein, wenn er die List verwendet, um seine Daseinslage zu verbessern (um „bekannt“ zu werden, seine „Laufbahn“ zu fördern) und dadurch mehr „Zeit“ für sein Schaffen zu gewinnen, so lebt er im unseligen Irrwahn über das Wesen göttlicher Schaffenskraft, die so wenig an die Zeit gebunden ist und so sehr abhängig ist von dem reichen Gotterleben! In den durch List erreichten, günstigsten äußeren Bedingungen für sein Schaffen wird der Quell seines Schaffens gar kümmerlich fließen. Dem Künstler aber, der moralisch aufrecht von dem Dienst an der Wahrheit trotz aller Entbehrungen nicht abweicht, der Daseinsarbeit leistet, um seine Kunst rein zu erhalten, sprudelt auch in dem ermatteten Körper der Quell schöpferischer Kraft, denn der Wunsch zum Guten fördert seine Schaffenskraft.

Wahrhaftigkeit ist nur ein kleines Teilgebiet des Wunsches zum Wahren. Die Freude an der Erforschung der Wahrheit durch Denken aber ist nur bei manchen Menschen voll entwickelt, obwohl sie wahrlich nicht nur für den Forscher hohe Bedeutung hat, sondern jede Seele durch das rückhaltlose öffnen des Blickes für das Wissen der Forscher zu Erkenntnis und Weisheit führen möchte. Bei vielen Menschen gelangt diese Forschersehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit innerhalb eines langen Lebens nicht einmal über die Schwelle des Bewußtseins. Alles, was ihnen nicht nützlich oder schädlich ist, ist für sie wie für das Tier das Nichtseiende. Das Nachdenken über die letzten Dinge, das so leicht zum Zweifel führt, wird ihnen zudem noch „Sünde" genannt. Ja, auch gar manches Vernunfterkennen über die Gesetze der Erscheinungswelt gilt ihnen eher bedenklich als erfreulich.

So konnte das Forschen nach Wahrheit erst wirklich aufblühen, als der Dogmenglaube nicht mehr unantastbar für alle war. Je weiter dieser Dogmenglaube von der Tatsächlichkeit entfernt war, um so mehr Menschen taumelten nun in den neuen Irrwahn, das Wesen aller Dinge zu leugnen. Aber auch ein feuriges Forschen nach Erkenntnis aller Gesetze der Erscheinung setzte nun bei den Befreiten ein; das Aufblühen der von den Kirchen mit Mord und Gewalt aller Art niedergerungenen Naturwissenschaften wurde mitten unter den Leugnern alles Göttlichen zum glänzenden Zeugnis des göttlichen Wunsches zur Wahrheit in dem „darwinistischen Jahrhundert"! Zwar zeigten diese freien Denker nur in dem Vernunfterkennen der Erscheinungswelt gewaltige Leistungen, dabei eine eigenartige Seelenblindheit, ein Versagen des genialen Erkennens, ein Vorübergehen an wesentlichen Erkenntnissen, ein Anerkennen grober Irrtümer, die das Göttliche ableugnen. Gerade die Eigenart dieser „Blüte der Wissenschaft" bestätigt uns in köstlicher Klarheit, daß nur das Jenseitserleben die Vollentfaltung des Erkennens ermöglicht. So konnte die Wissenschaft des darwinistischen Jahrhunderts zwar machtvoll hineinleuchten in das Diesseits,

in die Welt der Erscheinung; aber wenn die Forscher, die das Wesen der Dinge leugneten, Jenseitsgüter bewerten wollten, versagten sie vollkommen. Ihre „philosophischen Weltanschauungen“, ihre „Morallehren“ sind so tiefstehend, so unmoralisch, daß sie eine Bestätigung für unsere Erkenntnis bilden: Wohl ist der Genialität möglich, das ganze Diesseits zu durchdringen; aber das Diesseits kann niemals auch nur einen Schritt weit in das Reich des Jenseits hineingetragen werden.

Die Forscher nach Wahrheit erinnerten uns daran, daß die Genialität des Denkens nicht nur ihre Anwendung auf all unser Handeln, nicht nur die „Wahrhaftigkeit“ anstrebt, sondern vom Wunsche beseelt ist, das Wahre durch Denken zu erkennen. Zwar ist nur wenigen Schöpferkraft beschieden, so daß sie selbst die heiligen Wege zur Erkenntnis finden und die Kraft haben, ihr in Werken der Wissenschaft und der Kunst Erscheinung zu verleihen; aber jedem Menschen ist die Möglichkeit gegeben, den Forschenden zu lauschen, hierdurch die Genialität des Denkens zu entfalten und auf den Brücken, die diese zum Jenseits bauten, hinüberzuschreiten zum Erleben in der Erkenntnis.

Da die Moral des Lebens die Vollentfaltung aller Wünsche zum Ziel hat, sind ihr diejenigen Wissenschaften die bedeutsamsten Führer zum Jenseits, die in inniger Berührung mit dem Wesen der Dinge stehen, die womöglich die Welt der Erscheinung – das Diesseits – kaum betreten. Ganz ebenso wie die Werke der Kunst stehen die Werke der Wissenschaft für sie deshalb auf drei deutlich trennbaren Stufen.

Die erste Stufe befaßt sich nur mit der Welt der Erscheinung und ihren Gesetzen; auf ihr stehen z. B. die Naturwissenschaften. Hier leuchtet das Göttliche als Wille zur Wahrheit in das Diesseits – in die Erscheinung der Dinge – und befaßt sich ausschließlich mit dem Diesseits.

Auf der zweiten Stufe stehen die Werkgestaltungen der Genialität des Denkens, die sich mit den Gesetzen der Erscheinung und der inneren Wahrnehmungen befassen, also zum Teil schon in das Jenseits, das Wesen der Dinge, hineinragen, zum mindesten hineinragen sollten. Hierzu gehören z. B. Seelenlehre (Psychologie), Erziehungslehre (Pädagogik). Daher sind so viele Menschen auf diesem Gebiete unfruchtbar, weil sie mit der Vernunftarbeit auszukommen wähnen, während hier das innere Erleben in so vielen Fällen das Denken befruchten muß. (Nichts hat z. B. die Pädagogik so irregeleitet, als daß man sie ganz als Vernunfterkennen der Erscheinung „Kind“ auffaßte). Somit leiten aber auch die genannten Wissenschaften den Menschen leichter zum Jenseits hinüber als die Naturwissenschaften, die in ihrem Wirken das Wesen der Dinge, das Jenseits, nur zu leicht vergessen, oft sogar verleugnen können. Wenn aber diese im Zusammenhang mit der Wissenschaft, die auf der dritten Stufe steht, erforscht werden, dann können sie unser Erkennen zu nie geahnten Höhen führen, dann werden sie zur tragfähigen Brücke in das Jenseits bis hin zur Erlösung in der Erkenntnis.

Die Wissenschaft, die auf dieser dritten Stufe steht, ist das Erkennen des Gott erlebenden Ichs, ist die „Philosophie“. Sie steht ausschließlich im Wesen der Dinge, im Jenseits, oder sollte es doch, und ordnet sich die beiden anderen Stufen der Wissenschaft unter, um sie zu ihrem Erkennen zu verwerten. Das Widersinnigste ist es daher, wenn zu allen Zeiten so viele Menschen, die nie ein Jenseitserleben kannten und bestenfalls auf die Brücken schritten, sich dieser Wissenschaft widmen. Weil sie dank einer hochentwickelten Vernunft die logischen Gedankengänge schöpferischer Philosophie erfassen können, ja, auch mit scharf kritischem Auge die logischen Lücken oder Widersprüche anderer erkennen, kurz, mit dem ganzen Begriffsschatz spielen, fühlen sie sich hierzu berechtigt. Philosophie ist ihnen ein wundervoll schwieriges und deshalb nur für Auserlesene zugängliches („esoterisches“) Schachspiel, das sich glücklicherweise nur die hervorragend Klugen leisten können! Ihre Lebensarbeit könnten wir, wenn wir die seltsamen kirchlichen

Moralbezeichnungen beibehalten wollten, die „Sünde wider den heiligen Geist“ nennen, denn sie haben es verschuldet und verschulden es auch heute noch, daß so viele wertvolle Menschen, die Gotterkennen ersehnen, Vernunftgrübeln empfangen. Da Neunzig von Hundert der Philosophen dieser Gruppe angehören, so ist die Wahrscheinlichkeit so ungeheuer groß, daß die Dürstenden in Buch oder Wort einen solchen Scheinlebendigen hören, der mit Genuß logische Spitzfindigkeiten und Spiele mit schwierigen Begriffen vorführt. Entsetzt und enttäuscht kehrt der Lebendige von seinem Versuche, sich mit der Philosophie anzufreunden, zurück. Selbstverständlich machen diese eigenartigen „Philosophen“ auch gar keinen Unterschied zwischen den scheinlebendigen und den lebendigen Philosophen der Vergangenheit. Denn sie können. ja nicht erkennen, ob – wie dies bei den ersteren der Fall ist – die logischen Ketten der einzige Inhalt sind, oder ob – wie bei den wahren, lebendigen Philosophen – diese logischen Beweisführungen nur die nachträglich aufgestellten Leitern an dem schöpferisch erschauten Wunderbau sind; Leitern, die nur aufgerichtet wurden, damit auch alle anderen Menschen auf ihnen zum Nacherleben vordringen können; Leitern, die in der Luft enden, also immer das Selbsterleben, den Abflug von dem, der sie besteigt, erwarten, nur diesen Abflug erleichternd. Daher eben führt das Werk des lebendigen Philosophen keineswegs jeden Leser zur erlebten Erkenntnis; jeder erwirbt sich diese erst selbst. Davon ahnen alle diese Scheinphilosophen nicht das geringste; sie fühlen sich nach Besteigung der Leiter im Vollbesitz des Werkes; ja, sie glauben die schöpferische Erkenntnis eines gottwachen Philosophen endgültig widerlegt zu haben, wenn sie die Fehlerhaftigkeit einer der Leitern aufdecken! Deshalb wird auch noch heute all das tote Gedankenspiel der scheinlebendigen Philosophen der Vergangenheit wahllos mit dem tiefen Erleben der wahren Philosophen gemeinsam gelehrt. Aber als Tröstliches bleibt, daß der gottwache Mensch sich nicht durch den Berg der Philosophaster durcharbeiten muß, bis er zu dem Lebendigen vordringt. Da die Philosophie die Erkenntnis des Ichs vom Wesen der Dinge ist, verrät sich der Jenseitstote fast in jedem Satze, den er niederschreibt

und den ein Lebendiger gar nicht schreiben könnte. Wer aber als Philosoph nur einen solch verräterischen Satz geschrieben hat, der sich mit dem Jenseitserleben nicht vereinen läßt, der ist ein Toter, und wir stören seine Totenruhe nicht durch Weiterblättern in seinem Werke!

Solche Mißstände muß unsere Moral des Lebens wichtig nehmen, und ein ernstes Ziel ihres Wirkens muß es sein, die Toten aus dem Tempel der Philosophie zu entfernen, damit ihr Leichengeruch nicht die Dürstenden in die Hände der Jenseitsleugner treibt!

Kapitel 12

Die Genialität der Wahrnehmung

Unsere Moral des Lebens will die Vollentfaltung aller göttlichen Wünsche und kündet uns daher die wunderbare Botschaft, daß der Wunsch zum Schönen dem Wunsche zum Wahren und der Menschenliebe gleichwertig zur Seite steht! Welch eine Umgestaltung des ganzen Lebens eines Volkes, das über tausend Jahre den Lehren einer Religion folgte, die dem Wunsch zum Schönen nur einen so sehr bedingten Wert beimaß! Der Schöpfer der Religion, gleichgültig gegenüber dem Wunsch zum Schönen, die Priester dieser Religion ihm feindlich, falls er nicht der Verherrlichung des Glaubens diente, und die Völker selbst von hoher schöpferischer Begabung, den Fremdglauben durch Kunstwerke verherrlichend, aber im Alltag in Häßlichkeit verkümmernd. Voll Sehnsucht blickten die Edelsten – da die Kunstwerke ihrer Ahnen (bis auf die Gräberfunde) vernichtet waren – seit je nach jenem blutsverwandten Volke, den Griechen, die als erste die innige Verwebung des Guten mit dem Schönen klar erlebten und nicht nur durch ihre Worte, sondern auch in ihrem ganzen Dasein die hohe Wertung des Wunsches zum Schönen lehrten. Wie beschämend ist im Vergleich hiermit die Unkultur, das unsagbare stumpfe Gewissen des Schönen im Alltagsleben der heutigen „Kulturvölker“, von denen manche zwar das schöne Kunstwerk mit inniger Freude genießen, dabei aber nie die Verantwortung fühlen, dem Dasein so viel Schönheit zu geben, wie es nur irgend in ihren

Kräften steht, und der Entwicklung des Schönheitsgewissens so hohe Bedeutung beizumessen wie denn Gewissen des Gutseins. Es gehört zu den schwerbegreiflichen Tatsachen, daß Menschen – umgeben von einer solchen Fülle von Schönheit der Lebewesen und der „anorganischen“ Natur – zu einer solchen Genügsamkeit, zu solcher Häßlichkeit herabsinken konnten. Es kann dieser Tiefstand nur daraus begriffen werden, daß Jahrhunderte hindurch der Unsterblichkeitwille mit dem Häßlichen verbunden, menschliche Schönheit aber mit der „ewigen Verdammnis“ verwoben wurde.

Wie der Wunsch zum Wahren vor allen Dingen in der Wahrhaftigkeit aller Gedanken, Worte und Handlungen zum Ausdruck kommt, so erweist sich die Genialität des Schönen in dem Wunsche, die eigene Erscheinung und die Gegenstände der Umgebung schön zu gestalten, und zwar nicht schön in dem Sinne irgendeines anderen Menschen, sondern schön nach, dem eigenen Grade des Erkennens. Dies gilt ganz besonders von jenen Menschen, die nicht Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft gestalten. Diese nämlich – die schöpferischen Menschen – sehen wir in der genannten Art der Verwirklichung des Schönen so oft sehr versagen. Ein Künstler, der uns noch eben große Begeisterung über gewisse Farbtönungen äußerte, duldet womöglich die unerträglichsten Farben an seinen eigenen Gewändern; er gerät in Entzücken über künstlerisch schön eingerichtete Räume und merkt gar nicht, daß er in seinen eigenen manch unerträgliche Häßlichkeit duldet. Dies erklärt sich aus jener Hilfe, die die Genialität ihren Lieblingen – den Gottwachen – bringt, um ihnen das Dasein erträglich zu machen. Sie werden seelenblind gegenüber dem Häßlichen in ihrer Umgebung und nehmen nur das Schöne wahr. So besteht denn für alle anderen Menschen, die die Umgebung stets wahrnehmen, die doppelt ernste Aufgabe, das in erhöhtem Maße zu leisten, was dem Genialen so selten gelingt. Dieser selbst aber möge unsere Moral der Genialität vor Augen haben – die die Vollentfaltung, die die Vollkommenheit wünscht – und möge – als Dank für den schöpferischen Reichtum seines Wunsches zur Schönheit – ihr auch in den kleinsten Dingen zur Verwirkli-

chung helfen und so den stumpfen und nüchternen Menschen nicht noch Rechtfertigung werden durch sein unvollkommenes „Vorbild".

Doch mit der schönen Gestaltung der äußeren Erscheinung und der Umgebung ist die Genialität des Schönen nicht voll erfüllt. Sie will, daß die Ausdrucksformen unserer Seele – unsere Bewegungen, unsere Sprache, unsere leidenschaftlichen Äußerungen von ihr geleitet sind. So führt sie den Menschen zu der wunderbaren Selbstbeherrschung der Mäßigung, die uns die innige Verwebung des Wunsches zum Guten und des Wunsches zum Schönen wieder einmal so recht deutlich macht. Sie war unseren Ahnen der vorchristlichen Zeit ein solch ersehntes Ziel, saß sie unter den Idealgestalten ihrer Sagen – unter den Asen und Asinnen – ein Vorbild kannten: die Asin „Maß", die „weise Mäßigung" vorlebte. Tief ist solches Vorbild verwoben mit dem heiligen Sinn unseres Seins, vor allem, da wir ja die Unauslöschlichkeit alles Tuns und jedes Wortes so klar wissen. Wieviel Unrecht, in Wut, in Jähzorn verschuldet, wird von jenen vermieden, deren starker Schönheitswille ihnen maßlose Äußerungen unmöglich macht. Dabei gerät der Wunsch zum Schönen sehr oft in ein gegenseitiges feinsinniges Abwägen der Grenzen mit dem Wunsche zur Wahrhaftigkeit. Dieser möchte von sich aus das rückhaltsloseste Bekenntnis der durcheinanderwogenden Gefühle, aber er darf bei gleichstarker Entfaltung des göttlichen Wunsches zum Schönen nur soweit siegen, als es diesem Wunsche nicht widerspricht.

Die Verwirklichung des Schönen in der Erscheinung und in allen Lebensäußerungen, die bei so vielen Menschen durch die christlichen Vorstellungen vernachlässigt war, wurde den geistig Tiefen verleidet, weil sich einzig die „Gesellschaftsmoral" ihrer angenommen hatte. Diese aber geht von dem gottfernen Beweggrund aus, auf die Mehrheit des gleichen Gesellschaftkreises einen vorteilhaften Eindruck zu machen, und so läßt sie sich denn auch weit öfter von der „Mode" als von dem göttlichen Wunsch des Schönen leiten. Da sie überdies noch so unmoralisch ist, den Schein für das

Wichtige zu halten, die Wahrheit des geäußerten Gefühles durchaus nicht zu verlangen, ja, sie meist überhaupt nicht voraussetzt, hat sie alle gottlebendigen Menschen abgestoßen.

Es sind in den Völkern infolge dieser „Gesellschaftsmoral“ unheilvolle Wertungen wirksam. Ein Trachten nach schöner Erscheinung der eigenen Person gilt z. B. mancherorts als „gefallsüchtig und oberflächlich“; häßliche, geschmacklose äußere Erscheinung ist gleichbedeutend mit „Vergeistigung“, Ernst, Frömmigkeit; anderwärts wieder gilt ungeschlachtes, maßloses, ja grobes Verhalten als Beweis der Wahrhaftigkeit und der unbestechlichen Gesinnung!

Wir können diese so vielfach schillernde „Gesellschaftsmoral“ nur als den krankhaften Versuch zur Schönheitsverachtung erzogener Menschen erkennen, etwas mehr Schönheit in ihr häßliches Leben zu bringen. Wir haben hier ein Gegenstück zu den überladenen Volkstrachten früherer Jahrhunderte, in denen sich schönheitshungrige Farbenpracht oft mit Widernatur paarte.

Aber nicht nur die Erscheinung selbst – nicht nur die Äußerungen des seelischen Lebens –, sondern auch das Innenleben möchte der Wunsch zum Schönen durch eigenes Wirken zu einem Kunstwerk gestalten. Er erstrebt friedreiches Ineinanderweben, Verschlingen und Lösen, schönheitsbeseeltes Anwachsen und Abschwellen aller göttlichen Wünsche, aller aus ihr geborenen Freuden und Leiden und aller ihr untergeordneten Diesseitswonnen und -schmerzen! – Zu welch herrlicher Vollkommenheit die Genialität des Schönen hier strebt und der Wunsch zum Guten gelangen kann, das ist das innere Erlebnis des Menschen, welches er nie einen andern erschauen lassen kann und welches sich nur aus seinem Handeln ahnen läßt. Diese Schönheit der Seele, die nur bei einer hohen Entfaltung der Genialität des Handelns erreicht wird, ist es, die aus den erhabensten Kunstwerken zu uns spricht. Die meisten Schaffenden unserer Tage lassen sie vollkommen und gar manche teilweise missen. Unharmonisches Gegeneinanderwogen,

steter feindlicher Anprall unversöhnter Triebe, Empfindungen und Gefühle, noch dazu in nervös überhastetem Abirren: das ist die Musik und das sind die Werke der Malerei und der Baukunst des 20. Jahrhunderts – sofern sie nicht kalte Verstandesarbeiten sind – mit ganz wenigen, seltenen Ausnahmen. Es fehlt das Jenseitserleben, das sich die Künstler des Mittelalters durch Umdichten des Fremdglaubens retteten; es fehlt vor allem der Sieg des Wunsches zum Schönen im Schaffen.

So wären wir denn durch diese Erinnerung an die Gegenwartskunst zu einer ganz anderen Auswirkung des Wunsches zum Schönen gekommen: von dem Schaffen zu dem Genießen des Schönen. Für den Menschen, der das einzige Bewußtsein Gottes sein kann, für den der Wunsch zum Schönen eine Offenbarung seines Wesens neben den anderen Wünschen der Genialität ist, ist das bewußte Wahrnehmen, das „Genießen“ des Schönen ein „Gottesdienst“ im tiefsten Sinne des Wortes. Wenn schon der Anblick all der unbewußt gestalteten Schönheit in der Natur zum Gotterleben werden kann, so noch in weit höherem Grade die Versenkung in ein vom bewußten Erleben gestaltetes Kunstwerk.

Auch die Schöpfungen, die aus der Genialität des Schönen geboren sind, zeigen jene drei Stufen, wie die Werke der Genialität des Denkens, wie die Wissenschaft sie bot. Das Jenseits kann und will das Diesseits ganz durchdringen, und so gibt es denn eine Kunst, die den ungeistigen Daseinskampf und seine Triebwünsche zur Erscheinung bringt. All die Tanz- und Liebeslieder z. B., die noch nichts wissen von einer Verwebung des Daseinskampfes und der Sexualität mit der Genialität, all die Darstellungen des Daseins in Wort und Bild können selbstverständlich nicht die hohe Bedeutung eines Gotterlebens haben; sie können nicht Brücke zum Jenseits sein. Aber wer sich überzeugen möchte, wie ungleich höher z. B. noch das flachste Straßenlied über dem Erleben steht, mit dem es sich befaßt, der vergleiche die Singweise dieses Liedes mit Gesichtsausdruck und Stimmenklang dessen, der es möglichst wirksam vortragen

möchte, und dann wird er nicht mehr daran zweifeln, daß hier durch die Genialität ein widerliches Erleben verklärt wurde.

Die Kunstwerke, die auf der zweiten Stufe stehen, haben schon eine weit innigere Verschmelzung mit der Genialität und sind gar oft die ersten Brücken zum Jenseits für junge Diesseitsmenschen. Sie bringen die mit der Genialität verwobene Sexualität – die Minne – mit all ihren Kämpfen, ihren Wonnen und Schmerzen zum Ausdruck und verherrlichen die Genialität des Fühlens – die Menschenliebe – in all ihrem Ringen mit Untreue und Haß, in all ihrem Siegen und Unterliegen im Diesseits. Daß auch hier das Kunstwerk unendlich viel Höheres bietet, als es das Leben selbst in seiner Beobachtung uns geben könnte, liegt daran, daß die Genialität des Schönen an all diesem geschilderten Geschehen und Empfinden in gleichem Sinne wirkt, wie sie es auch in der Seele des einzelnen tut, wenn er sich zu einem Kunstwerk gestaltet. Überall, wo diese Leistung des Künstlers fehlt, da entsteht ein photographischer Abklatsch des Tatsächlichen, den man sehr zu Unrecht in unserem Jahrhundert oft Kunst genannt hat. Und überall da, wo andererseits der Schaffende sich in das Erleben, welches er in Erscheinung setzt, nicht voll hineinversetzen kann, es nicht selbst erlebt, entstehen Machwerke ohne lebendige Überzeugungskraft. In der Musik sind die Werke Richard Wagners ausgeprägte Beispiele von Meisterwerken der zweiten Stufe, während er durch seinen „Parsifal" allen denen, die ein Jenseitserleben kennen, den Beweis erbracht hat, daß er auf der dritten Stufe sich in unerlebtes Fremdwerk verstrickte.

Diese dritte höchste Stufe der Kunst ist das Heiligtum der Seltenen; nur denen im Schaffen und Erleben zugänglich, die bewußt Gotteinklang erleben. Die Übertragung des Erlebens in Worte, Formen, Farben, Rhythmen und Klänge bildet den einzigen Zusammenhang dieser Kunst mit dem Diesseits, mit der Erscheinungswelt. Es ist die Kunst der Genialität für die Genialität, die ein Jenseitserleben, aber kein Diesseitserleben wiedergibt. So entspricht diese Kunst dem Heiligtum der Wissenschaft, der lebendigen

Philosophie. Sie stellt ausschließlich die religiöse Erschütterung oder die religiöse Versenkung dar. Beispiel für diese Stufe ist die Musik Johann Sebastian Bachs. Wie wenig die meisten der „Kunstverständigen" diese Kunst wirklich erleben, beweist unter vielem anderen auch die Tatsache, daß sie sie in ihren Kunstausstellungen mitten unter Gemälde der beiden anderen Stufen und in ihren Musikaufführungen meist an den Anfang stellen und den Hörern zumuten, im Anschluß an dies Erleben Werke der zweiten Stufe, ja manchmal Tändeleien aus der ersten Stufe anzunehmen.

Auch auf dem Gebiet der Kunst wird von den Schaffenden die „Sünde wider den heiligen Geist" begangen, wie sie die scheinlebendigen Philosophen begehen. Auch hier müssen wir Werke über uns ergehen lassen, die ohne Erleben des Jenseits gestaltet werden. Doch da im Schaffen der Kunst die Vernunft so wenig, in der Wissenschaft aber so viel erreichen kann, so finden sich unter den Kunstschaffenden die Tempelschänder seltener als in der Wissenschaft, dafür aber um so häufiger unter den Genießenden.

Unsere Moral des Lebens duldet nicht länger den Frevel, der hier getrieben wird, denn diese Scheinlebendigen, die mit der Vernunft die Kunst erfassen wollen und diesen Irrwahn auch noch andere lehren, sind eine ungeheure Gefahr für die Entfaltung der Genialität des Schönen im Volk. Aber sie selbst werden nicht schweigen! Alle die vielen, die die Kunstgesetze erlernten, treten an jedes Kunstwerk nicht etwa zunächst mit Ehrfurcht heran, um in der Versenkung in das Wollen des Künstlers sein Erlebnis zu teilen, sondern bekritteln Raum- und Lichtverteilung usw. und zerpflücken den Gesamteindruck für sich und andere. Da sie unentwegt weiterreden werden über Kunst, so wird unsere Moral sich besonders an die jungen Menschen wenden und ihnen zeigen, was die Kunst will, und was wir von der Kunst wollen. Nicht aber, indem wir die heranwachsende Seele möglichst rasch zu einem möglichst hochstehenden Kunstgeschmack hinaufzüchten, sondern indem wir ihr zeigen: nur eins ist wichtig, daß der Mensch niemals

auf andere lauscht, was sie wohl schön und unschön nennen, sondern daß er selbst aus innerstem Herzen durchdrungen sein muß von der Schönheit des Werkes, welches er „schön“ benennt, und sei das zunächst auch ein Machwerk, das kaum den Namen Kunst verdient. Und wenn wir so den jungen Menschen echt und ehrlich erhalten und den Wunsch zum Schönen stärken, indem wir auf seine Freuden am Schönen eingehen und ihnen Erfüllung gewähren, so wird sich durch seinen reger werdenden Anteil auch ohne jede Vernunftbelehrung – die wir am besten vollkommen vermeiden – sein „Kunstgeschmack“ verbessern. Dann kann ein Mensch in unserem Sinne „ästhetisch“ werden: ein Mensch, der das Schöne überall verwirklichen möchte und nur in der äußersten Not das Schöne dem Nützlichen opfert, der sich also ganz wie alle übrige Natur verhält, der ebenso schönheitdurchseelt ist wie alle Wesen des Weltalls, allein geadelt vor ihnen durch das bewußte Erleben des göttlichen Wunsches. Aber dann ist auch ein Mensch geworden, der die Bewertungen „schön“ und „unschön“ weder eigenen Vernunfterwägungen noch der Beurteilung anderer, sondern nur seinem eigenen Erleben entnimmt und hierdurch allmählich einen erlesenen Kunstgeschmack erwirbt. Dann ist er davor bewahrt, ein schönheitwidriger, „unästhetischer“ Mensch zu sein. Ein solcher ist nach unserer Moral der Mensch, der – auch wenn es nicht daseinsnotwendig ist – das Nützliche dem Schönen voranstellt, aber auch der, welcher das Schöne verstandlich erfassen will, und endlich der, welcher sichere, wahrhaftige, selbständige Bewertung des Schönen nicht besitzt, sondern seine Werturteile den Kritikern, den Gelehrten oder der „Mode“ nachplappert.

Der im Sinne unserer neuen Moral schönheitbeseelte („ästhetische“) Mensch ist allein fähig, soweit in seiner Entfaltung vorzudringen, daß er nicht nur Brücken beschreitet, sondern auch eines Tages durch Werke der Kunst das Jenseits erleben kann, während die meisten nur zu der Vorstufe des Jenseitserlebens – zu einer gewissen Ergriffenheit durch Werke der Kunst – gelangen. Wie gefährlich das häufige Beschreiten der Brücken ist, wenn hier-

auf immer nur wieder die Rückkehr ins Diesseits, nicht aber das Jenseitserleben folgt, das wurde uns schon erkennbar; verliert doch der Mensch hierdurch mehr und mehr die Möglichkeit, den Weg ins Jenseits von dieser Brücke aus zu finden, wird doch die Rückkehr allmählich zur zwingenden Gewohnheit. Unsere Moral des Lebens, die diese Tatsache erkannt hat, muß es unmoralisch nennen, wenn der Mensch auf diese Weise sich fahrlässig das Jenseitserleben verscherzt. Und auch hier wird sie sich besonders an die Jugend wenden, um vorzubeugen. Da das Jenseitserleben ebensowohl unabhängig von jeder äußeren Anregung stattfinden kann, wie von jenen Brücken aus – ja, da sich die Genialität sogar am kraftvollsten entfaltet, wenn der innere Reichtum der Seele allein die Flugkraft findet – so wird für die Moral des Lebens die Beantwortung der Frage wichtig: Kann die Anregung durch die Kunst die Fähigkeit der Seele zum Jenseitserleben aus eigener Kraft stören oder nicht? Hierauf kann mit Sicherheit geantwortet werden: Der Mensch, der allzu häufig auf fremde Brücken schreitet, büßt hierdurch an Kraft ein.

Die Schöpfungen anderer können dem Menschen, wenn er sie viel auf sich einstürmen läßt, die eigene Schaffenskraft hemmen, und zwar besteht hier eine ganz klar erkennbare Gesetzmäßigkeit. Je größer die schöpferische Begabung des Menschen, je reicher sein eigenes Seelenerleben, um so seltener darf er sich dem Genusse anderer Schöpfungen hingeben, desto häufiger muß er ganz aus sich schöpfen, und dies am ausgeprägtesten in seinen fruchtbarsten Jahren. Er ist darum nicht ärmer als die anderen, denn die eigene Schöpferkraft gibt ein so gewaltiges Erleben, wie es niemals das Werk eines anderen geben kann. Wenn ein solcher Mensch in der Zeit vor dem Erwachen seiner eigenen Schaffenskraft zu häufig auf Brücken anderer schreitet, so entfaltet sich der Reichtum seiner eigenen Seele lange nicht in dem Maße, und seine Begabung lockt ihn vielleicht zum Betreten eigener Brücken lange vor seiner Schaffensreife. Da dem so ist, so muß die Moral des Lebens das Umgekehrte fordern von dem, was die Erziehung heute fast immer

anstrebt. Gerade dem hochbegabten Kinde, von dem wir hoffen dürfen, daß seine Genialität vielleicht einmal die Kraft gewinnt, in eigenen Werken in Erscheinung zu treten, dürfen wir die Schöpfungen der Vergangenheit und Gegenwart nicht zu früh und nicht zu häufig bieten. Aber nicht etwa, indem wir sie seinem früherwachten, reichen Verlangen gewaltsam entziehen und so nur ein heimliches Schreiten auf die Brücken veranlassen, sondern indem wir es ablenken zu kindhaftem Tun.

Je matter aber die schöpferische Begabung eines Kindes ist, um so eher können wir es häufiger zu den Brücken hinführen, weil wir hier manchmal im Gegenteil hoffen können, daß die Anregung die stumpfere Seele belebt.

Unsere Erkenntnis wird jene unselig irrenden Eltern seltener machen, die mit inniger Freude sehen, wie ihr hochbegabtes Kind schon vom zehnten Jahre ab sich täglich mit Schätzen der Kunst und der Weisheit überfüttert, sie mit hockentwickelter Vernunft sicher, ja merkwürdig reif bewertet und ganz allmählich die eigene Schaffenskraft noch vor dem Erwachen verschüttet. Das kindliche Erleben, das dem Jenseitserleben des Erwachsenen entspricht, ist im übrigen bei den nicht außergewöhnlich Begabten nicht ein Jenseitserleben anderer, sondern das Erleben im Reich der Einbildungskraft (Fantasie). Ein weiser Erzieher wird bald erkennen, welcher Grad der Anregung sie erstickt oder entfaltet, wird aber niemals – weder durch Kunst und Wissenschaft noch durch „Religionsunterricht“ – einem Kinde schon Gotterleben, zu dem es noch nicht reif ist, aufdrängen.

Kapitel 13

Die Genialität des Fühlens

Wenn auch der Wunsch zum Wahren und der Wunsch zum Schönen schon merklich verwoben sind mit dem Wunsche zum Guten, so ist dessen Verschmelzung mit der Genialität des Fühlens, mit dem Wunsche zur Menschenliebe, noch weit inniger, denn sie bestimmt in so vielen Fällen unser Handeln der Umwelt gegenüber. Erschreckt über das Unheil des Hasses und der Gleichgültigkeit, der Bosheit und des fortgesetzten Kampfes schuf der Inder Krischna seine verführerische Irrlehre wahloser Menschenliebe, Haßentsagung und des „Friedens auf Erden“ durch immer bereites wahloses Verzeihen. Seine Lehren sind völkervernichtender Irrtum.

Irrung und Wirrung der Botschaft Jisnu Krischnas beruhten hauptsächlich auf der Unkenntnis der Geschichte des Werdens, die ihn den Haß als die Macht eines bösen Dämons in unserer Brust auffassen ließ, den wir durch die Menschenliebe überwinden und mit Gottes Hilfe gänzlich vertilgen müßten, so sehr, daß wir sogar imstande wären, den Feind zu lieben. Diese Lehre mußte zu Scheinerfüllungen, zu einer traurigen seelischen Verlogenheit führen, weil sie das urinnerste Wesen des Hasses verkannte.

Es ist verständlich, daß ein Mensch, der das Leben vor dem Tode als vergängliche Reise auffaßt, der auf Wiedergeburten und danach auf das ewige Leben im Himmel nach dem Tode wartet, nicht mehr diejenigen Menschen haßt, die ihn töten wollen, da sie

ihm helfen, schon früher in die Seligkeit einzugehen. Nein, es ist im Gegenteil eine Selbstverständlichkeit, daß er sie um dieser Tat willen liebt.

Wenn dies in Wirklichkeit so selten gelingt, so liegt es nur daran, daß die Genialität der Menschen sich niemals vollkommen von einer Irrlehre überzeugen läßt, sondern im Unterbewußtsein der Seele die Weisheit des Tatsächlichen bewahrt. So haben sich denn die Menschen in dem Wahne gewiegt, das Gebot Krischnas – das die Evangelisten Jesu von Nazareth in den Mund legten – erfüllt zu haben, wenn sie Menschen „liebten", die ihre Feinde, ihre wirklichen Lebensbedroher, n i c h t waren. So wähnten sie die Lehre von der Haßentsagung erfüllt zu haben, und dennoch wohnten in ihrer Brust all die unseligen haßgeborenen Eigenschaften, die das Tier gar nicht kennt, die erst die erwachende Vernunft dem Menschen bescherte. Uns, die wir den Haß beim Tiere kennenlernten, als dem allen Lebendigen innewohnenden Zorn des bedrohten Selbsterhaltungswillens, ist es eine selbstverständliche Tatsache, daß der Haß im Lebendigen ebensowenig getilgt werden kann wie dieser Selbsterhaltungs- und Unsterblichkeitswille selbst, ja, daß er bei dem bewußten Wesen, dem Menschen, der die Erhaltung der Art bewußt pflegt, sich auch bewußt erstreckt auf den Bedroher der Sippe und des Volkes, falls nicht Rassemischung verwirrt. So muß aber auch der Mensch, der diesen Willen vergeistigt und vertieft hat, nur um so tiefer und nachhaltiger den Lebensbedroher hassen.

Steht aber nicht der Haß in offensichtlichem Widerspruch zu der Genialität des Fühlens, die die Liebe dem Mitmenschen widmen will? Muß er sie nicht immer wieder stören und hemmen? Ja, mußte er nicht vollkommen beseitigt werden, um dieser Genialität die Lebensmöglichkeit zu geben? Wir nannten schon die Wege, auf denen die Genialität die unvereinbar dünkenden Widersprüche zwischen Daseinskampf und Jenseitserleben überall überwand und ein einheitliches Wollen herstellte. Sollte sie hier allein machtlos sein? Da der Haß untrennbar ist vom Selbsterhaltungswillen,

dieser aber wieder untrennbar ist vom Lebendigen, so kann niemals durch Tilgung dieser Lebenskräfte, sondern nur durch die V e r g e i s t i g u n g des Selbsterhaltungstriebes der tierische Haß zur genialen Kraft erhoben und dadurch Einklang geschaffen werden.

Unsere Erkenntnis vom Sinn unseres Seins muß all das, was unser Jenseitserleben stören oder verhindern kann, lebensbedrohenden Feind nennen. Der alte tierische Haß flammt also in uns nur dann auf, wenn unserer Sippe, unseres Volkes Dasein durch den Kampf bedroht ist; aber selbst in dieser Todesnot wird er schweigen, wenn an sich unser weiteres Dasein mit den Wünschen der Genialität nicht zu vereinigen ist. Mit gewaltiger Stärke aber richtet sich der geniale Haß in allen zum heiligen Sinn des Seins erwachten Menschen gegen alle die und auf all das, was das Gotterleben in der eigenen Seele, im Volke und allen Völkern gefährdet.

Ganz frei dagegen werden wir von all dem Haß, der in der Menschenseele nur deswegen aufflammt, weil der unvollkommene Selbsterhaltungswille seine Güter verteidigen will. Dieser ichsüchtige Haß kann die Menschenseele furchtbar entstellen, wie wir noch sehen werden.

Bei dem Menschen, der vor dem Tode im Jenseits sein Unsterblichkeiterleben sucht, wird jener Haß des Selbsterhaltungstriebes abgewandelt zu dem göttlich gerichteten Hasse. Diese Wandlung ist oft eine ganz allmähliche und auch die Vervollkommnung des Menschen ist es, die hiermit Hand in Hand geht. Er fühlt, daß sein Abirren, sein Entgleisen immer seltener wird; aber die Wandlungen seiner Seele sind für ihn selbst und für die Umwelt nicht erstaunliche grundsätzliche Umstellungen. An dem Tage aber, an dem sein Haß endgültig neu gerichtet ist, nur noch die Feinde der Genialität trifft, an dem Tage erlebt er eine innere befreiende Erneuerung, die ihn dem ganzen Dasein und den Mitmenschen gegenüber vollkommen wandelt. Nun erst wird er frei von all den furchtbaren Fesseln,

die das Tier noch nicht kannte, und die die Menschen die „Macht des Bösen“ nannten. Dann erst ist es ihm unmöglich, je wieder in ein „Dichten und Trachten, das böse ist“, zurückzuverfallen. Die Vollkommenheit hat er damit noch nicht erreicht, aber nun erst ist sie ihm erreichbar.

Welche „Mächte des Teufels“ aber sind es, die er durch die neue Richtung seines Hasses endgültig tilgen konnte, gegen die alles „Ankämpfen“ der Gläubigen jener Krischna-Irrlehre so vergeblich ist? – Sie in ihrer Entstehung begreifen, heißt sie ohnmächtig machen! –

Wir erinnern uns der Vergeßlichkeit des Tieres gegenüber der erlebten Lust und Unlust. Ihr ist es zu danken, daß das Tier nur so lange haßt, als es bedroht ist, aber nach der beseitigten Gefahr und dem Verschwinden des Feindes den Haß sofort vergißt, bis es seiner wieder ansichtig wird. Ganz anders der Mensch! Ihm graben sich die erlittenen Gefahren und Qualen tief in das Gedächtnis, und deshalb bleibt auch der Zorn des Selbsterhaltungswillens lebendig. Da aber außerdem seine wache Vernunft diesem Selbsterhaltungswillen verrät, wie er Lusterleben häufen könnte, so paart sich sein Haß mit der Vernunft, um wieder und wieder zu grübeln, wie er das Lusterleben vor dem Feinde schütze und wie er nun seinerseits auch diesem das Lusterleben störe. So erwachen in dem Menschen die unseligen „Eigenschaften“, die ich die Kinder des Hasses und der Vernunft nenne, die das Zusammenleben der meisten Menschen zur Hölle machen, die die Erde in ein „Jammertal“ verwandeln! Es erwacht die „Teufelsbrut“: Zank, Rachsucht und Bosheit.

Die lichtscheuen, finsteren Kinder des Hasses und der Vernunft würden immerhin vielen Menschen, die von anderen in ihrer Lust nicht mehr bedroht werden, die selbst friedfertig sind, noch ein „Paradies“ auf Erden ermöglicht haben, wären sie die einzigen Kinder dieser unseligen, erst beim Menschen möglich gewordenen Paarung geblieben, ein Paradies im Vergleich zu der Hölle, die auf

Erden wurde, weil sich die andere „Teufelsbrut“ nicht scheut, das Leben eines jeden Menschen, auch des friedfertigsten, zu vergiften.

Die Sehnsucht der Menschen nach der Häufung der Lust, nach dem Glücke, ist gewiß sehr unterschiedlich. Wir finden den vergeistigten „Eudämonismus“ (Glückseligkeitslehre) und den plump trieblüsternen als Lebensinhalt gepriesen und dazwischen alle nur denkbaren Abstufungen. In einer Beziehung aber gleichen sich alle die Menschen, die das Glück als Lebensziel erachten. Sie alle (und es sind die meisten der Lebenden) müssen darauf gefaßt sein, daß in ihrer Seele sich durch die Paarung von Haß und Vernunft die Drachenbrut einnistet: Neid, Mißgunst und Habgier. Diese Eigenschaften sind noch schlimmer als die erstgenannten, denn sie verfolgen auch alle die, die niemals den Menschen ihre Lust störten; sie verfolgen vor allen Dingen die, die man für „glücklich“ hält oder die es sind. Sie machen die lieblichsten Wohnorte des Menschen, machen friedliche Siedlungen mitten in der wunderbarsten Naturschönheit, die uns paradiesische Wohnstätten dünken möchten, zu Mördergruben, in denen die Seele ersticken muß, und dies besonders dann, wenn die herrschenden „Morallehren“ sich erstaunlich wenig mit dieser Seelenpest befassen. Alles Bemühen der bisherigen Religionen, durch Androhen ewiger Strafen, durch Versprechen ewigen Lohnes der Höllenbrut von Haß und Vernunft Herr zu werden, scheiterte, mußte scheitern, und frei von ihnen blieben nur ganz wenige; meist nur die, die aller Lust entsagten! Das war der einzige Weg, der einigermaßen befreien konnte; der Weg der „Askese“, „der Weltentsagung“, der Verachtung der Daseinsfreuden und -leiden!

Da ist es denn eine gar tröstliche und köstliche Erkenntnis: diese Brut ist keine unbesiegbare „teuflische Macht“; sie wird im Menschen geboren und muß in ihm geboren werden, wenn die Vernunft schon erwacht, aber die Genialität in ihm noch nicht kraftvoll genug bewußt ist, um zur Erlösung in der Erkenntnis durchzudringen. Wenn aber der Mensch nicht mehr das Glück als

das Ziel und den tiefsten Inhalt des Lebens ansieht, wenn er im Jenseitserleben vor dem Tode den Einklang mit dem Göttlichen, die Vollkommenheit erreichen will, hat sich sein Haß gewandelt. Der Haßstrahl trifft nun nur all das, was das Gotterleben hemmt und hindert. Er erkennt in der Höllenbrut des Hasses und der Vernunft die Todfeinde seiner Unsterblichkeit. Und der heilige Zorn seines Unsterblichkeitwillens richtet sich gegen nichts in der ganzen Umwelt und in seiner eigenen Seele so kraftvoll wie gegen diese Höllenbrut. Als Todfeinde der Unsterblichkeit waren sie ja auch von der indischen „Religion der Menschenliebe“ schon erkannt, aber so lange man ihr Entstehen und ihre Macht einem Teufel zuschrieb, der sich zum Ziel setzt, des Menschen Seele zur ewigen Verdammnis zu führen, konnten sie nicht überwunden werden. Sie werden durch die Vernunft geboren, und so nimmt erst das Erkennen ihres Werdens ihnen ihre unheimliche Macht, und der geniale Haß duldet sie nicht mehr, sondern überwindet sie kampflos.

Der Mensch, dessen genialer – das heißt nach göttlicher Wahl gerichteter – Haß in seiner eigenen Seele die finstere Brut restlos tilgte, hat also keineswegs, wie die Inder Krischna und Buddha dies lehrten, den Haß abgestreift; sondern er haßt in der eigenen Seele und in der Umwelt alles, was den Wünschen der Genialität widerstrebt, und er wird um so glühender hassen, ein je schlimmerer Störenfried des Jenseitserlebens es ist, der ihm entgegentritt. So ist ihm das Tun gutherziger, flacher Triebmenschen, die „leben und leben lassen“, kaum hassenswert, eher gleichgültig, sofern ihr Vorbild nicht andere vergiftet. Aber er haßt z. B. inbrünstig das Treiben, heilige Werke des Gotterlebens mit der Vernunft solange zu bekritteln, zu bespötteln, zu zerpflücken, bis viele Menschen dadurch das Sehnen nach Gotterleben verlieren. Er haßt auch die seelenlose, ruhelose Unentwegtheit der Daseinsstreiter, die so vielen Menschen das Leben zur Qual machen und die so rücksichtslos mit ihren oft ganz unwichtigen Alltagszielen gottwache Menschen aus dem Jenseitserleben in ihre kleine Welt zerren. Er haßt das Tun derer, in denen die Kinder von Haß und Vernunft wohnen. Er haßt

die Verlogenheit und deshalb am meisten die Lügen in Fragen der Genialität. So haßt er alles, was freventlich Mißbrauch treibt mit Gutgläubigen, was Gotterleben, -handeln und -fühlen vortäuscht, um Macht über Menschen listreich zu erschleichen. Er haßt es, wenn zum genialen Schaffen Begabte ihre Seelen und ihre Werke vergiften, weil sie den Wunsch zum Guten in sich verkümmern lassen. Er haßt es, wenn zum genialen Schaffen Begabte den Hochverrat an der Genialität begehen, ihre Werke nach „Existenzfragen“ abzumodeln, statt lieber mit Taglöhnerarbeit sich die Nahrung zu verdienen, sich das Schaffen aber rein zu halten von allen Nützlichkeitserwägungen.

So müssen die Menschen, in denen das göttliche Wünschen am kraftvollsten bewußt ist, in denen also auch der Wunsch zur Menschenliebe inbrünstig brennt, dennoch vieles hassen, und die Qualen, die hieraus ihren liebreichen, warmfühlenden Seelen bereitet werden, machen allein schon aus ihrem Leben ein „Martyrium“, das wohl am besten beweist, wie wenig unsere erhabene Gotterkenntnis die Glückssehnsucht befriedigt. Wer von uns wird wohl die Hoffnung wagen, daß die Mehrheit der Menschen sich selbst dank dieser Erkenntnis so kraftvoll umschafft, um die Kinder von Haß und Vernunft in sich vollkommen zu tilgen und die Wünsche zur Genialität so machtvoll zu entfalten, daß auch der hochstehende geniale Mensch seine innige Menschenliebe etwas häufiger verwirklichen darf, ohne dabei bewußt unmoralisch zu handeln.

Wer aber seine Erfahrungen über das Fühlen des von der Herrschaft des unvollkommenen Selbsterhaltungswillens noch nicht befreiten Menschen – der in sich noch die Kinder von Haß und Vernunft lodern fühlt – auf diesen Haß des genialen Menschen überträgt, der stellt sich dessen Seele freilich ganz irrig vor! Dieser kraftvolle geniale Haß ist frei von Zank, Rachsucht, Bosheit, Neid, Mißgunst, Habgier. Er kennt nur einen sehnlichen Wunsch: in allen Menschen, deren Tun er hassen muß, das Göttliche erwachen und erstarken zu sehen. So ist er in jedem Augenblicke des Lebens bereit, mit herzinniger Freude festzustellen, daß sein Haß nachlassen

darf, weil der andere einen Schritt weiter zur Höhe tat. Jederzeit hilft er ihm gern bei diesem Aufwärtsschreiten. Aber zu einem ist er niemals bereit: sich durch das gemeinsame Leben mit einem solchen Menschen das Jenseitserleben verkümmern zu lassen; denn sie alle, die dies Erleben nicht selbst kennenlernten, greifen jederzeit ahnungslos und rücksichtlos in unser Seelenleben, ohne jede Ehrfurcht vor dem, was sie zerstören. Hierin sind unter den Menschen, in denen noch eins der Kinder von Haß und Vernunft lebt und sein Gift in das Dasein sät, die am meisten zu fürchten, die lebhaft und mitteilsam sind. Der inbrünstige Friedenswille ist heißer Lebenswille des Genialen, und Unfriede ist ihm Verlust der Unsterblichkeit! Das ist der Grund, weshalb der genial Hassende seinen Wunsch – den anderen Menschen zur Höhe zu helfen – so sehr überwachen muß, damit er nicht zur Unmoral werde. Da der geniale Haß nichts anderes möchte als die Entfaltung des Gotterlebens in den Menschen, wodurch dann ohne Kampf alles Ungeniale lebensmatter würde, eben deshalb stürzt er auch die Tafel der Inder Krischna und Buddha, die Tafel von der Pflicht des Verzeihens und Vergessens. Wenn andere Menschen ihm Stunden des Lebens vergiften, oder aber, wenn er selbst sich sogar bei diesem Erleiden verirrt und ungut handelt, so gibt es für ihn nicht das tierische Vergessen des Geschehenen! Nein, es gräbt sich ganz im Gegenteil das Unrecht, das er tat und litt, jedes der schlimmen Worte und Taten in seine Seele ein, damit es dort als Warnung stehe für sich und den andern. Und je weniger er alles Geschehene vergißt, um so größer ist die Hoffnung, daß dies Entgleisen ein letztmaliger Irrweg in seinem und in des anderen Menschen Leben sei. Allerdings, den Menschen, in deren Seele noch die Höllenbrut von Haß und Vernunft lebt, bleibt nur das Vergessen als einziger Weg, um sich vor immer neuen, boshaften Entschlüssen und Taten der Rache zu retten, die dem Genialen ganz unmöglich sind!

Der göttlich Hassende hat selbstverständlich auch eine von den Jenseitswünschen geleitete göttliche Wahlliebe zur Seite. Er gibt die von Krischna vor vielen Jahrtausenden gelehrte und dann

von anderen Religionen nachgesprochene wahllose Nächstenliebe bewußt auf. Er liebt nicht wahllos, wie „die Sonne, die über Gerechte und Ungerechte“ in gleicher Weise scheint. Er darf die Totengräber des Gotterlebens selbst dann nicht lieben, wenn sie „die nächsten Angehörigen“ sind. Die wahllose Liebe der Blutsverwandten ist ihm Unmoral; erst recht aber eine wahllose „Menschenliebe“, die von Sippenpflicht und Volkspflicht nichts weiß. Die ernste Prüfung des Charakters seines Mitmenschen schafft die Grundlage für Lieben und Hassen, und als Vorbedingung der Erhaltung einer Vertraulichkeit verlangt unsere Moral die Wahlverwandtschaft der Genialität unter den Menschen.

Aber weil diese Menschenliebe als göttlich gerichtete Wahlliebe einzig geleitet wird von dem Entfaltungsgrade der Genialität in dem anderen, so macht diese Moral auch ein Ende mit der Gleichmacherei aller Menschen. Die Menschen sind nicht „gleich“; sie haben nicht „alle ihre Schwächen“ und sind auch nicht „allzumal Sünder“. Nichts hat die ernste Selbstvervollkommnung und erst recht die Selbstschöpfung der Vollkommenheit mehr behindert, nichts hat die seelische Faulheit, den Verzicht auf die Seelenentfaltung mehr unterstützt als diese, ach, so bequemen Irrlehren.

Die Menschen sind die verschiedenartigsten Geschöpfe, die es überhaupt unter den Lebewesen gibt. Die Diesseitsmenschen, die alles verloren, was das Tier an Echtheit und Einfachheit der Seele adelt, und die die „Drachenbrut“ in sich am Leben ließen, sie stehen tief unter den unbewußten und den unterbewußten Lebewesen. Sie haben nichts gewonnen, aber unendlich viel verloren. Der geniale Mensch aber, der Vollkommenheit, der dauernden Einklang mit dem Göttlichen in sich schuf, ist Bewußtsein Gottes, solange er atmet. So besteht doch, dächte ich, ein bedeutsamer Unterschied zwischen dem „tiefstehenden“ und dem „hochstehenden“ Menschen. Dazwischen finden sich alle Abstufungen, keiner gleicht dem anderen an innerem Werte. Die Wesenszüge des gleichen Erbcharakters bei Volks- oder Sippengeschwistern können diese

Unterschiede nicht ausschalten, nur unauffälliger machen. Freilich, es haben alle die Menschen, die nicht bis zur Vollkommenheit vorgedrungen sind, ihre „Schwächen“. Aber die „Schwächen“ der hochstehenden Menschen sind wie nebensächliche Unebenheiten eines erhabenen Götterbildes; die „Schwächen“ der tiefstehenden aber sind Verzerrungen, Entstellungen und Verkrüppelungen, die die ursprüngliche Gestalt ihrer Kinderseele nicht mehr erkennen lassen. Wie unmöglich muß es all denen werden, die sich den Blick für die Verschiedenheit der Menschen so trübten, sich den Blick für das Erhabene zu erhalten!

Die unselige Gleichmacherei der Menschen ist denn auch schuld daran, daß sie das Erhabene nicht erkennen können, solange es noch in der nämlichen menschlichen Gestalt unter ihnen weilt und sie auch hierfür den tröstlichen Spruch bereit halten: „Wir sind eben Menschen und haben alle unsere menschlichen Schwächen.“ Erst wenn der wahrhaft Geniale tot ist und die unsterbliche Gestaltung seiner Seele in seinen Werken allein übrigblieb, dann vielleicht können sie das Erhabene erkennen.

Gerade die unseligen Gleichheitslehren machen es vielen schlechterdings unmöglich, Erhabenes im Menschen zu vermuten. Sie schließen einfach von sich auf alle. Das eigene enttäuschende Erleben, das eigene häufige Versagen hat ihnen die Achtung vor dem Menschen genommen. Sie stellen sich in des anderen Seele unwillkürlich die gleiche Armut an Gotterleben, das gleiche Durcheinanderwogen miteinander streitender Triebe, geleitet von einem stets zu Heuchelei bereiten Nützlichkeitssinn, vor, und alles, was der Erhabene ihnen darbietet, sind sie versucht, für erheuchelt zu halten. Sie mißdeuten ihn nach ihren eigenen kleinlichen Beweggründen, lächeln überlegen, wenn dieser ihnen seine edlen Gründe mitteilt, und halten fest an ihrer Vermutung. Sie sind aber dann nicht etwa traurig, sondern stellen mit einem gewissen Behagen fest, daß „er eben auch seine Schwächen hat“. In dem dämmrigen Winkel allgemeiner Nachsichtigkeit mit sich selbst und mit den andern ist

den Menschen aller Stolz, alle Achtung vor Menschenwürde und Menschenamt verloren gegangen. „Menschlich“ sein heißt für sie etwas denkbar Unvollkommenes sein, und so achten sie die großen Lebendigen nicht, sondern höchstens die großen Toten. Nichts aber könnte uns die entartende Wirkung der Lehre von der Gleichheit aller Menschen besser vor Augen führen als dies. In ihrer Seele hat unsere Erkenntnis von der erhabenen Höhe, auf der der Mensch stehen kann – und zwar aus eigener Kraft stehen kann –, keinen Raum; diese Erkenntnis dünkt ihnen „Größenwahn“. Für uns aber, die wir wissen, daß die Menschen das einzige Bewußtsein Gottes sein können, für uns ist das Erhabenste eben noch menschenwürdig. Alles, was wir an menschlicher Vollkommenheit erleben dürfen, überragt niemals unsere Erwartungen, sondern es stellt das dar, was uns als Ziel unserer Selbstschöpfung gar wohl bekannt ist.

Aber mit der Erkenntnis des ungeheueren Abstandes zwischen den verschiedenen Menschen begnügt sich unsere Moral nicht. Da unsere Menschenliebe göttlich gerichtete Wahlliebe ist und sich von den Wünschen der Genialität allein leiten läßt, so setzt sie eine ernste, wahrhaftige Prüfung des Charakters der anderen Menschen voraus! Hierauf aber beschränkt sie sich nicht. Sie liebt die Genialität in sich ebenso innig wie die der anderen, und so wird ihr die wahrhaftige Selbstprüfung Pflicht und die Selbstliebe im gegebenen Falle ebenso selbstverständlich wie unter Umständen der Selbsthaß, wenn die Selbsterkenntnis Todfeinde der Genialität in der eigenen Seele fand. So verurteilt also die Moral des Lebens die wahllose Selbstsucht, wahllosen „Egoismus“, ebenso wie wahllose Opfersucht, wahllosen „Altruismus“. Die Liebe zur eigenen Genialität kann uns ebenso oft gebieten, unsere eigenen Wünsche den fremden voranzustellen, also „egoistisch“ zu handeln, wie uns auch die Liebe zu der Genialität des andern veranlaßt, die Wünsche der anderen den eigenen voranzustellen, „altruistisch“ zu handeln. Ein Egoismus, der im Widerspruch zu den Wünschen der Genialität die Seelenwünsche eines anderen zurückstellt hinter eigene ungeniale Forderungen, ist Unmoral ganz ebenso wie der

Altruismus, der die eigene Genialität darben läßt, um Daseinswünsche anderer Menschen zu befriedigen. Diese Erkenntnis unserer Moral ist wieder einmal ein Beweis dafür, wie notwendig alles Abwägen an den Wünschen der Genialität bei jeder Handlung ist! Hier ist eine Schablone des Handelns unanwendbar; hier muß der Mensch jeden einzelnen Fall selbst prüfen, bis durch das stete Befragen der Genialität diese so kraftvoll wird, daß er mit Sicherheit genial handelt. Dadurch, daß die von den Wünschen der Genialität überwachte Hilfsbereitschaft dem Wunsch der Menschenliebe so sehr entspricht, erfüllt jedes Helfen zwei Wünsche der Genialität: den Wunsch des Handelns und den Wunsch des Fühlens; das ist der Grund, weshalb diese Hilfsbereitschaft nach göttlicher Wahl die Seele leichter entfaltet als die göttlich gerichtete Selbstrücksicht und Selbsthilfe.

All diese Erkentnisse werden die grundsätzlich wahllosen „sozialaltruistischen Betätigungen“ des Christentums nicht mehr mit dem Namen Tugend krönen! Unsere Genialität wünscht, daß alle Daseinsnotwendigkeiten von den Menschen selbst erarbeitet werden, den Kranken aber vom Staate gegeben werden. Viele „soziale Fürsorge“ ist ja nur nötig wegen der Mißstände im Staate, die durch „Wohltätigkeit“ gefährlich verhüllt werden. „Wohltätigkeit“ tritt den Stolz im Empfänger mit Füßen und verroht daher die Seele des „Wohltäters“ leider nur zu häufig. Nur eine Hilfe verroht nicht den Geber und demütigt nicht den Empfänger: es ist das Wecken der göttlichen Wünsche und das Befreien der Genialität aus den Fesseln in der Seele der anderen. Da die Selbsterkenntnis so unweigerliche Voraussetzung jeder Selbstfürsorge und Selbsthilfe, die göttlich gewählt ist, sein muß und auch Voraussetzung zur göttlich gerichteten Hilfsbereitschaft ist, so müssen wir auch die Tafel von der Demut als Tugend stürzen. Sie ist in der christlichen Religion ursprünglich nur dem Gotte gegenüber anempfohlen worden, und da der Mensch nach diesem Glauben, trotz all seinem Mühen, stets ein „Sünder“ vor Gott bleibt, ist die Lehre von der Demut als Tugend nur zu selbstverständlich! Wer alles Gute, was

er tut, nur dem Gotte verdankt, nichts durch eigene Kraft erwarb; wer nur das Böse in sich selbst verschuldet, dem ziemt es, daß er nicht aufrecht zu stehen wagt vor seinem Gotte! Wir aber, die wir die Möglichkeit des Menschen erkannten, vollkommen zu werden, wir kennen weder Demut noch Hochmut, sondern nur den ernsten Willen, in Wahrhaftigkeit zu prüfen, auf welcher Stufe wir stehen. Und ist sich einer von uns der Gottnähe bewußt, so wird er dies in Wahrhaftigkeit mit derselben Selbstverständlichkeit erkennen, wie er sagt, daß die Sonne scheint.

Demut und Hochmut sind für uns verwerflich; an ihre Stelle tritt nach dem Ergebnis unserer strengen Selbstprüfung eine richtige Selbsteinschätzung, gemessen an dem Maße des Wesens aller Dinge: der erreichbaren Vollkommenheit, und gemessen an dem Maßstab der Erscheinungen: der Stufe unserer Mitmenschen. – Da die Genialität den Menschen so gänzlich frei macht von Ehrgeiz, Ruhmfreude, Eitelkeit und anderen ungenialen Fesseln, so ist wahrlich nicht zu befürchten, daß ein wahrhaft gottwacher Mensch seine Seele durch die Erkenntnis der erreichten Höhe verzerren werde, wie es jene ungenialen Menschen, die von den törichten Scharen als „Genie“ gefeiert werden, zu tun pflegen.

Die Menschenliebe gebietet – im Verein mit dem Wunsch zum Schönen im Menschen – den genialen Willen zum Frieden, zur Versöhnung. Die Irrlehre indischer Verfallszeit mit ihrer Predigt der Haßentsagung, der Feindesliebe und des immerwährenden Verzeihens konnten dem Unsterblichkeitwillen niemals die Kraft verleihen, zum Erlöser der Genialität aus den Fesseln des Daseins und aus den Fesseln der Kinder von Haß und Vernunft zu werden, den Frieden zu verwirklichen. Und so war es nur zu begreiflich, daß die Erfahrung aller Mißerfolge – die Erfahrung des „Erliegens des Guten im Kampfe mit dem Bösen in der Seele“, die Erfahrung des stets neu aufflackernden Streites – die unwürdige Irrlehre von der Ohnmacht des Menschen gegenüber der „Sünde“ schuf! Diese aber war wieder der Anlaß zu der Lehre, die die Menschen so sehr in

Unvollkommenheit festhielt, der Lehre von der Gnade des immer zum Verzeihen bereiten Gottes. Hatte schon die indische Moral – die zum großen Teil ein Gemisch von unerfüllbarer Unnatur, Unmoral und Selbstverständlichkeiten verlangt – den Menschen so wenig Flugkraft zur Vollkommenheit geschenkt, so bedrohte ihn die Lehre von der Erlösung durch Gnade vollends, da sie den Unsterblichkeitwillen zufriedenstellte. Nur ganz außergewöhnliche Menschen konnten trotz dieser erschlaffenden Lehre zu hoher Stufe steigen.

Unsere frohe Botschaft von der erlösenden Macht unseres eigenen Unsterblichkeitwillens zum Erleben der Ewigkeit und von der Erreichbarkeit der Vollkommenheit durch eigene Kraft vor dem Tode hat die stolze und ernste Verantwortung für all unser Handeln im Gefolge! Sehr zur rechten Zeit erkannte die Vernunft – ehe wir die Erlösung in der Erkenntnis fanden –, wie sehr begründet die Auffassung ist, daß nicht ein Gedanke oder ein Wort noch eine Tat je wieder durch Reue, Verzeihen oder Vergessen ausgelöscht werden kann, eine Erkenntnis, ohne die die Erreichung der Vollkommenheit aus eigener Kraft ganz unmöglich wäre. Denn die „psychologische“ Forschung führte uns zu der ernsten Tatsache, daß auch das Erlebte, das wir verzeihend vergessen, nicht aus unserer Seele getilgt ist, sondern im Unterbewußtsein weiterleben und dort unsere Seele beeinflussen kann.

Diese Tatsache macht für alle die, welche die Erlösung der Genialität in sich und anderen fördern wollen, ein Ende mit der Lehre von der „Tugend des Vergebens und Vergessens“! Sie zeigt uns den unerbittlichen Ernst der Unwiderruflichkeit alles menschlichen Tuns und erfüllt uns mit Ehrfurcht vor der gewaltigen Macht des zur Handlung und zu Worten gestalteten menschlichen Willens. Ehrfurcht vor der Seele des andern – der wir durch unsere Worte und Taten Wunden schlagen können, die nie zu heilen sind, die trotz allen „Vergessens“ seine Genialität stören können – läßt uns von nun an auch in der Erregung die Worte und Taten wägen an den Wün-

schen der Genialität; aber sie läßt uns auch in ganz anderem Maße unsere Seele schützen vor ungenialen Worten und Handlungen der anderen. Nicht „vergessen“ wollen wir das Erlebte, lassen es nicht in das Unterbewußtsein gleiten; sondern das eigene und das fremde Unrecht lassen wir in unserem Bewußtsein brennen, damit es uns ein Schutzwall werde, je in Zukunft noch einmal so zu entgleisen, damit es uns Warnung sei, uns solchen Verwundungen wieder auszusetzen. Das „Vergessen und Verzeihen“ wird uns schon deshalb zur Unmoral, weil es uns und den anderen zu leicht verleitet, das Unrecht zu wiederholen. Und da wir frei sind von den Kindern des Hasses und der Vernunft, wird dieses Nichtvergessen nicht Zank und Rachsucht bewirken, sondern nur uns und den anderen zur klaren Erkenntnis des Unrechtes führen, wie denn auch unser klares Erinnern an alle unsere eigenen ungenialen Handlungen uns ein Helfer zur Höhe ist. Diese ernste Verantwortung für all unser Tun, die nichts vergeben haben will, was sie tat, sondern die Bürde der Tat in Erkenntnis ihrer Unauslöschlichkeit bis zum Tode trägt und die auch dem anderen durch waches Erinnern des Unrechtes helfen will, sie führt den Menschen in kraftvollen Schritten zur Höhe. – Wie kläglich ist dagegen die Ohnmacht all derer, die getreulich am Tage siebzig mal sieben ungenial handeln und getreulich am Tage siebzigmal sieben verzeihen und vergessen und in diesem steten Wechsel ihr ganzes Leben in den Niederungen verweilen.

Ihre Heiligung ist unmöglich, und so stehen sie denn mit grauem Haupte des Sonntags noch ganz ebenso wie in der frühesten Jugend vor dem Altare und bekennen „in tiefer Demut, daß sie das Gebot Gottes in Gedanken, Worten und Werken vielfältig übertreten und dadurch gesündigt haben“, und schämen sich nicht vor den Steinen des Altars, daß sie seit Jahren in gleicher Demut die gleiche Ohnmacht bekannten! Schämen sich nicht, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht ein einziges Mal mit Stolz zu dem Altare schreiten konnten und bekannten: Mein Wille wurde kraftvoll, und ich habe Deine Gebote nicht mehr vielfältig, sondern nur noch selten übertreten, und ich werde weiter zur Höhe schreiten und eines Tages

vor diesem Altare bekennen können, daß ein den Wünschen Gottes Zuwiderhandeln mir unmöglich geworden ist!

Der Mythos, der die Kinder des Hasses und der Vernunft nicht in der Seele des Menschen tilgen konnte, nahm seine Zuflucht zu dem Vergessen des erlittenen Unrechtes, das die einzige Möglichkeit war, den Hader der Menschen zeitweise zu schlichten und zum wenigsten kurze Stunden des Friedens zu schaffen. Unsere Erkenntnis aber brachte uns die Kraft, uns von jener Drachenbrut zu befreien, und unsere Seele will sich von dieser Irrlehre der Vergangenheit nicht mehr in den Niederungen halten lassen. Sie will vollkommen werden, und so will sie wahrhaftiges, gerechtes Urteil, keine „Gnade“, und schreitet aus eigener Kraft aufrecht zu den Gipfeln.

Das Herrliche aber ist, daß in all den anderen Seelen, die sich ganz den Wünschen der Genialität weihten, die Drachenbrut ebenfalls verschwunden ist, und somit Unfriede, der zu „verzeihen“ wäre, unter all diesen Seltenen nicht mehr zu finden ist. Unter ihnen sind Streit, verletzende Worte, verletzende Taten unmöglich; unter ihnen ist der Friede, den die Genialität ersehnt, verwirklicht.

Die Menschen aber, die in sich die Kinder von Haß und Vernunft noch ganz oder zum Teil am Leben erhielten, oder die aus Unverständnis für das Jenseitserleben uns wieder und wieder in das Diesseits zerren möchten, sie müssen wir nicht an unserem Dasein im täglichen Zusammensein teilnehmen lassen. Sie werden all unser Handeln im Sinne ihrer verzerrten Seele umdeuten, werden sich moralisch überlegen fühlen, weil sie an der ihnen so sehr willkommenen Lehre von der „Tugend“ des immer bereiten Verzeihens, der wahllosen Menschenliebe usw. festhalten. Deshalb werden wir ihnen nicht zur Vervollkommnung helfen können, wenn wir mit ihnen zusammenleben; aber sie werden unseren Frieden, unser Jenseitserleben, unser Schaffen, alles, was uns heilig und Sinn des Lebens ist, wieder und wieder stören und dabei das unerschüt-

terlich beste Gewissen haben. – Zu ihnen gehen wir, wenn immer die Daseinsnotwendigkeiten dazu führen, und zu ihnen gehen wir, wenn wir ihnen im Erwecken der Genialität durch Wort und Tat helfen möchten. Aber wir sind nicht „ihresgleichen“ und können ihnen nur zur Höhe helfen, wenn ihnen die Ungleichheit begreiflich wird durch unser einsames Leben. Haben sie sich irgendwann zur Höhe aufgerafft, haben sie sich ganz den Jenseitswünschen geweiht, dann erst dürfen wir mit ihnen leben, ohne unmoralisch zu handeln.

So zeigt uns unsere Moral des Lebens neue Wege zur Erfüllung der Genialität des Fühlens, gibt uns neue Tafeln des Hasses und der Liebe, denn sie sagt uns:

Deine Liebe und dein Haß seien geleitet von den göttlichen Wünschen und im gleichen Sinne gegen dich und andere gerichtet.

Zu solcher Liebe und solchem Hasse mußt du dich selbst und die anderen wahrhaft erkennen, dir vor allem der Stufe deiner Vervollkommnung klar bewußt sein.

Eine solche Liebe und ein solcher Haß verbietet wahllosen Opfersinn und wahllose Selbstfürsorge.

Dein Wille sei Erlöser des Gotterlebens, wo immer es in Fesseln liegt; dies ist die Macht und der tiefe Sinn eines solchen Liebens und eines solchen Hassens.

Dein Handeln sei getragen von der stolzen Erkenntnis der Verantwortung und dem unerbittlichen Ernst der Unwiderruflichkeit, der dir verbietet, dir und andern ungöttliches Tun zu vergessen und dir durch Gemeinschaftsleben mit Unerlösten immer das Jenseitserleben zerstören zu lassen.

Nur so wirst du dir und andern ein Führer zur Höhe der Vollkommenheit.

Die Moral des Lebens, geboren aus unserer Erkenntnis vom heiligen Menschenamt, wird die Menschen kampflos zu jenen lichten Höhen führen, auf denen die Seltenen aller Jahrtausende weilten, wenn sie auch freilich ihre Gotterhabenheit nur dunkel ahnten. Das bewußte klare Erkennen des hohen Menschenamtes kann im

Laufe der zukünftigen Jahrtausende das Dasein der Menschen so gewaltig umgestalten, daß nach den Wirkungen es vielleicht so scheinen könnte, als sei nun erst die Zeit gekommen, da zum ersten Male der Mensch Gottesbewußtsein ist. Das „tausendjährige Reich“, das die Menschen in fantastischen Mythen vorausahnten, diese höhere Daseinsform, sie kann erst beginnen, wenn die Menschen den tiefen Sinn ihres Daseins erfaßt haben. Nicht als ob in Zukunft alle Menschen die Vollkommenheit in sich schüfen. Es wird immer die ungeheure Kluft bestehen, wie sie immer bestanden hat. Es wird immer Menschen geben, die alles verloren, was Tier und Pflanze „schuldlos“ sein läßt, aber nichts gewannen, was dem Tiere fehlt, weil sie ihre Genialität so im Dasein verkümmern ließen, daß sie Göttliches nicht mehr erleben. Aber die das Dasein umgestaltende Macht der Seltenen wird erst dann frei, wird erst dann gebieterisch den Verkümmerten die Wege weisen, wenn diese den einzigen hehren Sinn ihres Daseins und ihre Kraft zur Vollkommenheit erkannt haben.

Wenngleich die Seltenen seit je das Göttliche erlebten, so ist es dennoch ein Gewaltiges um die Erlösung in der Erkenntnis.

Der unermeßliche Kosmos, die Erscheinung Gottes, erschauert an dem Tage, an dem der Mensch sich erfüllt, an dem er erkennt: ich allein erlebe das göttliche Wünschen bewußt; ich, der Mensch, bin unter allen Wesen der Schöpfung das einzige Bewußtsein des Göttlichen.

Der unermeßliche Kosmos seit undenklichen Zeiten und auf undenkliche Zeiten hin stumm kreisender Welten aber erfüllt den Sinn seines Werdens und Seins jeweils in Vollendung, wenn der sterbliche Mensch – der einzige, der schuldig werden kann – im Dasein den Weg der Heiligung schreitet, göttliche, unsterbliche Worte, Taten und Werke auf Mit- und Nachwelt ausstrahlt und am Abend seines Lebens so vollkommen ist, wie alle nichtbewußte Erscheinung des Alls, und diese Vollkommenheit, diesen dauernden

Einklang mit dem Göttlichen, in jeder Stunde seines Lebens neu zu bewähren hat!

Glossar

Amöbe, niederer Einzeller, der noch keine besonderen Differenzierungen aufweist

Amoralisch, moralisch gleichgültig, der Nullpunkt zwischen Unmoral und Moral (siehe Moral)

Amphioxus, Lanzettfisch

Amphimixis, Vereinigung von Erbgut zweier Zellen, z. B. bei der geschlechtlichen Fortpflanzung

Aprioristisch, nicht erworben, sondern angeboren

Askese, Selbstabtötung, im besonderen Enthaltsamkeit von der Erfüllung des Paarungswillens

Biogenetisch, lebensgeschichtlich

Bronzezeit, Zeitspanne unserer vorchristlichen Kultur, in der vor allem Bronze für Schmuck und Waffen verwertet wurde, dauerte von etwa -1750 bis -800

Chlorophyll, grüner Farbstoff der Pflanzen, der Licht verschluckt und Photosynthese in Gang bringt

Chthonisch, Verehrung von Gottheiten in der Erdtiefe

Dadaismus, „Kunstrichtung", die das Stammeln des Säuglings nachäfft und die Sinnlosigkeit der Welt zu spiegeln versucht

Danaergeschenk, ein unheilbringendes Geschenk, nach Art des von den Danaern der Stadt Troja geschenkten, mit Kriegern gefüllten Holzpferdes

Deismus, nimmt im Gegensatz zum Pantheismus (siehe dort) einen von der Welt nicht nur geschiedenen, sondern verschiedenen Gott an, der aber im Gegensatz zum Theismus nicht als Person gedacht ist und auch nicht dauernd in Beziehung zur Welt steht

Differenziert, getrennt, abgewandelt

Ektoplasma, Plasma ist die Zellleibsubstanz des Einzellers, die nicht zum Kern gehört, Ektoplasma abgesonderter Außenteil dieses Plasmas

Esoterisch, innerlich, geheim, nur für Eingeweihte

Eudämonismus, Glückseligkeitslehre

Facettenauge, zusammengesetztes Auge der Insekten

Fakultativ, freigestellt, dem eigenen Ermessen, Belieben überlassen

Futuristen, Anhänger einer modernen Malweise (um 1910)

Germinalselektion, Auslese innerhalb der Keimzellen

Hedonisten, Anhänger der Genußlehre (Hedonismus)

Hekatombe, Massenopfer

Instinkt, unbewußt ausgelöste Handlungsweise oder Kette von Handlungen ist Instinktverhalten. Durch Instinkte sind in allen nicht bewußten Lebewesen die zur Selbsterhaltung wichtigen Handlungen gesichert

Intuition, innere Erkenntnis des Ichs im Unterschied zur Vernunfterkenntnis

Irritabilität, Reizbarkeit

Kabbala, jüdische Überlieferung, empfangene Lehre, enthält besonders die Geheimlehre der Zahlenmystik und der Zaubersprüche der Juden

Kausal, ursächlich zusammenhägend

Konjugation, der Austausch der Vererbungssubstanzen des Zellkerns zwischen zwei höheren Einzellern, die sich zu diesem Zweck eine Zeitlang aneinander lagern, dadurch das Erbgut neu kombinieren

Kontemplation, Versenkung in das Erleben des Göttlichen

Kopulation, die Dauerverschmelzung zweier Einzeller; geschlechtliche Vereinigung

Kubisten, Anhänger einer Kunstrichtung, die alle Formen, die sie darstellt, auf geometrische Figuren zurückführt (um 1910)

Maja, Trug, Täuschung, im Vendatasystem - Blendwerk der Sinne, das viele Erscheinungen vorspiegelt, während in Wahrheit nur das eine, das Göttliche, „Brahma“ ist

Mimikry, Nachahmung, im besonderen die von Darwin bei vielen Tieren nachgewiesene treue Anpassung der Tierfarben und Formen an die Umgebung oder das Aussehen gefährlicher Tiere zum Zweck eines Schutzes vor Feinden. So haben viele Raupen die Farbe und Gestalt eines Zweigstückes

Mneme, Gedächtnis, n. Semon: Bezeichnung für den Gesamtbestand eines Organismus andauernder, durch Reize bewirkter Veränderungen, die den Erscheinungen des Gedächtnisses, der Assoziation, Vererbung usw. zugrunde liegen

Monotheismus, Glaube an e i n e n persönlichen Gott

Mutation, Wechsel, Erbänderung eines Lebewesens, die plötzlich auftritt

Mythen, dichterische religiöse Gestaltungen eines Weltbildes ohne jedwede Verpflichtung zur Tatsächlichkeit

Objektivation, Vergegenständlichung, von Schopenhauer gebraucht für in Erscheinung getretenen Willen

Okkultismus, der in wissenschaftlichen Mantel gehüllte Aberglaube an unerkannt wirksame Mächte, ferner auch Geisterglaube: Spiritismus in scheinwissenschaftlichem Mantel

Pantheismus, Lehre, daß Gott und Weltall eins sind. Unterscheidet sich von unserer Erkenntnis, die wir Weltall als Erscheinung des Göttlichen erkennen und vor allem, da wir den Sinn des Menschenlebens, die besondere Verantwortung des Menschen, sich zum Bewußtsein Gottes umzuschaffen, und hiermit auch sehr ernste moralische Anforderungen an den Menschen erkennen

Philosophie, philosophisch, Weisheitheitliebe, Erkenntnislehre des Wesens aller Erscheinung

Philosophaster, Pfuscher auf dem Gebiet der Philosophie

Potentiell, möglich

Radiolaren, Strahlentierchen, Einzeller von besonders schönen Körperformen

Rationalisten, rationalistiscb, vernunftgläubige Menschen, die keine Grenzen des Vernunfterkennens gelten lassen wollen

Reflektorisch, rasche, kurze Antwort des Körpers auf einen Reiz, unbewußt zustandekommend

Relativität, Bedingtheit. Einheit will in seiner „Relativitätslehre“ glauben machen, auch Zeit und Raum seien bedingt, verwandelten sich nicht etwa nur für die Wahrnehmung, sondern tatsächlich je nach der Bewegung

Rudimentär, in der Entwicklung zurückgeblieben, verkümmert; nur noch in Ansätzen vorhanden; rudimentäre Organe des Menschen sind z. B. der Blinddarm und die Epiphyse

Selektion, Auslese, Zuchtwahl

Siderisch, auf die Sterne bezüglich

Somatisch, körperlich

Spiritismus, Aberglaube nicht nur an Geister Verstorbener, sondern auch an die Möglichkeit, mit diesen in Verbindung zu treten oder ihre Erscheinung wahrzunehmen

Sumerer, zur nordischen Rasse gehöriges, vorchristliches Kulturvolk, das in Mesopotamien 4000 v. Chr. eine blühende Kultur schuf.

Teleostier, Knochenfisch

Transzendental, auf das Wesen der Erscheinung bezüglich; unsere a priori mögliche Erkenntnisart von Gegenständen betreffend (Kant)

Veden, indische heilige Schriften, das „heilige Wissen“ enthaltend

Volvocineen, Kugelalgen, erste Vielzeller

Yoga, indische Lehre der Heiligung der Seele durch Verinnerlichung, später Kunstregeln zur künstlichen Herbeiführung eines Gotterlebens

Zytotropismus, Zellanziehung, eine Kraft, die Einzeller zeitweise aufweisen, die zum Aneinanderlagern der Einzeller führt, ohne daß aber, im Gegensatz zur Amphimixis (s. d.) und zur Konjugation (s. d.), Erbmasse vermischt oder ausgetauscht würde.